

Rundfunk und Geschichte

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte
Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

22. Jahrgang Nr. 1 - Januar 1996

Nutzungsgeschichte des Rundfunks

Das DDR-Hörspiel im Urteil der Hörer

SED und Rundfunk. Quelleninventar

Rundfunk und Jazz im Dritten Reich

Molotow im Rundfunk am 22. Juni 1941

Geschichte der Politpropaganda

**Zehn Jahre Sonderforschungsbereich
»Bildschirmmedien«**

Neues Rundfunkgesetz in Ungarn

Rezensionen

Bibliographie

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte

Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

Zitierweise: RuG - ISSN 0175-4351

Redaktion: Ansgar Diller Edgar Lersch

Redaktionsanschrift

Dr. Ansgar Diller, Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt am Main - Berlin, Bertramstraße 8,
60320 Frankfurt am Main, Tel. 069-15687212, Fax 069-15687200.

Dr. Edgar Lersch, Süddeutscher Rundfunk, Neckarstraße 230, 70190 Stuttgart,
Tel. 0711-9293233, Fax 0711-9292698.

Redaktionsassistenz: Dr. Stefan Niessen.

Herstellung: Michael Friebel.

Redaktionsschluß: 27. Februar 1996.

Inhalt

22. Jahrgang Nr. 1 - Januar 1996

Aufsätze

- Carsten Lenk
Das Dispositiv als theoretisches Paradigma der Medienforschung
Überlegungen zu einer integrativen Nutzungsgeschichte des Rundfunks 5
- Siegfried Hähnel
Das DDR-Hörspiel im Urteil der Hörer
Versuch einer Interpretation der Hörer-Hörspielpreise (1977 - 1991) 18

Dokumentation

- SED und Rundfunk. Quelleninventar zu den Protokollen
der Parteiführungsgremien (1946 - 1989)
(Ansgar Diller, Ingrid Pietrzynski) 30

Miszellen

- Filmpioniere im Rundfunk (1931)
(Jeanpaul Goergen) 43
- Rundfunk und Jazz im Dritten Reich
(Ansgar Diller) 45
- »Unsere Sache ist gerecht«
Die Rundfunkansprache Molotows am 22. Juni 1941 und ihre Hintergründe
(Carola Tischler) 48
- Franz Thedieck (1900 - 1995)
(Frank Capellan) 51
- Bert Donnepp (1914 - 1995)
(Wolf Bierbach, Manfred Erdenberger) 53
- Wim Toelke (1927 - 1995)
(Christoph Schneider) 55
- Wunsch und Wirklichkeit
Colloquium zur Geschichte der Politikpropaganda in Deutschland
(Jürgen Zieher) 56
- »Perspektiven der Medien- und Kommunikationswissenschaften«
10 Jahre Sonderforschungsbereich »Bildschirmmedien«
(Edgar Lersch) 59
- Rezeptionsgeschichte des Rundfunks
Ein Projekt des Südwestfunks
(Ralf Hohlfeld) 62
- »Peter Huchel zum Kennenlernen«. Eine Ausstellung in Potsdam
(Ingrid Pietrzynski) 66
- Gesetz für Rundfunk und Fernsehen in Ungarn
(Susanna Grossmann-Vendrey, András Székfü) 67

Rezensionen

Die ästhetische Faszination des Nationalsozialismus. Positionen und Probleme Peter Reichel: Der schöne Schein des Dritten Reiches Karsten Witte: Lachende Erben, Toller Tag Ulrich Hermann/Ulrich Nassen (Hrsg.): Formative Ästhetik im Nationalsozialismus Franz Dröge/Michael Müller: Die Macht der Schönheit (Konrad Dussel)	70
Fernsehgeschichte, aber die Fernsehgeschichte der Bundesrepublik? Knut Hackethler (Hrsg.): Institution, Technik und Programm Helmut Schanze/Bernd Zimmermann (Hrsg.): Das Fernsehen und die Künste (Edgar Lersch)	74
Klaus Petersen: Zensur in der Weimarer Republik (Ansgar Diller)	77
Klaus Winker: Fernsehen unterm Hakenkreuz Heiko Zeutschner: Die braune Mattscheibe (Ansgar Diller)	78
Deutsches Rundfunkarchiv (Hrsg.): »Hier spricht Berlin ...« (Wolfgang Mühl-Benninghaus)	78
Axel Schildt: Moderne Zeiten (Wolfgang Mühl-Benninghaus)	79
Konrad Dussel u.a.: Rundfunk in Stuttgart 1950-1959 (Axel Schildt)	80
Heinz-B. Heller/Peter Zimmermann (Hrsg.): Blicke in die Welt (Christian Filk)	81
Heiner Boehncke u.a. (Hrsg.): hr - 50 Jahre Rundfunk für Hessen (Ansgar Diller)	82
Tamara Domentat (Hrsg.): Coca-Cola, Jazz und AFN (Oliver Zöllner)	83
Knut Hackethler: Geschichte der Fernsehkritik in Deutschland (Wolfgang Mühl-Benninghaus)	84
Ludwig Jäger/Bernd Switalla (Hrsg.): Germanistik in der Mediengesellschaft (Christian Filk)	84
Hans Bentzien: Meine Sekretäre und ich (Wolfgang Mühl-Benninghaus)	86
Günter Herlt: Sendeschluß (Ingrid Pietrzynski)	87
Andreas Arthur Wernsing: E- und U-Musik im Radio (Thomas Münch)	87
Rainer Fromm/Barbara Kernbach: ... und morgen die ganze Welt. (Christian Filk)	88
Christoph Mick: Sowjetische Propaganda, Fünfjahrplan und deutsche Rußlandpolitik 1928-1932 (Carola Tischler)	89
Inventar der Befehle des Obersten Chefs der SMAD 1945-1949	90
Rainer E. Lotz u.a.: Discographie der deutschen Sprachaufnahmen	90

Bibliographie

Rundfunkbezogene Hochschulschriften aus
kommunikationswissenschaftlichen Fachinstituten
Fachgebiet Kommunikationswissenschaft / Journalistik
am Institut für Sozialwissenschaften der Universität Hohenheim
(Regine Kleeberger) 91

Zeitschriftenlese (69)
(Rudolf Lang) 91

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte

Vorstand des Studienkreises 93

Jahrestagung in Baden-Baden. Sitzungen der Fachgruppen am 5. Oktober 1995

Archive und Dokumentation
(Edgar Lersch) 93

Rezeptionsgeschichte
(Ralf Hohlfeld) 94

Technikgeschichte 95

24. Doktoranden-Kolloquium des Studienkreises in Grünberg 1996 96

27. Jahrestagung des Studienkreises in Wien 1996 96

Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

Neue Buchreihe des Deutschen Rundfunkarchivs 97

CDs des Deutschen Rundfunkarchivs 98

Zurück nach Adlershof

Die westdeutsche »Ostaufzeichnung« im Deutschen Rundfunkarchiv Berlin
(Sigrid Ritter) 98

Promotionsstipendien für Dissertationen zur DDR-Rundfunkgeschichte 100

Dokumente des Rundfunks - Zeichen der Zeit
Beitrag in der »Buchhandelsgeschichte« 100

Autoren der längeren Beiträge

Dr. Ansgar Diller, Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt am Main - Berlin, Bertramstraße 8, 60320 Frankfurt am Main.

Dr. Konrad Dussel, Universität Heidelberg, Wannestraße 45, 76694 Forst.

Dr. Siegfried Hähnel, Sterndamm 22a, 12487 Berlin.

Dr. Ralf Hohlfeld, Südwestfunk Unternehmensplanung/Medienforschung.

Dr. des. Carsten Lenk, Universität Regensburg, Roter-Brach-Weg 46, 93049 Regensburg.

Dr. Edgar Lersch, Süddeutscher Rundfunk, Historisches Archiv, Neckarstraße 230, 70190 Stuttgart.

Jürgen Zieher, Student an der Universität Mannheim, Sandgewannstraße 20, 68526 Ladenburg.

Das Dispositiv als theoretisches Paradigma der Medienforschung

Überlegungen zu einer integrativen Nutzungsgeschichte des Rundfunks

Die Entwicklung theoretischer Modelle ist - so lehrt ihre Anwendung - immer auch ein trade-off-Geschäft. In der Regel geht beim Erklettern theoretischer Abstraktionshöhen genau jenes Potential an Spezifik verloren, was auf der anderen Seite der Bilanz an Generalisierbarkeit hinzugewonnen wird. Umso schmerzlicher gilt diese Einsicht all jenen Wissenschaften, die von ihrem Untersuchungsgegenstand her auf eine kasuistische Perspektive verpflichtet sind, die sich eben einem konkreten Ereignis, einer spezifischen historischen Entwicklung innerhalb bestimmter Zeiträume, unter konkreten gesellschaftlichen Bedingungen, innerhalb bestimmter Kulturen widmen. Die historischen Wissenschaften zählen zweifelsohne zu diesem Feld, in dem das Streben nach Differenz, die Erhellung jener Faktoren, durch die sich eine historische Situation in ihrer Spezifik gerade von allen anderen unterscheidet, zum maßgeblichen Paradigma wird. So scheint sich zu bewahrheiten, was Rudolf Braun einmal als »Schicksal der historischen Fächer« bezeichnet hat, nämlich »an einer permanenten Theoriebedürftigkeit zu leiden«.¹

Ganz im Gegensatz zu diesem Dilemma der historischen Fächer, unter die hier auch die Erforschung von Rundfunk- und im weiteren Sinne Mediengeschichte eingereiht werden darf, wird in der Kommunikationswissenschaft seit ihren Anfängen gerne mit einer Vielzahl von theoretischen Modellen gearbeitet. Begonnen mit dem klassischen Kommunikationsmodell aus Sender, Botschaft und Empfänger bis hin zu hochkomplexen Prozeßmodellen gehört diesem Wissenschaftsverständnis nach die Entwicklung theoretischer Modelle zum täglichen Brot einer Wissenschaft, die es sich gerade zum Anliegen gemacht hat, das allgemeingültig Generalisierbare von Kommunikations- und Informationsprozessen zu untersuchen. Auch die Erforschung von Medienrezeption und Medienwirkung bedient sich vielfältiger Modellvorstellungen, um psychologische, kognitionstheoretische, soziologische Dimensionen und Einflußfaktoren ihres Forschungsgegenstands zu fassen. In der Forschungspraxis gilt es, solche Wirkungsmodelle mit den Methoden der empirischen Sozialforschung wie Befragung, Beobachtung und Experiment zu stützen oder in Frage zu stellen.

Theoretische Modelle tendieren einerseits dazu, allzu leicht zum Selbstzweck zu geraten,

wenn sie nicht an konkrete gesellschaftliche Befunde, an eine empirische Basis rückgebunden werden. Andererseits scheint ihre Existenz dort legitim, wo die Fülle der Fakten und Beobachtungen nach einer übergeordneten Betrachtungsweise verlangt. Theoriemodelle wären dann eine Art Denk- und Ordnungshilfe besonders für jene Forschungsfelder, die noch wenig erschlossen sind. Sie sind diesem Verständnis nach also weniger als allgemeingültige Wahrheiten zu betrachten, sondern als Werkzeuge, deren Brauchbarkeit im Laufe eines Forschungsprozesses durchaus obsolet werden kann, weil sie sich mit der Zeit als zu grob, zu unscharf erweisen, um dem Forschungsgegenstand in seiner Differenziertheit gerecht zu werden.

Die Erforschung historischer Rezeptionssituationen, der Versuch, Mediengeschichte als Nutzungsgeschichte zu schreiben, gehört ohne Zweifel zu den relativ neu beschrittenen Feldern der Medienhistoriographie. Die Geschichte des Zeitunglesens, des Radiohörens, des Fernsehens oder des Kinobesuchs ist gerade einmal in groben Linien projiziert, nachdem sie in den 80er Jahren als eine andere Perspektive auf die Geschichte der Medienentwicklung, nämlich aus der Perspektive der Nutzer, neben die etablierten Bereiche von Institutionen- und Programmgeschichte getreten ist. Mittlerweile hat sich gezeigt, daß das Unternehmen Rezeptionsgeschichte eine ganze Reihe von Tücken und Problemen aufwirft, die man ohne theoretische Vorüberlegung und Reflexion nicht bewältigen wird. Das beginnt mit dem Problem der Datenerhebung: Die Geschichte der Mediennutzung ist dem direkten sozialwissenschaftlichen Zugriff insofern entzogen, als Nutzungsweisen bestenfalls aus der Erinnerung von Informanten erfragt oder aus ihren Aufzeichnungen erschlossen werden können. Zum anderen wird schnell deutlich, daß Rezeptionsgeschichte ohne enge Anbindung an die Technik-, Institutionen- und Programmgeschichte eines Mediums nicht zu schreiben ist, es sei denn, man begnügt sich damit, eine mehr oder weniger gefällige Sammlung von »aparten Kabinettstückchen kommunikativer Kulturgeschichte« zusammenzutragen, wie Winfried B. Lerg seine Skepsis gegenüber der medienbiographischen Erhebungsmethode artikuliert.²

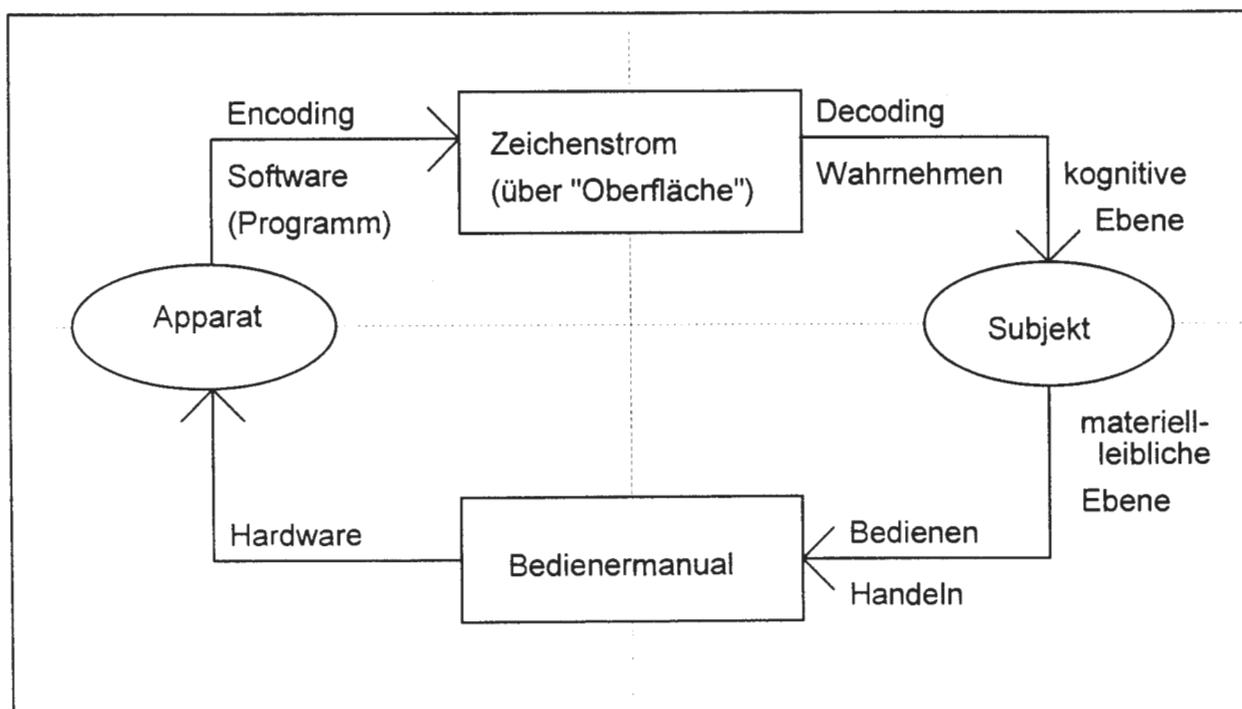
Die Erforschung der Hörfunknutzung im ersten Jahrzehnt des neuen Mediums (1923 bis 1932) mag verdeutlichen,³ daß es für eine integrativ gedachte Rezeptionsgeschichte nicht ausreichend, mediengeschichtliche Belege zur Rezeption lediglich zusammenzutragen. Diese verteilen sich auf ein breites Spektrum von Quellen, angefangen von den medienbiographischen Erinnerungen älterer Hörerinnen und Hörer, über die Empfehlungen, die Rundfunkzeitschriften und Werbeschriften geben, bis hin zu Bildbelegen, die Hörsituationen dokumentieren (oder besser:) inszenieren. Das Hauptproblem der Rezeptionshistoriographie ist es nun, diese Quellen in Beziehung zu setzen zur Entwicklung der Gerätetechnik, zur Entwicklung des Programms sowie zu juristischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, innerhalb derer sich Rundfunkhören bewegte. Die Vernetzung dieser gegenseitigen Abhängigkeiten und Einflußfaktoren kann nicht ohne Entwicklung theoretischer Modelle geleistet werden, deren Aufgabe es ist, die Fülle des vorgefundenen Materials zu strukturieren und sie in Beziehung zu setzen zu einem übergeordneten theoriegeleiteten Bezugssystem.

Zur Herleitung des Dispositiv-Begriffs

Ein solches Bezugssystem hat Knut Hickethier bereits vor einigen Jahren mit dem Dispositiv-Begriff in die mediengeschichtliche Diskussion eingebracht.⁴ Von dem französischen Filmtheo-

retiker J. L. Baudry übernommen,⁵ haften diesem Begriff gewisse Eigenheiten des französischen Denkens, nämlich eine nicht zu leugnende Nähe zur strukturalistischen Theoriebildung, an. In seinem allgemeinsten Sinne meint Dispositiv zunächst eine Anordnungsstruktur, eine Anordnung etwa zwischen medialem Apparat und dem wahrnehmenden Subjekt. Der Begriff kennzeichnet ein wechselseitiges Verhältnis des aufeinander Bezogenenseins, dessen spezifische Konstellation das Dispositiv bildet. Damit ist ein Dispositiv immer auch Ausdruck einer Beziehung, die von verschiedenen französischen Theoretikern auch als Machtbeziehung (bei Foucault) oder unter psychoanalytischen Aspekten (bei Lyotard) ausgelegt wird.

Im hier verwendeten Sinne soll unter Dispositiv eine noch näher zu beschreibende Mensch-Maschine-Relation verstanden werden. Immer also, wenn Koppelungen zwischen Apparaten und Subjekten vorliegen, läßt sich von einer dispositiven Anordnung sprechen. Damit ließe sich beispielsweise die Nutzung des elektrischen Lichts oder Autofahren als Dispositiv beschreiben, da sie eine spezifische Abhängigkeit von Mensch und Apparatur voraussetzen.⁶ Medien wären dieser Definition nach nur ein Sonderfall von Dispositiven, nämlich solche, die eine Botschaft, ein Programm, eine wie immer auch kodierte Zeichenmenge transportieren. Das bereits angedeutete Koppelungsverhältnis läßt sich dabei auf zwei Ebenen beschreiben (Vgl. Grafik 1): Zum einen hinsichtlich der Aufmerksamkeitszuwendung, die menschliche Wahrnehmung an



Grafik 1: Das Dispositiv als Koppelungsverhältnis

einen Apparat bindet, die uns (um es alltags-sprachlich auszudrücken) an ein Buch oder einen Fernsehbildschirm fesselt, zum anderen auf der Ebene der Materialität, auf welcher die Leiblichkeit des Menschen, sein Körpereinsatz zum Bedienen der Knöpfe und Schalter (und sei es der Finger zum Umblättern der Seiten) mit der Materialität des Mediums korrespondiert. Diese ist im Papier der Buchseiten genauso gegeben wie in einem mehr oder weniger aufwendig gestalteten Bedienermanual eines Radios oder Fernsehers, heute als Fernbedienung dem Gerät nur noch extern zugehörig und damit dem Körper näher als der technischen Apparatur.

Die hier vorausgesetzte Koppelung beruht auf einem systemtheoretischen Denkmodell, das sich sowohl den übermittelnden Apparat wie das wahrnehmende Subjekt als geschlossene Systeme vorstellt, die über zwei Schnittstellen, sowohl kognitiv als auch leiblich miteinander verbunden sind. Man könnte auf der Seite des Apparates als Software und Hardware analytisch auseinanderhalten, was beim Menschen als Wahrnehmen auf der einen Ebene, Handeln (also Bedienen) auf der anderen diesen beiden Dimensionen der Medienbezogenheit entspricht. Eine so verstandene Koppelung kommt dem Modell eines kybernetischen Regelkreises nahe. Dabei kann das Koppelungsverhältnis je nach Medium unterschiedlich eng ausfallen, hier beispielsweise liegen größte Unterschiede zwischen visuellen bzw. audiovisuellen und rein auditiven Medien. Peter M. Spangenberg hat dies unter Zuhilfenahme einer systemtheoretischen Wahrnehmungstheorie am Beispiel des Fernsehschauens ausführlich exemplifiziert: Die hohe Zeichendichte der übermittelten Bilder, deren Erfassen durch das Auge eine gleichzeitige Reflexion über das Gesehene nahezu ausschließt, wäre in diesem Sinne ein Beispiel intensiver Koppelung zwischen menschlicher Wahrnehmung und medialer Apparatur.

Die Materialität der Kommunikation

Auf den Aspekt der Materialität von Kommunikationsprozessen ist in den letzten Jahren vor allem durch die literaturwissenschaftlich inspirierten Arbeiten unter der Initiative von Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer hingewiesen worden. Das Hauptanliegen der dort vertretenen Medientheorie zielte zunächst darauf, nach den selbst nicht sinnhaften Voraussetzungen, dem Ort, den Trägern und den Modalitäten von Sinn-Genese zu fragen.⁸ Diese folgenreiche Interessenverschiebung fokussierte nicht länger Texte oder Botschaften selbst als interpretierbare Träger von Sinneinheiten, sondern untersuchte

vielmehr die medialen Rahmenbedingungen, besonders die apparativen Strukturen von Speicher- und Übermittlungsprozessen. Im Rahmen des Forschungsprojektes »Ästhetik, Pragmatik und Geschichte der Bildschirmmedien« hatten Monika Elsner und Thomas Müller die Metapher vom »angewachsenen Fernseher« in die Diskussion eingebracht. Sie kennzeichnet, doppeldeutig im Sinne des Dispositivs, sowohl den im Wohnalltag verorteten Apparat als auch jenen »im Kopf angewachsenen Fernseher«, der im Laufe seiner Habitualisierung begann, menschliche Sehgewohnheiten zu beeinflussen.⁹

Das Paradigma von der Materialität der Kommunikation verdeutlicht mit aller Konsequenz die Tatsache, daß es Inhalte, Botschaften ohne eine sie übermittelnde oder speichernde Apparatur nicht gibt, daß diese stets an die Materialität eines Zeichenträgers oder -erzeugers gebunden sind und sei es an die Leiblichkeit des Menschen, nämlich an einen Sprachlaute erzeugenden Kehlkopf. Immer also hat Kommunikation neben dem Aspekt der Performanz eine an Materialität gebundene Basis. Zuweilen ereigneten sich sogenannte »Revolutionen« in der Geschichte der Medien nur deshalb, weil Medien ihre Materialität veränderten. Auch nach Gutenbergs Erfindung, den Druck mit beweglichen Lettern auszuführen und damit die Reproduzierbarkeit von Texten enorm zu erhöhen, blieb das Buch ein immobiles Medium in der Gestalt der Folianten, die auf Altären, Sängerpulten oder Pulten von Schreibstuben ruhten. Erst die Einführung des Oktav-Formats, das ein Buch in jeder Satteltasche Platz finden ließ, sicherte dem Gedruckten den Aufstieg zum sich über ganz Europa ausbreitenden Medium. Materialitäten von Medien, der »Körper des Buches« etwa, sind also immer ein maßgeblicher Faktor bei ihrer Nutzung und Aneignung.

Diese knappen Ausführungen zur theoretischen Herleitung des Dispositiv-Begriffs mögen verdeutlichen, daß es sich um ein systemtheoretisch fundiertes Modell zur Medienrezeption handelt, das primär der Frage verpflichtet ist, wie sich Wahrnehmung via Medien vollzieht und welche selbst nicht sinnhaften Bedingungen dabei eine Rolle spielen. Damit unterscheidet sich diese Konstellation grundlegend vom »klassischen« Kommunikationsmodell, bei dem vorausgesetzt wird, daß es mit Hilfe eines Mediums miteinander Kommunizierende gibt. Vor jeder Kommunikation - so ließe sich mit Hilfe des Dispositiv-Modells einwenden - stehen aber Wahrnehmungsprozesse. Knut Hackett hat das verschobene Interesse wie folgt zusammengefaßt:

»Kommunikationsgeschichte als Geschichte der Mediendispositive ist interessiert am Zu-

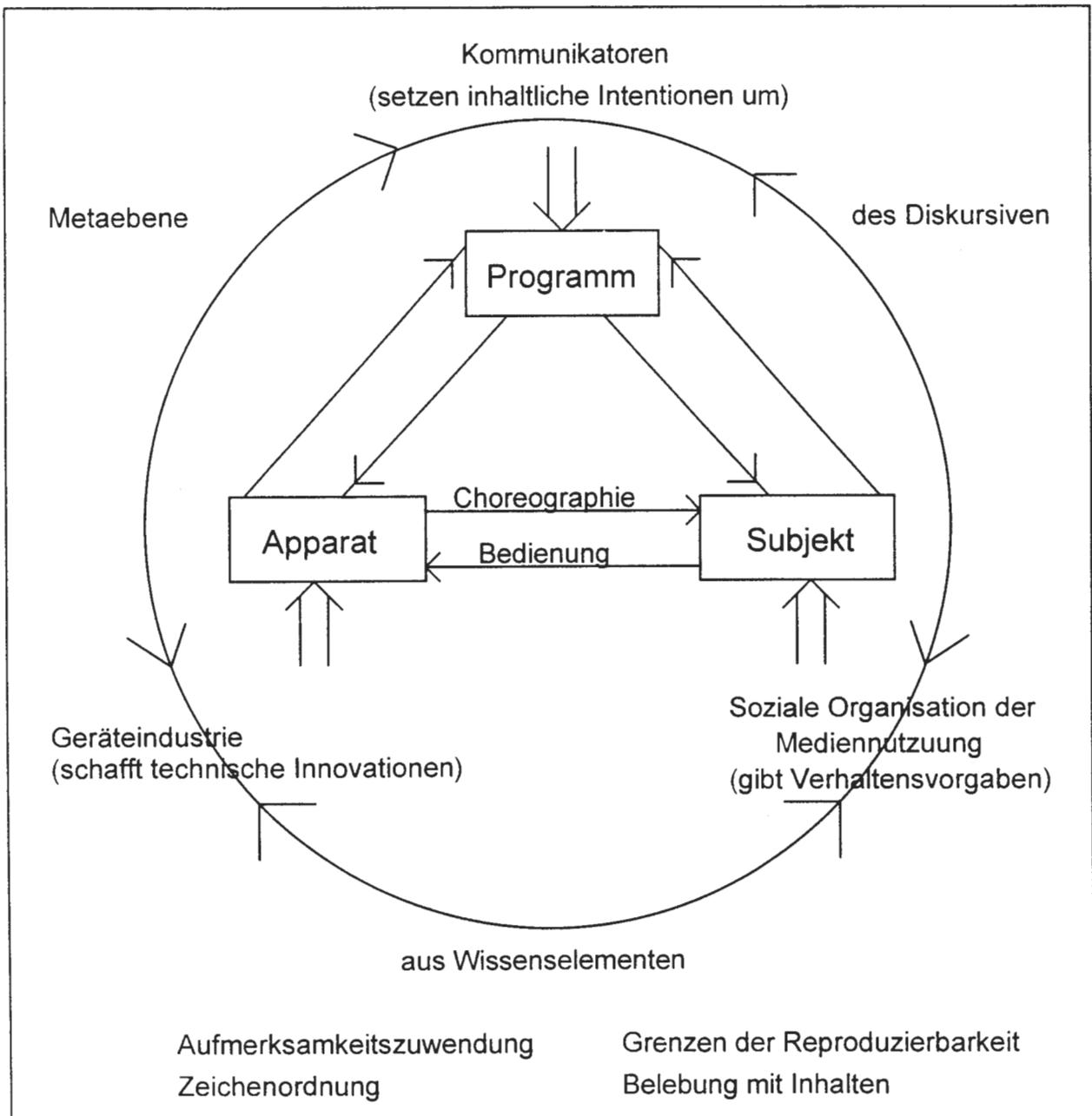
sammenwirken der ganz unterschiedlichen Rahmenbedingungen, innerhalb derer Kommunikation funktioniert, daran, wie sich diese Dispositive im Nutzungsverhalten, in Erwartungsstrukturen umsetzen, aber auch daran, wie sich innerhalb solcher Dispositive die Subjekte selbst mit ihrer Medienwahrnehmung verhalten.«¹⁰

Das Dispositiv als Strukturmodell für Rezeptionsprozesse

Für eine pragmatisch orientierte Analyse von Rezeptionssituationen ist es hilfreich, das dyadische Modell des Dispositivs (im Sinne eines Koppelungsverhältnisses) zu einem triadischen

Modell zu erweitern, in dessen Mittelpunkt sich Mediennutzung als Verhältnis aus Apparat, Programm und Subjekt konstituiert (Vgl. Grafik 2). Zwischen den drei Faktoren existiert eine Relation gegenseitiger Bedingtheiten, die sich wechselseitig beeinflussen. Diese Verhältnisse (und nicht die Faktoren selbst) sind das eigentlich konstitutive Moment des Dispositiv-Modells.

Dabei lassen sich in jede dieser Relationen gesellschaftliche Rahmenmomente einschreiben, die Medienrezeption über Elemente des sozialen Wissens und Handelns erst mitbestimmen. Sie bilden (anders formuliert) zugehörige Kontexte, die über die eigentliche Rezeptionssituation herausweisen und sie zurückbinden an die Institutionen-, Programm- und Technikentwicklung. So



Grafik 2: Rezeptionsstruktur des Dispositiv-Modells

steht das Programm im Kontext der »Produktion« und Distribution von Botschaften durch Kommunikatoren, der Apparat im Kontext von Geräteindustrie und technischer Innovation, das Subjekt aber ist rückgebunden über seine Sozialität in Rezeptionskontexte, die sich auf soziale Ordnungen beziehen: Werden Medien allein rezipiert oder in Gruppen; sind solche Kontexte privat (im familiären Zusammenhang oder Freundeskreis) oder öffentlich (z.B. inmitten eines anonymen Publikums, wie es beim Kino der Fall ist)? Damit sind all jene Elemente benannt, die man als situative und soziale Rahmenbedingungen zusammenfassen könnte.

Bevor die drei Faktoren des Dispositiv-Modells in ihrer gegenseitigen Relation am Beispiel der Rundfunknutzung betrachtet werden sollen, sei darauf verwiesen, daß sich um den eigentlichen Handlungskern der konkreten Mediennutzung eine äußere, dem Diskursiven zugehörige »Schale« von Wissenselementen legt: Sie ist definiert als Metaebene, indem sie reflektiert, was beispielsweise Kommunikatoren und Rezipienten übereinander wissen, abgehoben von einer konkreten Nutzungssituation, dennoch diese immer mitbeeinflussend. Dazu gehören beispielsweise jene Erkenntnisse, die Radiojournalisten aus Zuhörerbefragungen über ihr Publikum zu wissen glauben, oder umgekehrt - was Hörer durch andere Medien oder Maßnahmen der Werbung und Öffentlichkeitsarbeit über »ihre« Sender erfahren. Hier artikulieren sich Erwartungshaltungen (um das Programm, die Gerätetechnik, aber auch die Rezipienten), und damit Vorgaben und Vorstellungen zur Medienutzung, die als Diskurse beispielsweise in den Programmillustrierten der Weimarer Zeit ihren Niederschlag finden.

Diskurse und Dispositiv

Kaum läßt sich die Habitualisierung und Veränderung der dispositiven Anordnung Rundfunk besser studieren, als im Rückblick auf jene Zeit, als das junge Medium seine Aufnahme und Verbreitung in Deutschland erfuhr. Freilich wird man dabei berücksichtigen müssen, daß vor dem Kennenlernen des Mediums durch eigene Hörerfahrungen für viele Zeitgenossen das Radio lediglich ein Begriff blieb, den man bestenfalls aus der Zeitung oder vom Hörensagen kannte. Mit anderen Worten: Die diskursive Erscheinung des Rundfunks, zumindest aber seine Vorbereitung, vollzog sich in mancherlei Hinsicht vor seiner materiellen Anwesenheit und Verbreitung. Der Diskurs um den Rundfunk, die Diskussionen um seine Umsetzung als »Unterhaltungsrundfunk« in Deutschland, die neuen, »ungeahnten« Mög-

lichkeiten des Mediums und anderes mehr, reicht zurück bis in die ersten Jahre nach dem Ersten Weltkrieg. Horst O. Halefeldt hat die wichtigsten Diskurselemente dieser frühen Jahre anhand der entstehenden Rundfunkpresse analysiert und außerdem darauf verwiesen, daß dieser frühe Rundfunk-Diskurs kaum über eine interessierte Fachöffentlichkeit hinaus geführt wurde.¹¹

Der »Redegegegenstand« Rundfunk konnte damit auch erst allmählich zu einem integralen Bestandteil des Alltagswissens werden: In den ersten Jahren dominierten die Radiogerüchte, und nicht nur schlichtere Gemüter hatten Probleme mit der Verwechslung der Begriffe Radio und Radium.¹² Es waren jene Jahre, in denen vor allem Intellektuelle weitreichende Spekulationen über die Auswirkungen des neuen Mediums auf die menschliche Gesellschaft anstellten, die je nach Ausrichtung zwischen fortschrittseuphorischen Glückseligkeitsutopien und dem Untergang des Abendlandes angesiedelt waren. Wo die einen wie Hans Bredow von der »veredelnden Wirkung« im Sinne eines Kulturbringers für alle sprachen, prognostizierten skeptische Zeitgenossen u.a. der Publizist Wilhelm Stapel, der Rundfunk werde die Konzert- und Vortragskultur zertrümmern.¹³ Als Diskursforum wurde die expandierende Rundfunkpresse genutzt, die sehr viel stärker als die heutigen Programmzeitschriften als Diskussions- und Darstellungsorte für Programmverantwortliche, Geräteindustrie, Hörer bzw. Bastler und nicht zuletzt für die Interessen der Reichspost begriffen wurden.

Erst allmählich begann sich auch eine Diskussion darüber zu entwickeln, was denn nun eigentlich Programm, also Inhalt des Mediums Rundfunk, zu sein habe. Es ist auffällig und bezeichnend, daß der größte Teil der Kritiker sich in der Bevorzugung der Begriffe Unterhaltung und Bildung einig waren. Gerade die Bildungsbeurwörter wollten das neue Medium als eine Fortsetzung von Vortrags- und Konzertsaal mit anderen Mitteln verstanden wissen: eine riesige Bildungsmaschine, die in der Lage wäre, die Institutionen des Kulturbetriebes hunderttausendfach zu multiplizieren. Der Diskurs um den Rundfunk war in jenen Jahren deutlich davon gekennzeichnet, daß man das neue Medium gerade an den tradierten Dispositiven der Bildungsvermittlung maß: am Konzert- und Opernsaal, am Vortragswesen, an Lesungen und am Theaterbetrieb. Selbst jene, die auf die publizistischen Potentiale des Rundfunks verwiesen, beschrieben diese Zuweisung bezeichnenderweise als »gesprochene Zeitung«.

Nur vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum auch in der Alltagssprache der 20er Jahre (und damit im Verständnis der Zeitgenos-

sen) der Rundfunk ein Konzert oder eine Oper gab (die ersten Rundfunkprogramme orientierten sich auch formal an Spielplänen), warum man sich abends zum Abhören von Rundfunkkonzerten traf. Damit werden diskursiv Erwartungshaltungen gesetzt, die sich direkt auf die Beurteilung und Umsetzung dispositiver Strukturen auswirken. Es wäre eine am historischen Material zu überprüfende Hypothese, daß Medien in der Frühphase ihrer Einführung stets an bekannten Modellen gemessen werden: Das Lesen hätte sich dann am Erzählen und Rezitieren orientiert, die Photographie an der Malerei, das Fernsehen am Kino.

Und gerade das Beispiel des Fernsehens verdeutlicht, daß dieser Vergleich die Einführung und Durchsetzung neuer Medien entscheidend retardieren konnte. Die Fernsehstuben des Jahres 1936, die dem interessierten Berliner Publikum das Geschehen im Olympiastadion via Kamera vermittelten, wurden nicht nur wegen technischer Mängel skeptisch beurteilt. Es war vor allem der Vergleich mit dem Bild-/ Tonmedium Film, dem der Fernsehfunk nicht standhielt, der aber insofern naheliegend war, als die organisatorische Umsetzung des Fernsehens als öffentliche Veranstaltung (also nach dem Vorbild des Kinos) erfolgte. Damit besaßen die Fernsehstuben eine möglicherweise als unbefriedigend, in jedem Falle ungewohnt empfundene »Zwitterstellung zwischen der Privatheit der Stube und der anonymen Öffentlichkeit des Filmtheaters«.¹⁴

Das Beispiel zeigt darüber hinaus auch die relative Beschränktheit der Wirkung von Diskursen: Obwohl der Bildfunk in der Programmpresse seit 1930 durch Artikel eine lange diskursive Vorbereitung erfahren hatte, überzeugte seine Umsetzung zunächst nicht: Verglichen mit dem Kino fehlte ihm die dort erzeugte Simulationsqualität, gegenüber dem Radio mangelte es ihm an Privatheit. Hier sei auf eine historische Parallele zum Rundfunk verwiesen: Das Vorhaben der Rundfunkplaner, Radiohören zunächst als Saalfunk-Veranstaltung zu organisieren, hatte bekanntlich wenig Gegenliebe. Der Rundfunk entwickelte seine eigentlichen Qualitäten als Medium des privaten Rezeptionsrahmens, wengleich andere Nutzungsweisen immer auch möglich und üblich waren. Öffentliche Hörstuben und organisiertes Gemeinschaftshören konnten sich daher in den 20er Jahren kaum institutionalisieren.

Bezeichnenderweise scheint man in den 50er Jahren, bei der (Wieder)-Einführung des Fernsehens in Deutschland, aus diesen Erfahrungen Konsequenzen gezogen zu haben. Der Diskurs um das Medium Fernsehen lehnte sich argumentativ eng an die soziale Organisation des

Dispositiv Rundfunk an: In den Vordergrund stellten die Befürworter die privatistische Rezeptionssituation, »die Welt im Heim«, der »neue Familienmittelpunkt« und dergleichen Argumentationsformeln mehr, mit denen 30 Jahre zuvor für die Einführung des Radios geworben wurde. Der Ausbau zu einem Medium der Privatheit erstreckte sich bis in die Gestaltung der Programme hinein, wo über die Einführung der Fernsehfamilie (Beispiel: Die Schölermanns) parasoziale Interaktionsphänomene einer »medialen Nachbarschaft«¹⁵ das Publikum an »seine« Sendungen banden.

Nicht also der Diskurs alleine ist verantwortlich für eine erfolgreiche Einführung und weitere Verbreitung von neuen Medien, vielmehr ist ein Zusammenfallen solcher Diskurse mit dispositiven Grundkonstellationen anzunehmen: Unter dem Aspekt der sozialen Organisation der Mediennutzung (Vgl. Grafik 2) dominierten bei Fernsehen wie Rundfunk die Qualitäten und Möglichkeiten einer privaten Rezeptionssituation, ein Modell, das sich schon in den 20er Jahren mit dem Radio entwickelte und auf das sich das Fernsehen der 50er Jahre direkt beziehen konnte. Die Bevorzugung des privaten Rezeptionsrahmens für diese Medien lassen sich möglicherweise aus einem langperspektivischen Wandel der Öffentlichkeitsformen im Laufe der letzten 60 bis 70 Jahre ableiten.

Diese Überlegungen können an dieser Stelle nicht vertieft, statt dessen soll noch einmal zusammenfassend auf die gegenseitige Beeinflussung von Diskurs und Dispositiv verwiesen werden: Keinesfalls geschieht die Umsetzung und Habitualisierung neuer Medien als bloßer Nachvollzug diskursiv vermittelter Vorstellungen und Verhaltensanweisungen. Vielmehr ist hier ein dialektischer Prozeß wechselseitiger Abhängigkeiten und Bedingtheiten zu postulieren: Habitualisierungsprozesse von Dispositiven vollziehen sich sowohl diskursgeleitet als auch erfahrungsbezogen, verschränkt in einer Art Zirkelbewegung:

»Die Ablösung vertrauter und Habitualisierung zunächst als fremd erfahrener Mentalitätsstrukturen, zu welcher das Medium drängte, vollzog sich in einem Zusammenspiel von Wechselwirkungen, wobei die Neu-Habitualisierung(en) zugleich Konsequenz, aber auch: zumindest eine Bereitschaft dazu, Vorraussetzung der Medienwirkung war.«¹⁶

In diesem Sinne funktionieren auch die begleitenden Diskurse - das Beispiel erfolgreicher Werbemaßnahmen mag dies verdeutlichen -, indem sie vor- wie nachschreiben, stets changierend zwischen Vorstellungen über Medien und die Praxis ihrer Umsetzung. Diese Praxis hat sich an den drei Grundkonstellationen der dis-

positiven Struktur zu orientieren, die im folgenden eingehender betrachtet werden sollen.

Apparat-Subjekt-Koppelungen

Aus technischen Gründen, aus der Unvollkommenheit des Apparates heraus begründet, war Radiohören in der ersten Phase nach Einführung des »Unterhaltungsrundfunks« (vom Oktober 1923 bis ca. 1926) weitgehend nur mit Hilfe von Kopfhörern möglich. Präziser als der Ausdruck »Radiohören« kennzeichnet der zeitgenössische Terminus vom »Abhören des Senders« das eigentlich Charakteristische der Hörsituation: Im Mittelpunkt stand zweifelsohne das Verhältnis Subjekt - Apparat.

Relevant, so der Konsens zahlreicher Erinnerungsberichte zum Rundfunkhören in den 20er Jahren, war nicht die Frage was, sondern die Tatsache, daß man etwas hörte. Programminhalte waren von untergeordneter Bedeutung und der Apparat dominierte nicht nur die Inhalte, sondern auch das Subjekt, indem er eine bestimmte Stellung zum Apparat geradezu erzwang: Der Kopfhörer fesselte (im wörtlichen Sinne) an das Medium, machte seinen Nutzer immobil, isolierte ihn gleichzeitig von der alltäglichen Lebenswelt. Radiohören war eine vom Alltag abgehobene Veranstaltung. Zudem fand sie nicht als Raumklang statt, sondern konzentriert im Ohr, in einer Raumdimension zwischen zwei Kopfhörermuscheln.¹⁷ Erinnerungsberichte reflektieren die Tücke dieser Anordnung, z.B. in jener kleinen Anekdote, die in ähnlicher Form aus verschiedenen Berichten überliefert ist:

»Manchmal kam es auch (...) zu einer Katastrophe, bei der ich mir dann eine saftige Watschn einhandelte. Dies war garantiert der Fall, wenn es plötzlich an der Wohnungstür läutete und ich mit dem Kopfhörer und dem daran hängenden Apparat aufsprang, um die Tür zu öffnen. Die Sendung war damit beendet, und die Suche nach der richtigen Einstellung begann von neuem.«¹⁸

Medien zwingen also ihre Nutzer immer schon qua ihrer Anordnungsstruktur, sich auch leiblich in eine bestimmte Position zum Apparat zu begeben, die Wahrnehmung erst erlaubt (bei visuellen Medien ist es beispielsweise eine bestimmte Distanz, die zum Sehen nötig ist). Damit ist je nach Medium eine mehr oder weniger restriktive Choreographie ihrer Nutzung vorgegeben. Medien prägen somit, wie sich am Beispiel des Fernsehens zeigen läßt, möglicherweise sogar Raumstrukturen, die sich auf die soziale Organisation des Wohnraumes ausprägen. Der im Wohnzimmer zentral positionierte Apparat,

auf den sich die Sitzmöbel hin ausrichten, wäre ein Beispiel für ein solches »setting«.¹⁹

Das Akzeptieren dieser durch die dispositive Anordnung gesetzten Wahrnehmungsbedingungen ist Grundvoraussetzung²⁰ für das Gelingen medialer Kommunikation. In der Phase der Kopfhörernutzung lief die beschriebene Isolierung von Raum und sozialer Umwelt aber ganz offenbar sozialen und kommunikativen Grundbedürfnissen entgegen. Nicht anders ist zu erklären, weshalb sich zahlreiche Hörerinnen und Hörer an Umnutzungsstrategien erinnern, die es erlaubten, allen versammelten Hörwilligen auch vor Einsatz eines Lautsprechers die Teilnahme am Radiohören zu ermöglichen. Zuweilen wurden die Kopfhörer in zwei Hälften zerlegt und wanderten demokratisch von Hand zu Hand, anderswo half man sich mit Gefäßen, beispielsweise Eimern, Schüsseln, sogar eine Bowlschale kam zu Ehren, indem es die Kopfhörermuscheln aufnahm und so klangverstärkend wirken konnte. Es ist aufschlußreich zu beobachten, wie Nutzer bestrebt sind, die apparativen Grundbedingungen der Medien zu ihren Gunsten und damit im Sinne einer zunehmenden Verfügbarkeit aufzuheben. Hier offenbaren sich Aneignungsstrategien, die mit Kreativität und Eigensinn arbeiten, indem sie die Apparatur manipulieren.

Mit der Durchsetzung des Lautsprechers zwischen 1926 und 1928 (gleichwohl blieb der Kopfhörer in vielen Haushalten zumindest als Alternative in Betrieb) fand Radiohören schließlich als Raumklang statt. Dies erst ermöglichte die für das Radiohören so typische Durchmischung von Medien- und Alltagswahrnehmung, wie sie sich in einem Hörverhalten manifestiert, das schon damals leicht abfällig als »Nebenbeihören« charakterisiert wurde. Ab etwa 1930 schließlich erscheint, zumindest als technikphantastische Antizipation der tragbare Empfänger auf dem deutschen Markt, der als Begleitmedium Verfügbarkeit in allen Situationen und an allen Orten versprach. Erst die Umsetzung im Transistorradio sollte diese Versprechen einlösen, in Deutschland freilich erst nahezu drei Jahrzehnte später.

Voraussetzung jeder Mediennutzung bleibt es, die Geräte zu bedienen, sie über eine materielle Schnittstelle zu manipulieren. Alle Anstrengungen der Geräteindustrie richteten sich schon in der zweiten Hälfte der 20er Jahre darauf, die Bedienung der Geräte so einfach wie möglich zu gestalten, was angesichts des umfangreichen Apparateensembles der ersten Röhrengeräte nicht verwundert, da sie den Empfang zu einer komplizierten Handlung machten, die nicht unerhebliches Technikwissen erforderte. Diese Bedienungsvereinfachung gipfelte logischerweise in

dem Versprechen mancher Werbestrategen, aus Bedienern Bediente zu machen. Eine zeitgenössische Anzeige versprach in diesem Sinne:

»Zeigen Sie nur - welchen Sender Sie hören wollen, zeigen Sie es mit dem Zeiger der Auto-Skala, dann macht der neue Radio-Apparat ›Telefunken 343 mit Selbst-Trenner‹ alles selber. Er stellt den Sender trennscharf ein, er beseitigt Störungen, er erweitert den Tonumfang - alles automatisch, alles immer richtig. (...) ›Man bedient ihn nicht - man wird von ihm bedient.‹«²¹

Die allmählich erreichte Vereinfachung der Handhabung ermöglichte es überhaupt erst, das Radio »eben mal« einzuschalten, ohne größeren vorbereitenden Aufwand zu treiben. Nicht länger galt es, die einzelnen Elemente der Empfangsanlage über Kabel zu verbinden, externe Stromquellen für Röhrenheizung und Anodenspannung sowie einen separaten Lautsprecher anzuschließen. Im kombinierten Gerät schließlich (der Lautsprecher war nun in das Gehäuse integriert), das ab 1930 zumindest die Produktion beherrschte, fand das Radio zu seiner eigentlichen Form. Mit verbesserter Leistung offerierte ein Ensemble von Schaltern und Knöpfen allmählich entwickelte Standards der Bedienung: Senderwahl, Klang- und Lautstärkeinstellung.

»Insgesamt stellen alle Lenkvorrichtungen auf den Sichtseiten der Gehäuse Werkzeuge mit hohem Aufforderungscharakter dar. Speziell die Drehknöpfe als Vermittler von Unterhaltungswünschen waren ein Novum. Daumen, Zeige- und Mittelfinger waren Gehilfen des Gehörs bei der Suche nach einem befriedigenden akustischen Angebot geworden, hatten eine Art Lotsefunktion erhalten.«²²

Exkurs: Medien und Körpererfahrung

Immer also ist der Mensch auch leiblich am Kommunikationsprozeß beteiligt, wenngleich seine Mitwirkung im Rahmen vereinfachter Bedienung auf ein Minimum reduziert wurde. Bestimmte Formen medialer Zuwendung basieren sogar wesentlich auf der Fähigkeit, körperliches Erleben zu unterdrücken. Monike Elsner und andere exemplifizierten am Beispiel des Lesens die »weitgehende Ausblendung des Körpers aus dem Bewußtsein«, damit anderen Erfahrungsebenen (der imaginierten eines Romans beispielsweise) Aufmerksamkeit zuteil werden kann.²³ Zuweilen wurde - auf diese Überlegungen aufbauend - versucht, die Geschichte der Mediennutzung als Geschichte von Verlagerung an Körperlichkeit zu schreiben,²⁴ immer im Hinblick auf eine interaktiv körperbezogene direkte Kommunikation, in der der ganze Leib spricht. Eine Überprüfung am Dispositiv-Modell

fordert zur Kritik dieser Verlusthypothese heraus, die den Grad der körperlichen Partizipation bei der Mediennutzung allein aus der medialen Grundstruktur heraus zu erklären versucht. Das Medium selbst ist eben noch nicht die Botschaft, und so sind Programm und soziale Norm in Form bestimmter Konventionen für bestimmte Anlässe (»Fläß dich nicht so im Sessel!«, lautete eine beliebte väterliche Ermahnung während gemeinsamer Fernsehstunden) ebenso miteinander zubeziehen.²⁵

Subjekt und Programm

Hinsichtlich der Inszenierung von Hörsituationen in der Programmpresse und Gerätewerbung der 20er Jahre, die bestimmte Bilder (im wahrsten Sinne des Wortes, nämlich Fotografien oder Zeichnungen) über die Art und Weise, wie Radio zu hören sei, entwarfen, lassen sich eine Reihe von Hörfiguren oder Hörmodellen differenzieren. Sie unterscheiden sich voneinander bezüglich der Art der Aufmerksamkeitszuwendung, mit der sich Menschen dem Medium widmen, und damit in den dargestellten Körperhaltungen und -konfigurationen. Nur in aller Knappheit kann hier angedeutet werden, daß sich solche Hörmodelle immer auch aus traditionell gekannten und erprobtem Rezeptionsverhalten ableiten.

Dem Abhören von Opern oder anderen Konzerten klassischer Musik wurde ein kontemplatives, gesammeltes Zuhören zugeordnet, das sich an den Vorbildern bürgerlicher Bildungsvermittlung - Konzertsaal und Opernhaus - und damit einer bürgerlichen Rezeptionsästhetik orientierte. Zur Haltung eines konzentrierten, gesammelten Zuhörens gehört auch, Musik oder Wort nicht über Motionen, sondern lediglich über Emotionen nachzuvollziehen.²⁶ Die Imitation der tradierten Muster aus dem Konzertsaal konnte soweit gehen, daß bestimmte Kleidungs- und Verhaltensrituale auch in die häusliche Sphäre übernommen wurden. Noch 1935, als man im Rahmen einer Telefunken-Studie nach den Programmpräferenzen der Rundfunkteilnehmer in und um Berlin fragte, beschrieb ein Hörer: »Man zieht sich abends zum Hören von Rundfunkkonzerten oder Opern schön an und trinkt manchmal Wein dabei, um das festliche Fluidum zu schaffen.«²⁷ In gleicher Manier zeigt ein Telefunken-Werbefoto von 1952 ein im Wohnzimmer versammeltes Publikum in festlicher Abendgarderobe, das mit dem Habitus eines Theaterbesuchs gespannt auf den Bildschirm schaut.²⁸

Solchen Verhaltensnormen entgegengesetzt ließe sich ein Modell der Aufmerksamkeitszuwendung beschreiben, das erst mit der allmählichen Entwicklung des Weimarer Rundfunks zu

einem sich auch publizistisch verstehenden Medium bedeutsam wurde. Um 1928 kamen vermehrt Liveberichterstattung und Reportageformen in den deutschen Rundfunkprogrammen zum Tragen, bekanntermaßen bewährte sich vor allem die Sportreportage als Experimentierfeld dieser neuen Programmästhetik. Der Terminus »Dabeisein«, das Miterleben kennzeichnet die neue Vorgabe; ikonographisch wurde diese Art der Partizipation als attentionaler, gerade körperlich gespannter Hörgestus gekennzeichnet (und dies bezeichnenderweise auf Seiten der Sendenden wie Hörenden; vgl. Grafiken 1 und 2). Was hier gezeigt werden kann, ist die Abhängigkeit von Aufmerksamkeitszuwendung und Programmform; die Geste des Hörens, so der Medientheoretiker Vilém Flusser, wird sowohl von der empfangenen Botschaft als auch vom Kanal geprägt, über den sie transportiert wird. Weit mehr als beim Lesen passe sich der menschliche Körper an die empfangene Botschaft an.²⁹

Immer aber ist für das Gelingen medialer Kommunikation die Kenntnis der Ordnung der übermittelten Zeichen, nämlich ihre Organisation und Klassifikation in Sparten, Genres, Programmtypen, unerlässlich. Der Hinweis auf jenes mediale Mißverständnis großen Zuschnitts (George Orwells Hörspiel über die Invasion der Marsbewohner ist hier prototypisch³⁰), mag verdeutlichen, daß bei Unkenntnis oder Unsicherheit über die Eigenheiten fiktionaler und nicht-fiktionaler Repräsentations- und Sprechweisen nicht Begreifen, sondern Verwirrung die Folge ist. Die Modi der Repräsentation (wie funktioniert ein Hörspiel, wie eine Nachrichtensendung) mit ihren Einsetzungs- und Übergangsritualen müssen ebenso gelernt werden wie die Bedienung der Apparate; ihre Kenntnis zählt zum grundsätzlichen Alltagswissen über Medien.³¹ Damit läßt sich, wie Knut Hickethier es vorgeschlagen hat, nicht nur der kommunikative Rahmen, sondern auch die Binnenstruktur der Programme in das Dispositiv-Modell miteinbeziehen:

»Denn so wie eine topographisch beschreibbare Anordnung von Zuschauer und Bild möglich ist, in der die situativen und gesellschaftlichen Rahmenmomente darstellbar sind, lassen sich auch innerhalb des Bilderflusses der Programme und innerhalb der Bilder selbst Ordnungen beschreiben, als Ordnungen der Darstellung, der Dinge, die auf diese Weise auch die historiographische Einbeziehung der Medienästhetik ermöglichen.«³²

Apparat und Programm

Nur kurz soll zur Vervollständigung des Dispositiv-Modells auf die Relation von Apparat und Programm eingegangen werden: Die technische Apparatur setzt jeder (analogen wie digitalen) Übermittlung von Klang, Bildern und Zeichen Grenzen der Reproduzierbarkeit. Ob es sich um begrenzte Speicherkapazitäten handelt (wie bei den ersten Schallplatten) oder um medientypische Übermittlungsmodalitäten, etwa das Phänomen der Frequenzbandbescheidung bei Kohlekörnermikrophonen oder Trichterlautsprechern mit entsprechender Schalldose: Immer bleibt der menschlichen Wahrnehmung ein Verlust an Realistitk, den es auszugleichen gilt, wenn man Medien an der Qualität ihres Abbildungscharakters mißt.

Programme dagegen bringen Apparate erst »zum Laufen«, machen aus ihnen eigentlich erst ein Medium, ihre Abwesenheit reduziert Radiohören auf das Wahrnehmen eines weißen Rausches, dem Zuschauer bleibt der flimmernde Bildschirm. Das mag banal klingen - geht man aber zurück in die Anfangszeit des Rundfunks, als der Großteil der Bevölkerung mit einfachsten Detektorgeräten hörte, wird rasch deutlich, wie wenig selbstverständlich die Möglichkeit, ein Programm zu empfangen, eigentlich war. Es war ein unendlich mühsamer Akt, mit Hilfe dieses Apparats einen Sender zu finden und diesen auch hörbar zu machen. Eine Hörerin berichtet:

»Mit einem winzig kleinen ganz feinen Drähtchen wurde nun mühsam der Sender gesucht. Welch' strahlende Gesichter, als nach langem Suchen endlich Musik aus den Kopfhörern klang. Andachtsvoll lauschten meine Eltern gern der Aufführung einer Oper. Ich schlich dann ganz vorsichtig durchs Zimmer, denn allein schon durch das Knarren des Parkettfußbodens konnte es passieren, daß sich das feine Drähtchen nur eine Winzigkeit verschob und schon mußte mit ganz ruhiger Hand und viel Geduld erneut der Sender gesucht werden.«³³

Ein Beispiel mag die hier angenommene Wechselwirkung zwischen Apparat und Programm verdeutlichen. Die Einführung und allmähliche Verbreitung des Transistorradios erfolgte in der Bundesrepublik in den späten 50er, verstärkt im Laufe der 60er Jahre. Es wäre eine zu überprüfende Hypothese, inwiefern diese Innovation zur Anregung und Ausbildung eigener Jugendprogramme mit entsprechendem Musikangebot beigetragen hat, da die mobilen Kofferradios eine Hörfunknutzung unabhängig von einem zentralen Familiengerät auch für Jugendliche überhaupt erst ermöglichte. In diesem Sinne dürfte durchaus ein Zusammenhang bestehen zwischen der Ausbildung von Zielgruppenpro-

grammen und der (ökonomischen) Möglichkeit zur Anschaffung von Zweitgeräten innerhalb eines Haushaltes. Freilich ist auch hier vor einer allzu einseitigen Ursache-Wirkung-Theorie zu warnen: Der Erfolg der jugendspezifischen Zielgruppensendungen war sicher eine Antwort auf Bedürfnisse jugendlicher Radiohörer, ebenso trugen sie dazu bei, diese Bedürfnisse vorzubereiten. Auch das Autoradio bewirkte zeitgleich mit einer weiteren Aufsplitterung der Sendefrequenzen in den 70er Jahren überhaupt erst die Ausbildung eines bestimmten Typs von Servicesendungen.

Das Dispositiv als Simulationsapparat

Nachdem das Dispositiv-Modell mit seinen Faktoren und deren Beziehungen untereinander eingehend beschrieben wurde, gilt es zu erläutern, wie dieses Modell den Rezeptionsprozeß selbst eigentlich erklärt. Wie also werden Medien wahrgenommen, und wo liegen die Stärken des vorgestellten Ansatzes?

In Vorbereitung postmoderner Medientheorien hatte Jean Baudrillard im Zusammenhang mit den sogenannten »neuen Medien« von der Erzeugung künstlicher, virtueller Realitäten gesprochen, in denen das Individuum sich zu verlieren und aufzulösen drohe.³⁴ Die Hypothese von der »Wirklichkeit aus zweiter Hand«, die Medien erzeugten, ist als Bestandteil intellektueller Kulturkritik so alt wie die Medien selbst: Die Veränderungen in der Wahrnehmung von Wirklichkeit durch Medien wurde gerne als schädlicher Wirklichkeits- und Sinnverlust angeprangert. Im ausgehenden 18. Jahrhundert fürchtete man die Verführung der lesenden Jugend (und reiferen »Frauenzimmer«) durch die Romane; Rundfunkpädagogen warnten schon in den 20er Jahren vor einem übermäßigen und vor allem unkontrollierten Radiohören; zur gleichen Zeit berichtete Siegfried Kracauer amüsiert über »die kleinen Ladenmädchen«, die in der Traumfabrik Kino ihrem grauen Alltag eine Filmlänge zu entkommen suchten.³⁵ Allzuviel Erklärungsgehalt wird man der kulturkritischen Warnung vor Realitätsverlust nicht beimessen dürfen.

Um die Wirkungsvorstellungen des Dispositiv-Modells zu erläutern, sei nochmals auf die Ausführungen J. L. Baudrys zum Kino zurückgegriffen:

»Das Dispositiv insgesamt schließt das Subjekt ein. (...) Das gesamte kinematographische Dispositiv wird in Gang gesetzt, allein, um diese Simulation hervorzurufen: Es ist tatsächlich eine Simulation der Bedingung des Subjekts an seinem Platz³⁶ eines Subjekts und nicht einer Wirklichkeit.«

In diesem Sinne erzeugen Medien nicht Hyperrealität oder eine andere (Pseudo-) Realität, sondern verlängern menschliche Wahrnehmung in die apparative Anordnung hinein, indem sie Bedingungen unserer Wahrnehmung simulieren. Wir nehmen wahr, wir hören und sehen im Kino und im Fernsehen, wir lauschen dem Radio, und dabei stellt sich immer wieder das Gefühl von Unmittelbarkeit ein: Dabeizusein, das bedeutet, das Medium zu übersehen, zu überhören, die Existenz des Apparates, aber auch das Gestaltete an jeder Programmstruktur aus dem Bewußtsein auszublenden. Oder aber es bleibt uns während des Wahrnehmens so viel Reflexion, das Medium selbst als solches zu vergegenwärtigen, zu wissen, daß es eine Apparatur ist, die für uns zu sehen, für uns zu hören vorgibt. Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, daß Medien sich in der Phase ihrer Einführung in ihren Programmen gerne selbst und damit auch die Modalitäten ihrer Übermittlung thematisieren, also zum Programm machen. Dieser selbstreferentielle Gestus begegnet uns beispielsweise bei gewissen Hörspielexperimenten, die über Klangexperimente und Verfremdungseffekte die Eigenheiten der Rundfunkübertragung erkundeten.³⁷

Den gegenteiligen Weg beschritten jene Programmacher, die Liveberichterstattung und Reportage favorisierten: Dort war es geradezu erwünscht, die Apparatur und die medialen Übermittlungsbedingungen zu übersehen. Das programmpolitische Stichwort dieser Bemühungen hieß Aktualität, das rezeptionsbezogene Pendant »Dabeisein«, und programmästhetisch ging es um die Vermittlung eines Authentizitätsgestus, der den Anspruch des Rundfunks, »Ohr der Welt« zu sein, einzulösen versprach. Es ist auffällig, daß Programmkritiken jener Zeit bei Besprechung von Liveübermittlungen beispielsweise großer Sportereignisse genau jenes Moment in den Vordergrund stellen:

»Die Übertragung verlief ganz vorzüglich. Nicht nur, daß ausgezeichnete Sprachqualität ohne jede Schwankung vorhanden war, die Rundfunkhörer konnten sogar deutlich das Puffen der Bootsmotoren hören; ferner die anfeuernden Zwischenrufe der am Ufer befindlichen Ruderkameraden und die Zwischenrufe aus dem Publikum, so daß ein außerordentlich lebhafter Eindruck vom Verlauf der Regatta den Rundfunkhörern übermittelt wurde.«³⁸

Diese auffällige Detailfreude bei der Beschreibung der Übertragung verdeutlicht die Bedeutung des akustischen Hintergrundes, der in der Wahrnehmung der Hörenden für die Authentizität der Übermittlung zu stehen scheint. Diese Vorliebe zeigt die Arbeitsweise der dispositiven Anordnung: Die Ohrenzeugenschaft wird

über die Modalitäten der Wahrnehmung simuliert. Für diese Leistung ist gleichermaßen Programm (über eine Semiotik des Authentischen) wie Apparat gefragt. Zahlreiche Verbesserungsanstrengungen der Geräte widmen sich vor allem dem Problem, noch authentischer, noch störungsfreier übermitteln zu können - ein Prozeß, der sich mühelos in das Zeitalter von Stereotechnik und digitaler Bildübermittlung verlängern läßt.

Wahrnehmungs- statt Wirkungsforschung

Nicht eine Wirklichkeit also wird gemäß dem Dispositiv-Modell simuliert, sondern die Wahrnehmungsbedingungen des Subjekts. Diese folgenreiche Verschiebung ist es, die das Interesse von der Medienwirkung auf die Medienwahrnehmung verschiebt. Peter M. Spangenberg hat diese Verlagerung im Hinblick auf die Fernsehforschung zusammengefaßt:

»Nicht mehr die Wirkungen eines als transparent angesehenen Mediums sind also das Ziel des Interesses, sondern die Frage nach den vorbewußten Konventionen und dem Erwerb von Wissensstrukturen, die unseren automatisierten Umgang mit dem Fernsehen erst ermöglichen.«³⁹

Das bedeutet auch eine Abkehr vom klassischen Wirkungsbegriff, der auf der Basis eines Reiz-Reaktions-Schemas eine behavioristisch orientierte Stimulus-Response-Theorie implizierte. Ein »an der kognitivistischen Systemtheorie orientierter Wirkungsbegriff« dagegen hat nicht nur Medienaussagen, also Programme, sondern in gleichem Maße soziale und situationale Rahmenbedingungen mit zu berücksichtigen. Klaus Merten hat dies als trimodale Bedingtheit aus Aussage, sozialem Umfeld und Medienverfassung bzw. -verfügbarkeit bezeichnet. Unschwer lassen sich hier die drei Faktoren des Dispositiv-Modells identifizieren.⁴⁰

Worauf aber zielt nun Wahrnehmungsforschung, auf der ein differenzierter Wirkungsbegriff aufzubauen wäre? Anders als beispielsweise die philosophische Anthropologie, die in gleichsam phänomenologischer Annäherung das »Wesen« menschlicher Wahrnehmung, ihr überhistorisches Grundkontinuum (im Sinne einer anthropologischen Konstante) bestimmen will, zielt das Dispositiv-Modell gerade auf den historischen Wandel, auf die Dynamik in der Veränderung von Wahrnehmungsfunktionen. Nicht nur Programme und Apparate, sondern auch der Wahrnehmungsapparat ist einem Wandel unterworfen: Hören, Sehen (Schmecken, Riechen und Fühlen) sind immer und nur

als historisch geformte (und damit kulturell überformte) Funktionen zu denken. Das reiht die Bemühungen um eine Geschichte des Hörens oder Sehens ein in mentalitätsgeschichtliche Kontexte, die von einer Veränderung in langen Zeitabschnitten (*longue durée*) auszugehen haben. Seit der frühen Neuzeit, letztlich aber mit Anbruch der industriellen Moderne (und der damit verbundenen Demokratisierung zahlreicher Medien) spielen Dispositive eine dominante Rolle in der Beeinflussung menschlicher Wahrnehmung. Paul Virilio hat darauf hingewiesen, daß jedwede Phänomenologie der Wahrnehmung mit »der Technisierung von Wahrnehmungsfunktionen obsolet geworden« sei: »Natürliche Wahrnehmung« existiert nicht mehr, und jede Beschreibung von Wahrnehmungsoperationen muß davon ausgehen, »daß eine medial unverstellte, direkte Sicht auf die Objekte der Welt / Realität nicht mehr zu denken ist.«⁴¹

Die Rolle der Medien bei diesem Prozeß transparent zu machen, ihre Wirkung als abhängiges Produkt aus Programm, Apparat und Wahrnehmungsweisen zu begreifen, darin liegen die eigentlichen Stärken des Dispositiv-Modells. Orientiert am historischen Prozeß der Medienentwicklung verweist das Modell auf ein Wechselspiel dieser drei Dominanten: Apparative Veränderungen beispielsweise werden immer auch Umgangs- und Wahrnehmungsweisen beeinflussen. Umbrüche in den Strukturen unseres Bewußtseins und im Bereich des sozialen Wissens lassen sich auf diese Weise konturieren, nicht nur dort, wo mit der Einführung neuer Medien (das Beispiel Rundfunk hat dies gezeigt) »die Koppelung zwischen kognitivem Apparat und Medium noch nicht perfekt habitualisiert« ist.⁴² So verstanden und auf die historische Veränderung von Mediennutzung angewendet, bleibt das Dispositiv-Modell nicht Selbstzweck, sondern wird zum theoretischen Werkzeug einer Alltags- und Mentalitätsgeschichte. Kaum ein Phänomen ist schwieriger zu beschreiben als die Selbstverständlichkeiten alltagskulturellen, habitualisierten Handelns. Dies gilt nicht nur für die Mediennutzung - aber besonders dort, denn nichts wird konsequenter übersehen als die Vorbedingungen der eigenen Wahrnehmung.

Anmerkungen

- 1 Rudolf Braun: Probleme des soziokulturellen Wandels im 19. Jahrhundert. In: Günter Wiegmann (Hrsg.): Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert. Verhandlungen des 18. Deutschen Volkskunde-Kongresses vom 13. bis 18.9.1971 in Trier. Göttingen 1973, S. 11-23, hier S. 20.
- 2 Winfried B. Lerg: Persönliche Zeugnisse in der Rundfunkgeschichte. Zur Kritik der Oralistik (Oral

- History). In: *Mitteilungen StRuG* Jg. 10 (1984), H. 1, S. 105.
- 3 Ich beziehe mich hierbei im wesentlichen auf die Ergebnisse meiner Dissertation, die im Januar 1995 am Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturwissenschaft an der Universität Tübingen angenommen wurde. Die Arbeit mit dem Titel »Die Erscheinung des Rundfunks. Vermittlungs-, Aneignungs- und Nutzungsweisen eines neuen Mediums 1923-32« wird im Sommer 1996 als Buch erscheinen.
- 4 Knut Hickethier: *Apparat - Dispositiv - Programm. Skizze einer Programmtheorie am Beispiel des Fernsehens*. In: Knut Hickethier / Siegfried Zielinski (Hrsg.): *Medienkultur. Schnittstellen zwischen Medienwissenschaft, Medienpraxis und gesellschaftlicher Kommunikation*. Berlin 1991, S. 421-447; sowie ders.: *Kommunikationsgeschichte: Geschichte der Mediendispositive. Ein Beitrag zur Rundfrage »Neue Positionen zur Kommunikationsgeschichte«*. In: *Medien & Zeit* Jg. 7 (1992), H. 2, S. 26-28.
- 5 J. L. Baudry: *Le dispositif: Approches métapsychologiques de l'impression de réalité* (1975). In: Ders.: *L'effet cinéma*. Paris 1978, S. 27-49.
- 6 Marshall MacLuhan sprach in diesem Sinne vom Licht als »Medium ohne Inhalt«; es könne zwar auch Botschaften transportieren, wirke aber auch ohne solche, indem es »die Faktoren Zeit und Raum im menschlichen Zusammenleben« verändert. Marshall MacLuhan: *Die magischen Kanäle (Understanding Media)*. 1964). Düsseldorf 1968, S. 14.
- 7 Peter M. Spangenberg: *TV, Hören und Sehen*. In: Hans Ulrich Gumbrecht / K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.): *Materialität der Kommunikation*. Frankfurt am Main 1988, S. 782f.
- 8 Vgl. K. Ludwig Pfeiffer: *Materialität der Kommunikation?* In: Gumbrecht / Pfeiffer (wie Anm. 7), S. 15-30.
- 9 Monika Elsner / Thomas Müller: *Der angewachsene Fernseher*. In: Gumbrecht / Pfeiffer (wie Anm. 7), S. 393.
- 10 Hickethier: *Kommunikationsgeschichte* (wie Anm. 4), S. 28.
- 11 Horst O. Halefeldt: *Das erste Medium für alle? Erwartungen an den Hörfunk bei seiner Einführung in Deutschland Anfang der 20er Jahre (1. Teil)*. In: *Rundfunk und Fernsehen* Jg. 34 (1986), H. 1, S. 23-43; vgl. auch Esther-Beate Körber: *Eine Galaxis hinter Gutenberg. Die Diskussion über Möglichkeiten und Wirkungen des Rundfunks in der Zeit der Weimarer Republik*. In: *Mitteilungen StRuG* Jg. 21 (1995), H. 1, S. 3-12.
- 12 Vgl. *Rundfunk oder Radio?* In: *Der Deutsche Rundfunk* Jg. 2 (1924), H. 10, S. 354.
- 13 Zit. nach Halefeldt (wie Anm. 11), S. 36 u. 41
- 14 Spangenberg (wie Anm. 7), S. 789.
- 15 Vgl. Elsner / Müller (wie Anm. 9), S. 405.
- 16 Elsner / Müller (wie Anm. 9), S. 403.
- 17 Vgl. Chup Friemert: *Radiowelten. Objektgeschichte und Hörformen*. In: Wolfgang Ruppert (Hrsg.): *Chiffren des Alltags. Erkundungen zur Geschichte der industriellen Massenkultur*. Marburg 1993, S. 76.
- 18 *Erinnerungsbericht aus dem Bestand des Deutschen Rundfunkarchivs*. Insgesamt 133 solcher Berichte älterer Hörerinnen und Hörer sehr unterschiedlichen Umfangs liegen vor, sie sind das Ergebnis eines Schreibauftrages, der 1983 über die Rundfunkanstalten der ARD erfolgt ist. Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt am Main, Historisches Archiv der ARD (künftig zitiert: DRA HA ARD: *Erinnerungsberichte*).
- 19 Vgl. Martin Warnke: *Zur Situation der Couchette*. In: Jürgen Habermas (Hrsg.): *Stichworte zur »Geistigen Situation der Zeit«*. Bd. 2: *Politik und Kultur*. Frankfurt am Main 1979, S. 673-687.
- 20 Vgl. Hickethier: *Apparat* (wie Anm. 4), S. 427: *Beim Theater ist es die axiale Blickkonstruktion, die durch Zuschauerpositionierung erreicht wird*.
- 21 *Anzeige Telefunken*. In: *Die Werag* Jg. 7 (1932), H. 33, S. 336.
- 22 Hans-Ulrich Kölsch: *Das Radio brüllte bakeliten. Eine kleine Geschichte des Radiogehäuses*. In: *Kultur & Technik* Jg. 14 (1990), H. 1, S. 8.
- 23 Monika Elsner u.a.: *Von Revolution zu Revolution. Zur Kulturgeschichte der Medien*. In: *Medien und Kommunikation. Konstruktionen von Wirklichkeit*. Weinheim / Basel 1990, S. 106.
- 24 Mehr allerdings im Titel des Buches als im Gang der Argumentation findet sich dieser Aspekt bereits bei Erich Schön: *Der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlung des Lesers. Mentalitätswandel um 1800*. Stuttgart 1987.
- 25 Für das Kino hat Roland Barthes eine eigene Art »moderner Erotik« ausgemacht, die ganz wesentlich auf körperlichen Verhaltensweisen basiert: *Die »dichte Ansammlung von Menschen, die Abwesenheit des Mondänen (...), das Erschlaffen der Körperhaltungen (...) - all dies macht den Kinosaal (des gängigen Typus) zu einem Ort der Ungebundenheit, und es ist diese Ungebundenheit (...), diese Lässigkeit der Körper, welche am besten die moderne Erotik definiert.«* Roland Barthes: *Beim Verlassen des Kinos*. In: Kersten und Caroline Neubauer (Hrsg.): *Grand Guignol. Das Vergnügen, tausend Tode zu sterben*. Berlin 1976, S. 123f.
- 26 Vgl. Hans-Werner Heister: *Das Konzert. Theorie einer Kulturform*. Bd. 2. Wilhelmshaven 1983, S. 388. *Zur Genese dieser Rezeptionshaltung vgl. auch Hans-Ulrich Gumbrecht: Unerreichbare Nähe, Sport, Medien, Philosophie in den dreißiger Jahren*. In: N. Fischer / M. Lämmer (Hrsg.): *Sport und Literatur*. Clausthal-Zellerfeld 1986, S. 30: *Im späten 18. Jahrhundert »entsteht - vorerst in der*

- Philosophie, aber daraus wurde bald ein Element des sozialen Wissens - die Überzeugung, daß »distanzierte Partizipation« dem »Erkenntnisobjekt« besondere kognitive Chancen bietet.«
- 27 Zit. nach: 1 000 Hörer antworten... Eine Marktstudie. Für den Funkhandel bearbeitet von Werner Hensel und Erich Keßler. Berlin u.a. 1935, S. 53. Der Befragte zählt zu der Gruppe »Freie Berufe und höhere Beamte«.
- 28 Vgl. Claus Eurich / Gerd Würzburg: 30 Jahre Fernsehalltag. Wie das Fernsehen unser Leben verändert hat. Hamburg 1980, S. 12.
- 29 Vilém Flusser: Gesten. Versuch einer Phänomenologie. Bensheim 1993, S. 151.
- 30 Parallelen gibt es auch in der deutschen Programmgeschichte: Erich Ebermayers Sendespiel »Der Minister ist ermordet« von 1926 wurde just zu einem Termin gesendet, als Stresemann von einer Völkerbundsitzung aus Genf zurückerwartet wurde. Ebermayers akustisch simulierte Zeitungsverkäufer, die die Nachricht ausriefen, »bewirkten in Berlin Entsetzen und Verwirrung«. Zit. nach Heinz Schwitzke: Das Hörspiel. Dramaturgie und Geschichte. Köln 1963, S. 141f.
- 31 Zu Einsetzungsritualen des Authentischen und der dazu gehörigen Programmästhetik vgl. Carsten Lenk: Gewalt im Fernsehen. Ein Problemaufriß aus kulturwissenschaftlicher Perspektive. In: Kuckuck. Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde Jg. 7 (1992), H. 2, S. 26-33.
- 32 Hickethier: Apparat (wie Anm. 4), S. 28.
- 33 DRA HA ARD: Erinnerungsberichte.
- 34 Vgl. Jean Baudrillard: Kool Killer oder Der Aufstand der Zeichen. Berlin 1978. Vor allem der Terminus »Hyperrealität« avancierte zum beliebten Terminus des postmodernen Mediendiskurses.
- 35 Siegfried Kracauer: Die kleinen Ladenmädchen gehen ins Kino. In: Ders.: Das Ornament der Masse. Essays. Frankfurt am Main 1977, S. 279-294.
- 36 Baudry (wie Anm. 5), S. 43f.; zit. nach Joachim Paech: Eine Dame verschwindet. Zur dispositiven Struktur apparativer Erscheinungen. In: Hans Ulrich Gumbrecht / K. Ludwig Pfeiffer: Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie. Frankfurt am Main 1991, S. 782.
- 37 Ein prominentes Beispiel dieser Art ist Alfred Auerbachs allegorisches Hörbild »Dr. Funkius«, am 6.2.1928 von der Westdeutschen Funkstunde gesendet; vgl. Die Werag Jg. 3 (1928), H. 6, S. 6. Auch Brechts Rundfunk-Bearbeitungen thematisieren über Zwischentitel oder illusionszerstörende Hinweise die medientypischen Übermittlungsbedingungen. Brecht wurde dieses Vorgehen als »Kultus des technischen Apparates« vorgeworfen, »da doch der Apparat seinen Erfolg als Vermittler von Kultur mit zunehmender technologischer Ver-
- vollkommnung darein setzt, möglichst gar nicht mehr in Erscheinung zu treten.« Edgar Piehl: Der »ehrliche Makler« oder Die Provision. Zur frühen Problematik eines Massenmediums. In: Sprache im technischen Zeitalter Jg. 1978, Nr. 67, S. 248.
- 38 Der Rundfunkansager im Rennboot. In: Die Werag Jg. 7 (1932), H. 29, S. 120.
- 39 Spangenberg (wie Anm. 7), S. 778.
- 40 Klaus Merten: Allmacht oder Ohnmacht der Medien? Erklärungsmuster der Medienwirkungsforschung. In: Medien und Kommunikation. Konstruktion von Wirklichkeit (= Studienbrief 22). Hrsg. vom Deutschen Institut für Fernstudien. Basel / Weinheim 1990, S. 45.
- 41 Paul Virilio: Krieg und Kino. Logistik der Wahrnehmung. München 1986; zit. nach Elsner / Müller (wie Anm. 9), S. 393.
- 42 Ebd., S. 394.

Das DDR-Hörspiel im Urteil der Hörer

Versuch einer Interpretation der Hörer-Hörspielpreise (1977 - 1991)

Es gehört zu den Grundproblemen der elektronischen Massenmedien, daß sie gleichsam in einen leeren Raum senden und nicht, z.B. wie im Theater, eine direkte Kommunikation stattfinden kann. Einschaltquoten lassen sich relativ verlässlich ermitteln, aber was das Einschalten und das Hören für den einzelnen wirklich bedeutet, das wird in der Statistik nicht berücksichtigt.

Genau hier, bei dieser für die Bewertung des DDR-Hörspiels vielleicht besonders wichtigen Frage, setzen die folgenden Darlegungen an, und zwar auf der Grundlage eines in sich abgeschlossenen Faktenmaterials, das bisher - fast unverständlicherweise - unaufgearbeitet geblieben ist: die Unterlagen zu den Hörer-Hörspielpreisen des Rundfunks der DDR. Sie verstehen sich als Ergänzung gerade zu den jüngsten Versuchen, die Leistungen des DDR-Hörspiels historisch zu bewerten.¹ Und die Diskussion hierüber kann keineswegs als abgeschlossen angesehen werden. So widmete die ›Sächsische Zeitung‹ am 23. Juni 1995 eine ganze Seite der ›deutsch-deutschen Hörspielvergangenheit‹. Außer einem langen Interview mit Gerhard Rentzsch, dem ›Methusalem des DDR-Hörspiels‹, veröffentlichte sie eine Betrachtung von Valeria Heintges unter der bezeichnenden Überschrift ›Politik, Propaganda oder Literatur - das ist hier die Frage. Ein Blick auf die Hörspielgeschichte zeigt: Ignoranz und Arroganz auf beiden Seiten verhinderten über Jahre ein objektives Urteil‹.²

Die folgenden Ausführungen fassen eine umfangreiche Studie aus dem Jahre 1992 für das Institut für Medienforschung der Hochschule für Film und Fernsehen ›Konrad Wolf‹ in Babelsberg zusammen.³ Diese Studie zu den Hörer-Hörspielpreisen des Rundfunks der DDR versuchte, sich auf der Basis gesicherter Fakten der Frage zu nähern, was die Hörspielsendungen für die Adressaten, die Hörer bedeuteten?

Den Hörer-Hörspielpreis, Teil des Hörspielpreises des Rundfunks der DDR von 1977 bis 1991, vergab nicht eine das Publikum stellvertretende Hörerjury (wie z.B. beim Hörspielpreis der Berliner Akademie der Künste oder beim Kinderfilm-Festival ›Goldener Spatz‹), sondern Tausende von jungen und alten HörerInnen teilten alljährlich dem Rundfunk schriftlich mit, was ihnen am besten gefallen hat. Sie begründeten das oft noch ausführlich, und das alles, ohne daß materielle Anreize geboten wurden, keinerlei

Preise winkten (mit denen die Medien derzeit so großzügig sind), nur aus Spaß und Freude an der Sache: ein Umstand, der eigentlich erst im Rückblick in seiner ganzen - möglicherweise sogar DDR-spezifischen - Bedeutung ermessen werden kann. Das Hörspiel bzw. Kinderhörspiel, das die meisten Stimmen auf sich vereinigen konnte,⁴ erhielt den Hörer-Hörspielpreis; gleichzeitig wurde auch ein Kritikerpreis sowie - ab 1980 - ein Kinderhörspielpreis verliehen.⁵

Die Hörer-Hörspielpreise, die statistisch weitgehend erfaßt sind,⁶ dürften inhaltlich Aufschlüsse zulassen über den realen ›Gebrauchswert‹ des Gesendeten und damit zugleich auch über den Zustand der Gesellschaft, die eine derartige Reaktion hervorbringt.⁷

Die Voraussetzungen

Zunächst kann festgehalten werden, daß sich Hörspiel und Kinderhörspiel unter personell wie materiell ausgesprochen günstigen Bedingungen entwickeln konnten - natürlich in den Grenzen der von der (unselig-unsäglichen) Abteilung Agitation und Propaganda des ZK der SED vorgegebenen politischen Rahmenbedingungen⁸ - und ihnen in allen vier bzw. fünf Programmen des DDR-Rundfunks⁹ feste Sendeplätze zur Verfügung standen. Für die durchschnittlich pro Jahr 300 Neuproduktionen gab es weit über 1 000 Sendetermine.¹⁰ Das sicherte ihnen die Möglichkeit, sich einerseits auf ein breites Hörerpublikum hin zu orientieren, andererseits auch sehr differenzierte Hörerinteressen bedienen zu können.¹¹ Obwohl angesichts dieser Dimensionen auch viel künstlerisches Mittelmaß produziert wurde, war der qualitative Standard der Texte und Inszenierungen insgesamt hoch und brachte Leistungen hervor, die zunehmend auch internationales Ansehen in Ost und West erringen konnten. Davon zeugen die diversen internationalen Preise ebenso wie die zunehmende Zahl von Übernahmen durch ausländische Rundfunkstationen, auch der Bundesrepublik. Im übrigen sind noch heute in den Programmen von MDR, ORB, SFB, DeutschlandRadio Berlin und Deutschlandfunk Köln immer wieder alte Hörspielproduktionen des DDR-Rundfunks zu finden.

Der Wunsch nach einem nationalen Hörspielpreis wurde lange vor 1977 geäußert. Zwei Gründe seien eigens hervorgehoben. Der eine

ist genereller Natur und keineswegs DDR-spezifisch. In fast allen Ländern litt und leidet das Hörspiel unter mangelnder öffentlicher Anerkennung, ja Kenntnisnahme. Selbst eine Theatertheater-Aufführung findet in der Regel mehr kritisches Echo in der Presse als eine Hörspiel-Ur- oder -Erstsendung, die weit mehr Menschen erreicht.¹² Gelangt ein Hörspieltext per Adaption ins Theater, Kino oder auf den Bildschirm,¹³ oder liegt er gar gedruckt vor,¹⁴ so findet das in der Regel auch eine viel breitere und gewichtigere öffentliche Resonanz. In vielen Fällen - zumindest war das in der DDR zu beobachten - wurde dabei unterschlagen, daß es sich überhaupt um eine solche handelt und bedenkenlos von »Uraufführung« gesprochen.

Die zweite Ursache ist schon DDR-spezifischer. Nachdem es - im Unterschied zur Bundesrepublik, in der seit 1951 alljährlich der renommierte »Hörspielpreis der Kriegsblinden« vergeben wird - nicht gelungen war, noch in der ersten »Blütezeit« des DDR-Hörspiels (Ende der 50er, Anfang der 60er Jahre¹⁵) einen Hörspielpreis zu schaffen, wurde die Situation Mitte der 60er Jahre zunächst schwierig. Das lag zum einen an dem berühmt-berüchtigten elften Plenum, das dazu führte, daß der Chefdramaturg - und bedeutende Hörspielautor - Gerhard Rentsch abgelöst wurde und nur noch als Dramaturg weiterarbeiten durfte. Zum anderen schien die immer stürmischere Fernsehentwicklung und -verbreitung in diesen Jahren - nicht nur in der DDR - zu einer Krise des Hörspiels zu führen; seine Zukunft wurde - selbst unter den Machern - in Frage gestellt. Es bedurfte daher erst des z.T. unerwarteten quantitativen wie qualitativen Aufschwungs des DDR-Hörspiels in den 70er Jahren, auf dessen Ursachen hier nicht eingegangen werden kann,¹⁶ damit sich die Erkenntnis durchzusetzen, daß Hörspiel nicht »Fernsehspiel ohne Bild« (und das Fernsehspiel eben nicht »Hörspiel mit Bild«) ist. Jetzt aber scheiterte die Einrichtung eines Hörspielpreises ganz simpel an der leidigen Geldfrage, die übrigens auch lange Zeit eine Teilnahme am international renommierten PRIX ITALIA unmöglich machte. Den Hörspielpreis der OIRT gab es erst später: für das Kinderhörspiel seit 1978 und für das Hörspiel seit 1982 jeweils in jedem zweiten Jahr.

Erst für 1976 konnte - dank des Kulturfonds der DDR - die Finanzfrage endlich gelöst werden. Das ohne Zweifel wirklich Besondere des nun eingerichteten und erstmals für den Hörspieljahrgang 1976 vergebenen Hörspielpreises war, daß neben einer Kritikerjury als programmatische Entscheidung auch bewußt ein Hörerpreis geschaffen wurde, der - als einziger Kunstpreis der DDR und möglicherweise auch international einmalig - auf höchst demokratische Weise

vom Publikum selbst vergeben wurde: Die HörerInnen wurden dazu aufgerufen, das Stück zu benennen, das »mir am besten gefällt«,¹⁷ und danach wurden dann, wie bereits erwähnt, einfach die Hörerstimmen ausgezählt. Im Statut von 1976, Abschnitt I, heißt es zu den Zielen des Hörspielpreises:

»Der Hörspielpreis dient der Förderung und Publizierung des Hörspielschaffens in der DDR: Er soll die Hörer zum Hören und die Autoren zum Schreiben ermuntern. Er soll die öffentliche Diskussion um funkdramatische Werke beleben, soll Maßstäbe ideologisch-künstlerischer Einschätzung festigen und Ansprüche formulieren.«

An erster Stelle werden die Hörer genannt! Das ist kein Zufall, sondern ordnet sich, wie Sybille Bolik darlegt, ein »in die seit Anfang der 70er Jahre wieder verstärkten Bemühungen um ein attraktiveres, hörerfreundlicheres Programm, das sich auch gegen die westliche Medienkonkurrenz behaupten sollte«.¹⁸

Allen Skeptikern zum Trotz bestätigte die Entwicklung der Hörerbeteiligung die Richtigkeit dieser Entscheidung: Was mit einigen hundert Hörerstimmen begann, zählte bald nach Tausenden und erreichte seinen Höhepunkt 1988 mit fast 9 000 Stimmen, wobei seit 1980 auch das Kinderhörspiel gleichberechtigt mit dem Kinder-Hörspielpreis des Rundfunks der DDR, der auf einem vergleichbaren Statut und etwa gleichen Bedingungen basierte, in die Hörspiel-Preisverleihung einbezogen worden war. Insgesamt haben sich im Verlauf der Jahre ca. 60 000 alte und junge HörerInnen am Hörer-Hörspielpreis beteiligt. (Vgl. Tabelle und Grafik)¹⁹

Jahr	Stimmen		gesamt
	Hörspiel	Kinder-Hörspiel	
1977	412		412
1978			(ca.) 500
1979	664		664
1980	817		817
1981	1 258	2 325	3 583
1982	1 118	2 264	3 382
1983	1 253	2 939	4 192
1984	1 198	3 850	5 048
1985	1 127	3 904	5 031
1986	1 326	5 075	6 401
1987	1 702	4 234	5 936
1988	3 117	5 438	8 555
1989	1 931	5 022	6 953
1990	1 856	4 234	6 090
1991	532	1 893	2 425
Summe:	(ca.) 18 000	41 178	(ca.) 60 000

Tabelle

Repräsentative Beteiligung

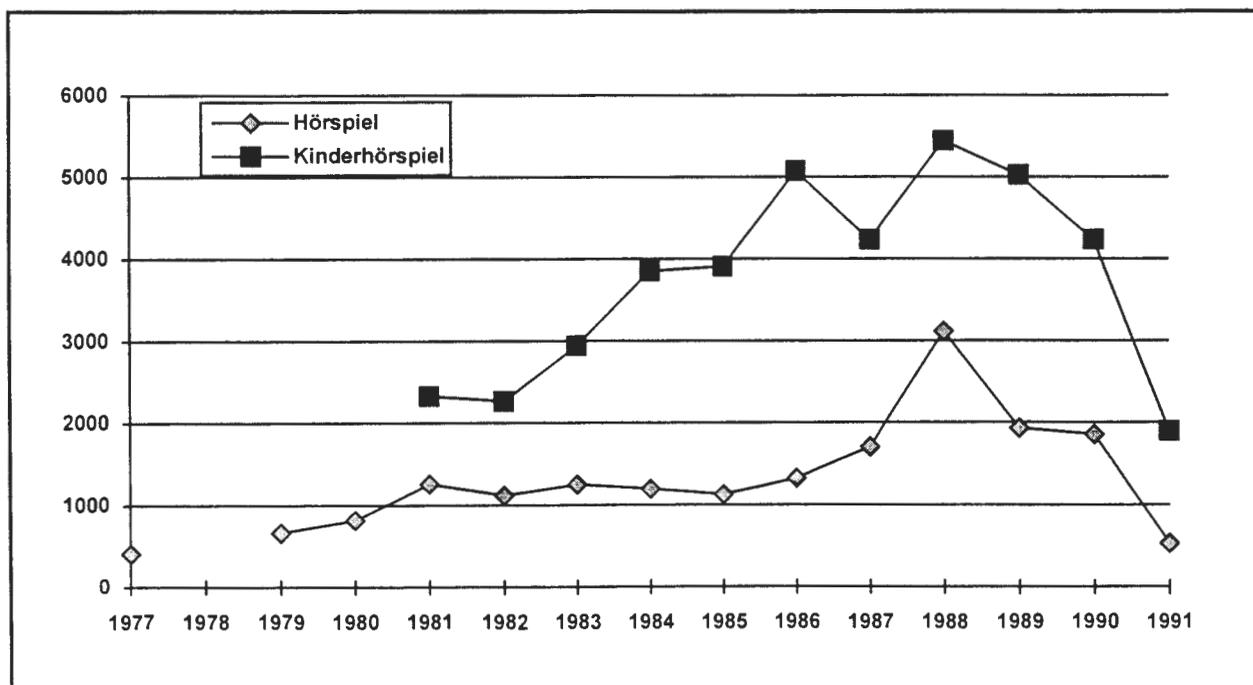
Besonders aufschlußreich für den Zusammenhang zwischen den Kommunikationsangeboten und deren Annahme durch die Hörer ist der jedes Jahr aufs neue zu verzeichnende Umstand, daß es vielen jungen und alten HörerInnen nicht genügte, nur das Hörspiel ihrer Wahl zu benennen oder auf einem der in verschiedenen Presseorganen publizierten »Tippzettel« einfach anzukreuzen: Durchschnittlich zehn bis 15 Prozent der Teilnehmer schrieben ausführliche Begründungen zu ihrer Wahl.²⁰ Zum einen war das ohne Zweifel Ausdruck der Verbundenheit, ja des Vertrauens der HörerInnen zur Funkdramatik, zum anderen aber verweist es zugleich auf einen aufschlußreichen Widerspruch - dem zwischen den gravierenden Mängeln in der gesellschaftlichen Kommunikation und Selbstverständigung und dem daraus resultierenden ausgeprägten, aber weithin unbefriedigt bleibenden Bedürfnis der Menschen danach.²¹ In diesem Sinne sehe ich einen direkten Zusammenhang zwischen der Verschärfung dieses Widerspruchs in den 80er Jahren und der wachsenden Hörerbeteiligung. Besonders auffällig hierbei ist die sprunghafte Zunahme im Jahre 1988 in der Abstimmung über das Hörspielschaffen 1987. Seit Gorbatschow wurde das Bedürfnis nach ehrlicher und offener Auseinandersetzung über die unübersehbaren inneren Probleme des Landes drängender. Seitens der politischen Führung zeichnete sich jedoch keine Spur von Änderungswillen ab. Umso dankbarer wurden offen-

bar die Angebote von Hörspiel und Kinderhörspiel angenommen, in denen sich die HörerInnen mit ihren Problemen im Unterschied zu den meisten journalistischen Äußerungen in den Medien mehr oder minder direkt wiederfinden konnten.²²

Auch der darauf folgende Rückgang in der Beteiligung, die zur letzten Hörspielpreisverleihung 1991 ihren Tiefpunkt fand, hat seine Ursachen in gesamtgesellschaftlichen Zusammenhängen. Mit der »Wende« veränderte sich die Situation der öffentlichen Auseinandersetzung fast schlagartig und schuf so eine völlig neue Art der öffentlichen Verständigung und Selbstverständigung.²³

Für die breite Annahme des Hörspielangebots spricht zunächst ein wichtiges Indiz: Es gab bei Hörspiel wie Kinderhörspiel keinen Jahrgang, bei dem nicht wiederholte Produktionen jeweils Stimmen bekamen. Jeder Beitrag erreichte »seine« Hörer, wenngleich quantitativ unterschiedlich. Gleichzeitig wurden auch nicht in den Wiederholungsreihen enthaltene Stücke benannt. Das ist ein Beleg dafür, wie breit die von den jungen und alten HörerInnen rezipierte Palette des funkdramatischen Gesamtangebots tatsächlich war.²⁴

In diesem Zusammenhang interessiert die Frage, inwieweit es sich nur um einen eng begrenzten, gewissermaßen elitären Hörerkreis handelt, der von den Hörspiel- und Kinderhörspielangeboten Gebrauch machte, oder ob das Publikum so breit gefächert war, daß eine bestimmte Repräsentanz als gesichert angesehen



Grafik

werden kann. Zunächst eine auffällige Äußerlichkeit: Es beteiligten sich stets mehr weibliche als männliche Hörer (sind die Frauen und Mädchen nur schreib- oder auch hörfreudiger?). Vertreten waren alle Altersgruppen und nahezu alle Berufe und sozialen Schichten, in den einzelnen Jahrgängen z.T. unterschiedlich. Lediglich beim Kinderhörspiel, das aus Platzgründen im folgenden ausgeklammert werden muß,²⁵ dominierten konstant die Zehn- bis 13jährigen und hier wieder besonders die Zwölfjährigen.

Um die Bandbreite der beteiligten Bevölkerungsgruppen zu illustrieren, seien einige von ihnen erwähnt (die Reihenfolge bestimmt keine Rangfolge): Schüler, Lehrlinge, Studenten, Rentner, Hausfrauen, Angehörige der Intelligenz, pädagogische Berufe, Arbeiter, Ingenieure, Kraftfahrer, Bauern, Mediziner und medizinisches Personal, kaufmännische Berufe, Angestellte im weitesten Sinne. Dabei ist hervorhebenswert, daß diese repräsentative Zusammensetzung auch bei der Zunahme der Beteiligung erhalten blieb und sowohl hinsichtlich der Altersgruppen als auch der sozialen Zusammensetzung nur geringfügige Verschiebungen zu verzeichnen sind.

Auffällig ist in allen Hörer-Hörspielpreisjahrgängen, soweit sich dies aus den Zuschriften mehr oder weniger eindeutig ableiten läßt, daß die einzelnen Sendungen sowohl altersmäßig als auch sozial durchaus auf unterschiedliche Präferenzen stießen. Wenn also jedes Hörspiel jeweils seine Hörer fand, fragt sich, welches davon auf besonders große Hörerresonanz stieß. Analog zur generellen Diskrepanz zwischen den Kritikerpreisen und dem Hörer-Preis kann mit Sicherheit davon ausgegangen werden, daß die unterschiedlich hohe Stimmenresonanz bei den HörerInnen ein Indiz dafür ist, welche Probleme in der Gesellschaft als besonders virulent empfunden wurden und nach öffentlicher Diskussion verlangten. Denn wie sich herausstellt, entschieden die Hörer vorwiegend nach dem »Problemwert« des Angebotenen, weniger nach dessen »Kunstwert«, der vor allem für die Kritikerjury im Mittelpunkt stand.

Um dies nachzuvollziehen, muß man die DDR-Situation aus eigenem Erleben kennen, insbesondere, was die fehlende publizistische Erörterung anstehender Probleme betrifft.²⁶ Es gab daher eine besondere Sensibilisierung für das Unausgesprochene. Darauf hat auch der Opernregisseur Harry Kupfer in einem Interview hingewiesen: »Wer die Wahrheit sagt, sticht immer in irgendein Wespennest. Aber Kunst kann ohnehin nichts verändern. Eine solche Mission wollte uns der Stalinismus zwar einreden, aber auch im Sozialismus war Kunst wirkungslos. Nur war das mitunter aufregender, weil die Leute im Parkett verschlüsselte Bot-

schaften sehr gut verstanden. Noch in den einfachsten Dingen wurde Verschlüsseltes geradezu manisch gesucht.«²⁷

Aber auch auf die Kehrseite dieser Medaille muß hier hingewiesen werden - in Hermann Kants »Abspann« findet sich folgende aufschlußreiche Klammerbemerkung: »(In der Technik, mit Schwung um heikle Stellen herumzuschreiben, haben es unsere Buchbesprecher zu einiger Meisterschaft gebracht; ihre freundliche Absicht war vermutlich, keinen der vielen schlafenden Hunde zu wecken. Doch wurden die manchmal ganz von selbst munter.)«²⁸

Was Kant hier leicht ironisch beschreibt, umreißt ziemlich genau das hier Gemeinte, und die Formulierung »keine schlafenden Hunde wecken« war tatsächlich ein durchaus geläufiger Begriff in der Praxis. Nichts wollten die meisten direkt oder indirekt Beteiligten weniger, als freiwillig »die Scheinwerfer richten« auf irgendein möglicherweise problematisches Stück, vielmehr sollten Horizonte erweitert und nicht verengt werden.

Inhaltliche und methodische Probleme

Da es nicht möglich war, sämtliche von den HörerInnen genannten Produktionen zu analysieren, mußten bestimmte Auswahlkriterien gefunden werden. Sie orientieren sich an folgenden Auffälligkeiten:

1.) Im Hörspiel für Erwachsene gingen, bis auf eine Ausnahme, die aber offenbar als Gegenwartsstück rezipiert wurde,²⁹ alle Hörerpreise an Gegenwartsstücke im engeren Sinne, d.h. sie waren auch stofflich in der Jetztzeit angesiedelt, wobei es deutliche Unterschiede gab, welche Hörergruppen welche Angebote favorisierten.

2.) Drei »Grundmuster« kristallisierten sich dabei heraus:

- a) es gab einen eindeutigen »Favoriten«;
- b) es gab zwischen zwei »Favoriten« ein »Kopf-an-Kopf-Rennen«;
- c) es ergab sich eine auffällige »Ausgeglichenheit« der Stimmenverteilung.

Es wurden Jahrgänge ausgewählt, in denen es entweder einen klaren Favoriten oder ein »Kopf-an-Kopf-Rennen« gab, da hier wegen der ausgeprägten Stimmenverteilung besonders aufschlußreiche Aussagen zu erwarten sein müßten. Dabei war es wichtig, jeweils den Zusammenhang zwischen »Reihen«-Umfeld und dem Gesamtumfeld herzustellen.

Die Hauptschwierigkeit bestand jedoch in den Einzelanalysen selbst. Ginge es z.B. um die Kritikerpreise, so wäre eine Analyse sehr einfach gewesen, liegen doch für alle Kritikerentscheidungen schriftlich formulierte Begründungen vor.

Bei den Hörerpreisen jedoch mußte der Versuch gewagt werden, aus statistisch gesichertem Material inhaltlich-funktionale Bezüge und Wertungen abzuleiten. Das schloß ohne Zweifel die Gefahr des Spekulativen ein, waren doch die Hörerwertungen weniger nach dramaturgisch-ästhetischen Kriterien zu beurteilen, als die künstlerischen Angebote vor allem inhaltlich für die Hörergunst zu »entschlüsseln«.

Hörerpräferenz für Gegenwartshörspiele

Der Hörer-Hörspielpreis begann 1977 mit einem Paukenschlag: Ausgerechnet in dem nachgerade »opulenten« Hörspieljahrgang 1976 errang nicht etwa »Die Grünstein-Variante« von Wolfgang Kohlhaase die Palme der Hörer (ausgezeichnet mit dem ersten und einzigen PRIZ ITALIA für das DDR-Hörspiel und Jahre später von Bernhard Wicki erfolgreich verfilmt), nicht »Zwiesprache halten« von Helmut Bez (von den Kritikern ausgezeichnet und mit dem auch im Theater experimentiert wurde) und auch nicht »Ich will nicht leise sterben« von Martin Stephan (das vom Fernsehen der DDR kurz danach verfilmt wurde), sondern Erich Schlossareks »Der Tadel« (kurz danach ebenfalls vom DDR-Fernsehen verfilmt), ein vergleichsweise »biedereres«, von der gesellschaftlichen Brisanz her jedoch äußerst interessantes Hörspiel aus dem Schulalltag.³⁰ In einer Besprechung des RIAS wurde »Der Tadel« als der »politisch engagierteste« Beitrag bezeichnet.³¹ Obwohl die Teilnehmerzahl damals noch wenige Hundert betrug, sollte sich dieses Hörervotum in verschiedener Hinsicht bei späteren Entscheidungen als charakteristisch erweisen.

»Der Tadel«³² ist ein Gegenwartsstück im engeren Sinne, nicht nur von der Problematik her, sondern auch in stofflich-thematischem Sinne. Er spielt im »vertrauten« Alltag, seine Akteure sind Menschen »wie Du und Ich«, die dargestellten Konflikte sind nachvollziehbar. Die Sicht auf den gegenwärtigen Alltag ist kritisch. Und es wird ein Stoffbereich (Volksbildung) behandelt, der in der öffentlichen Kritik nahezu »tabu« war, aber inoffiziell zu den am meisten kritisch diskutierten Bereichen der Gesellschaft gehörte, zu dem auch nahezu jeder auf direkte oder indirekte Weise eine Beziehung hatte. Und: Schulprobleme spiegeln den Zustand und die Probleme der Gesellschaft wie in einem Brennglas wider.

So ist es sicher kein Zufall, daß »Schulstücke« später mehrfach von den Hörern ausgezeichnet wurden: 1978 »Nachtkonferenz oder Wie beginnt ein Regenguß« von Joachim Priewe (in gewisser Weise ein Gegenstück zum

»Tadel«),³³ 1981 »Der kleine König« von Bernd Schirmer, 1983 »Auf der Schaukel« von Rolf Wohlgemuth, in gewisser Hinsicht auch 1987 »Nun heule ich doch« von Gabriele Bigott - zugleich die weitgehend tabuisierten Probleme Behinderter erfassend³⁴ -, und, wenn auch nur sehr vermittelt, 1984 »Fahrschule« von Bernd Schirmer, auf das noch zurückzukommen sein wird.

In diesem Zusammenhang ist aufschlußreich, daß es 1984 einen in der Stimmenzahl deutlich abgehobenen zweiten Platz für »Dies Blatt der weißen Rose« von Friedbert Stöcker gab. Dies ist deswegen bedeutsam, da insgesamt nur zweimal ein Hörspiel mit historischem Sujet einen zweiten Platz erringen konnte: 1980 der Monolog »Ich war die Neuberin« von Katharina Rothärmel, der allerdings durch seine vielen aktuellen Bezüge durchaus wie ein Gegenwartsstück rezipiert werden konnte, und 1988 die Märchenadaption »Rumpelstilzchen« von Franz Fühmann. Zwar ist »Dies Blatt der weißen Rose« ein Beitrag zum Gedenken an die Geschwister Scholl, also eigentlich ein historisches Hörspiel, aber durch die Rahmenhandlung ist es zugleich in der Gegenwart, und zwar im Schulmilieu, angesiedelt. Das verleiht diesem Hörspiel eine politische Brisanz, die nicht zufällig in der dazu veröffentlichten Annotation einfach unterschlagen wird, um nicht die berühmten »schlafenden Hunde zu wecken.«³⁵ Geht es dabei doch um nicht mehr und nicht weniger als um die Haltung der jungen Generation zur antifaschistischen Vergangenheit. Als z.B. der Vater der jugendlichen Hauptperson ihr rät, Fragen nur als »Arbeitsstufe« zu berücksichtigen, antwortet sie: »Dann schreib' ich lieber bloß ab. Eh's falsch wird«. Aufschlußreich an der Hörerreaktion ist dabei, daß vor allem junge und ältere HörerInnen für diesen Beitrag votierten, also solche, die etwa im damaligen Alter der Geschwister Scholl waren, und jene, die in etwa deren Zeitgenossen waren, die sich also jeweils unmittelbar in ihren eigenen Erfahrungen angesprochen fühlten. Das wurde auch in diversen Hörerbriefen direkt zum Ausdruck gebracht.

Ein dem Schulbereich vergleichbarer, von den Hörern bevorzugter Stoff- bzw. Themenbereich sind ohne Zweifel die - auch in den »Schulstücken« keineswegs ausgesparten - alltäglichen Liebes-, Ehe- und Familienbeziehungen. Diese dominieren mit unterschiedlichsten Akzentuierungen und unterschiedlichstem historisch-gesellschaftlichen Hintergrund in »Christina« von Irina Liebmann, eine von dramatischer Zuspitzung lebende Ehe- und Familiengeschichte mit einer jugendlichen Hauptfigur, die 1980 mit 32,2 Prozent den zweiten Platz mit großem Abstand vor allen weiteren Nennungen belegte.

Weiter gehören dazu 1982 »Ich sehe was, was du nicht siehst« von Martin Stephan (die Infragestellung einer »eingefahrenen« Partnerbeziehung), 1984 in gewisser Weise auch die bereits genannte »Fahrschule« von Bernd Schirmer, die mit 34,9 Prozent der Stimmen den Spitzenplatz belegte, und 1985 »Im Schrank, unterm Bett oder wo« von Jochen Hauser. Ähnliches gilt auch 1986 für »Bienchens Verwandte« von Gerhard Rentzsch, 1988 »Die letzte Hochzeit« von Helmut Sakowski und 1990 für »Traumreise« von Christian Martin.

Obwohl kein Gegenwartsstück im engeren Sinne, gehört 1989 »Der werfe den ersten Stein« von Michael Brautzsch, eine tragische Liebesgeschichte aus der Nachkriegszeit, die aber von den HörerInnen ganz offensichtlich auch als Gegenwartsgeschichte rezipiert wurde, dazu. Hinzuzählen ist auch 1979 »Traumposten« von Horst Matthies. Vergleichbar der Schulproblematik liegt ein Thema zu Grunde, das für eine kritische Darstellung weitgehend tabuisiert war: die Nationale Volksarmee. Zunächst als Theaterstück konzipiert, das aus politischen Gründen ohne Resonanz blieb, fand es erst durch die nur im Hörspiel mögliche Umsetzung in eine Traumhandlung Aufmerksamkeit. Außerdem ist »Traumposten« eine wirklich vergnügliche Geschichte, getragen von einer heiter-kritischen Sicht auf den Alltag.

Besonders interessant ist, daß die HörerInnen mehrfach »honorierten«, wenn die kritische Auseinandersetzung mit dem Lebens- und Arbeitsalltag auf heiter-überlegene und vergnügliche Weise erfolgte.³⁶ Dabei war das Bedürfnis nach solchen Hörspielen stets größer als das reale Angebot. Neben dem »Traumposten« sind hier auch die bereits erwähnten Hörspiele »Im Schrank, unterm Bett, oder wo« und »Fahrschule« zu nennen, wobei es in einem Hörerbrief zu letzterem hieß: »Es ist erquickend, wenn in unseren ersten Zeiten auch einmal ein Autor mit Humor an ein Problem herangeht.«

»Fahrschule«, später auch von der DEFA verfilmt, ist ein wichtiger Beleg dafür, daß ein heiterer Inhalt aber allein nicht ausreichte für eine positive Hörerresonanz. Zunächst ist aufschlußreich, daß 1984, wie auch im Folgejahr, wirklich brisante konfliktreich-kritische Gegenwartshörspiele fehlten. Dies ist wahrscheinlich auch der Grund für einen leichten Rückgang der Hörerbeteiligung. »Fahrschule« war schon vom Gegenstand her ein überaus brisantes Thema, da man in der DDR nicht nur auf ein (bestelltes!) Auto viele Jahre warten mußte, sondern auch viel Zeit verstrich, bis die Fahrschule absolviert war. Hinzukam, daß das Thema Weiterbildung, der Schul-Problematik sehr verwandt, die DDR-Bürger doch sehr beschäftigte. Dabei war es

durchaus nicht selten, daß sich qualifizierte Leute auch von weniger qualifizierten weiterbilden lassen mußten.

Schirmer verquickt das Fahrschulthema zudem geschickt mit den Frau-Mann-Beziehungen - ein »Dauerbrenner« in der DDR. Vor allem aber fängt »Fahrschule« - und das dazu eben noch heiter-kritisch - eine Fülle von DDR-Alltagsrealität ein. Die Bandbreite reicht dabei von Versorgungsproblemen (»es gab lange keine Salzheringe«) und der Diskussion über das Auto als Renommier- oder Gebrauchsobjekt verbunden mit dem Thema Reises Sehnsucht (»Ich denke eigentlich mehr an fahren. Rausfahren. Ins Grüne fahren. Nach Bulgarien fahren«), über berechnete, aber nicht gewährleistete Ansprüche ans Leben (»Ich will noch was haben vom Leben«), der Notwendigkeit von gegenseitig vorteilhaften Beziehungen (»Wenn Sie zufällig Zement brauchen oder Fliesen«) über gängige Heucheleien (»Ich hatte mal eine am Steuer, die war Lehrerin für Staatsbürgerkunde oder so was. Und mitten auf der Kreuzung fing die an zu zittern, und sie rief: Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast«) bis zu den Zwängen der auf Kosten der Arbeit und der Freizeit gehenden Alltagsprobleme (das Organisieren von Autoersatzteilen, von Terminen für Pflege und Reparatur etc.) und tiefer gehenden Auseinandersetzungen um den Sinn des Lebens (»Wir haben doch alle mal klein angefangen. Wir hatten doch alle Ideale. Wir wollten uns nicht einmauern lassen von den Dingen«).

Übrigens ging auch der letzte Hörerpreis 1991 an ein Hörspiel, das sich in unterhaltsamer Weise mit der veränderten deutsch-deutschen Gegenwart befaßte, an »Augenblickchen II« von Gerhard Rentzsch. Angesichts der wenig rühmlichen deutschen Tradition in Sachen Komödie ist diese Seite der Hörergunst allerdings mehr als verständlich.

Hörspiele als Reflex auf den »tatsächlichen Gesellschaftsprozess«

Bei dem Versuch, die Hörer-Präferenzen funktional zu »entschlüsseln«, ergaben sich folgende Zusammenhänge: Die HörerInnen suchten vor allem nach kritischen Bezügen zu ihrem eigenen Alltag, zu ihren eigenen Arbeits-, Liebes-, Ehe-, Familienproblemen, die sie im funkdratischen Angebot wiederfinden wollten und - zunehmend im Unterschied zum Beispiel zum Fernsehen³⁷ - auch konnten. Ein besonders aufschlußreiches Beispiel hierfür ist, obwohl es sich dabei nicht um ein mit dem Hörerpreis ausgezeichnetes Stück handelte, die große Resonanz auf das erstmals die Problematik der Homosexualität³⁸ behan-

delnde Hörspiel »Harro« von Norbert Mahron; es kam 1988 auf den »dritten Rang«! Wie der den Hörerpreis betreuende und auswertende Dramaturg Wolfgang Beck berichtete, hatten sich in diesem Jahr viele Hörer auf Grund dieses Hörspiels erstmals an der Umfrage beteiligt, und das mit z.T. sehr vertraulichen Briefen, in denen sie sich selbst »outeten«. Das veranlaßte die Hörspielabteilung, sich bei den betreffenden Hörern die Erlaubnis einzuholen, von ihren Briefen in der Öffentlichkeitsarbeit Gebrauch zu machen, was sehr unterschiedliche Reaktionen hervorrief. Als nun diese Hörer im nächsten Jahr erneut zur Teilnahme an der Umfrage eingeladen wurden, war die Reaktion eher spärlich, da ein Hörspiel mit vergleichbarer Thematik nicht auf dem Programm stand - ein Beleg dafür, wie wichtig den Hörern die persönliche Betroffenheit, die persönlichen Identifikationsmöglichkeiten mit den dargestellten Problemen und Konflikten war.

Für die HörerInnen stand so der »Problemwert« des Angebotenen im Mittelpunkt, sofern er für sie persönlich von Belang war. Sie erwarteten und »honorierten« das, was man - auch wenn das mittlerweile altmodisch klingt - »Lebenshilfe« nennen könnte. Bei aller allgemeinen Freude am Hörspielhören wurde ganz offensichtlich besonders nach Anregungen gesucht, sich mit dem eigenen Lebens- und Arbeitsalltag besser auseinandersetzen und diesen besser bewältigen zu können.

Ein hierfür besonders wichtiger dramaturgischer Umstand ist dabei, daß in den meisten Fällen mit »offenen« Schlüssen gearbeitet, auf gewissermaßen »modellhafte« Lösungen, die es zu Beginn des DDR-Hörspiels sehr viel gegeben hat, verzichtet wurde. Dies geschah zugunsten von Gestaltungsweisen, die den Hörer zum Nachdenken anregen, ihn als Partner in die Suche nach Lösungen einbeziehen wollten, die er letztlich nur selber für sich finden kann.³⁹ Das wird nur verständlich, wenn man berücksichtigt, daß in der öffentlichen Diskussion viele dieser Probleme einfach nicht existierten, bzw. nur schöngefärbt behandelt wurden. Die Hörer honorierten, daß offen/öffentlich zur Sprache kam, was die Medien sonst verschwiegen.

Eine interessante Bestätigung dieser Schlußfolgerungen findet sich in dem Aufsatz von Michael Hametner »Geschichten für das Hörspiel. Zur Entwicklung des Genres in der Mitte der achtziger Jahre«. Er spricht von der Funkdramatik als einem »besonders kräftigen Reflex« auf den »tatsächlichen Gesellschaftsprozess«, mißt dem Hörspiel einen »wesentlichen Beitrag zur Sozialanalyse (...) in der Wahl brisanter Problemfelder« zu und spricht davon, daß »das Interesse an der Meinungsbildung im öffentlichen Bewußtsein (...) für Produzenten wie

Konsumenten dieser Texte oft größer als das Interesse an der ausgefeilten künstlerischen Gestaltung« war. Er fährt fort: »Wirklichkeitsnähe ist ein allgemeines Qualitätsmerkmal des DDR-Hörspiels. Gewachsen aber ist in den achtziger Jahren das Interesse und die Fähigkeit der Hörspielautoren zur Sozialanalyse, die keine erwarteten Muster bedient, sondern auf Entdeckungen in der Wirklichkeit aus ist.« Dabei hebt er weiter hervor: »Diese Beispiele machen eine neugewonnene Ehrlichkeit der Autoren gegenüber dem sozialen Prozeß deutlich, eine Ehrlichkeit, die nicht unmaßgeblich das Wirkungspotential der aktuellen Funkdramatik vergrößert hat. (...) Konfliktfeld ist stärker die individuelle Existenz - hier als Gegenpol zur vornehmlich gesellschaftlich-öffentlichen Existenz verstanden. Die Autoren reflektieren weniger die Synchronität als Momente der Asynchronität zwischen gesellschaftlicher und individueller Entwicklung und Entwicklungserwartung.« Dadurch würde das »DDR-Hörspiel ganz unmittelbar ein Umschlagplatz sozialer Erfahrungen und gewinnt interessierte Hörer«. ⁴⁰

Diese Wertung korrespondiert aufschlußreicherweise mit der Einschätzung von Jürgen Becker, Hörspielchef des Deutschlandfunks, über ein Jahrzehnt, bis zum Ende der DDR, zuständig für einen monatlichen Sendeplatz »Hörspiel in der DDR«: »Im Deutschlandfunk bekam man zu hören sehr realistische Bilder aus dem sozialistischen Alltag. Da wurde der Sozialismus zwar nicht in Frage gestellt, aber was sich unter seinen Oberflächen abspielte, am Arbeitsplatz, in der Schule, in der Familie, in all diesen provinziellen Nischen, wo das Versagen von Ideologie und Utopie die Tagesordnung war - darüber erhielt man unverblümt kritische Nachricht.« ⁴¹

Und im Vorspruch des Deutschlandfunks zum zweiteiligen Radio-Essay »Hörspiel in der DDR« wird in gleichem Sinne noch der Bezug zum Hörerecho hergestellt: »Statt dessen sendeten wir Stücke aus einem Alltag, der überaus realistisch und zu unserer eigenen Überraschung mitunter durchaus kritisch beschrieben wurde. Vielleicht deshalb auch fand das Hörspiel bei den Hörern der ehemaligen DDR so viel Beifall.« ⁴²

Erzählende Hörspiele gut plazierte

Wie die Analyse ergab, war der Problemwert allein keineswegs das wichtigste Kriterium für die Hörergunst, sondern diese war zugleich auch gekoppelt an ästhetische Voraussetzungen. So habe ich, gewissermaßen als »Gegenprobe«, die Ergebnisse der Hörerresonanz daraufhin durchgesehen, inwieweit unter den »Schlußlichtern« Hörspiele sind, die nicht nur prozentual am

Ende der Rangskala stehen, sondern im Verhältnis zu den vorangehenden Beiträgen auch tatsächlich eindeutig »abfallen«. Es sind vier: 1983 »Leerer Raum« von Jörg Kowalski, 1985 »Die Zwillinge von Callanda oder Über einige Gesetzmäßigkeiten bei der Entwicklung politischer Phänomene« von Carlos Cerda (Kritiker-Autorenpreis!), 1988 »Tod eines deutschen Clowns« von Holger Jackisch (Kritiker-Autorenpreis!) und 1990 »Und hinter uns der Frontmann« von Bert Koß.

Eigentlich unzulässig vereinfachend und die jeweiligen ästhetischen Qualitäten hier bewußt ausklammernd, handelt es sich bei diesen vier Hörspielen um zwei - in der DDR höchst seltene, also die DDR-Hörgewohnheiten nicht bedienende - politische Parabeln (»Zwillinge« und »Frontmann«) und zwei zugegeben kompliziert erzählte historisch-biographische Stücke, die ebenfalls stark politisch akzentuiert sind: Dargestellt wird im einen Fall eine Episode um den Studenten Adam Koch aus dem Jahr 1840 und die politische Verfolgung der »Gesellschaft der Menschenrechte« und im anderen Falle eine Episode aus dem Leben des Dichters Paul Scheerbar.

Vier Beiträge also, die jeweils auf ihre Weise tatsächlich »Gegenstücke« sind zu den Hörspielen, die in der Hörergunst jeweils am höchsten standen, und zwar, und das ist in diesem Zusammenhang besonders wichtig, unabhängig von ihren mehr oder weniger brisanten aktuellpolitischen Bezügen. Denn für mich sind z.B. der »Frontmann« oder die »Zwillinge« oder manch anderes Hörspiel mit historischem Stoff politisch weitaus brisanter als die am Ende mit dem Hörer-Hörspiel-Preis ausgezeichneten Beiträge. So stand z.B. für den Hörerpreis 1984 auch der Monolog um Katharina von Bora »Die Befreiung« von Helmut Bez zur Auswahl, der hinsichtlich der Frauen- und Emanzipationsproblematik an aktuell-bedeutsamen Bezüglichkeiten nichts zu wünschen übrig ließ. Das wurde übrigens auch besonders von den Hörerinnen erkannt und honoriert: 67,6 Prozent der Stimmen für dieses Stück kam von weiblichen Hörern. Die Erklärung dafür lautet: Vergangenheitsgeschichtliche Stoffe waren in vielen Fällen die einzige Möglichkeit, in einer Gegenwartsgeschichte brisante Probleme künstlerisch zu artikulieren.

Nur einmal, beim Hörspielpreis 1988, hätte es fast eine Ausnahme gegeben. Da kam es zu zwei eindeutigen Favoriten: Die (postum produzierte) Adaption des Märchens »Rumpelstilzchen« von Franz Fühmann, das sehr bittere Ausblicke auf die Gegenwart eröffnete, sowie »Die letzte Hochzeit« von Helmut Sakowski, eine »Geschichte von Liebe und Tod, hineingestellt in heutige Zeit«. Dieses Hörspiel erhielt lediglich 13 Stimmen mehr. Für die gute Platzierung der

Fühmannschen Märchenadaption sehe ich vor allem zwei Gründe: Erstens fehlten im Angebot Gegenwartsstücke von wirklicher Brisanz (wie »Der Tadel« oder »Nachtkonferenz«) oder heiter-kritische Beiträge (wie »Fahrschule«) oder wichtige neue Themen (wie »Harro«). Zweitens ist »Rumpelstilzchen« von einer nachgerade bestürzenden politischen Brisanz mit vielen aktuellkritischen Anspielungen,⁴³ die in mehrfacher Hinsicht der Grundstimmung breiter Schichten entsprach. Das Bewußtsein von einer gefährdeten Welt hatte weit um sich gegriffen, genannt seien hier nur der Reaktorunfall von Tschernobyl und die Angst vor einem Atomkrieg,⁴⁴ und vor allem die sich verschärfenden, öffentlich tabuisierten ökologischen Probleme. Ich halte es sogar für möglich, daß hierbei eine gewisse »Endzeitstimmung« eine Rolle gespielt haben kann, die für apokalyptische Bilder einen fruchtbaren Boden bot.⁴⁵

Eindeutig bevorzugt wurden von der Mehrheit der HörerInnen tatsächlich jene Beiträge, die am unmittelbarsten, also ohne ästhetische »Umwege«, möglichst viele Bezüge und Assoziationen zu ihrer eigenen Lebenswirklichkeit erlaubten, ja herausforderten, und zwar anhand einer in der Gegenwart spielenden (Alltags-) Geschichte um und mit Figuren »wie Du und Ich«. Dabei ist festzuhalten, daß auch die beiden preisgekrönten Monologhörspiele »Nachtkonferenz« und »Im Schrank, unterm Bett oder wo« auf ihre Weise jeweils eine wirkliche Geschichte erzählen. Inwieweit dem allerdings eine (letztlich doch abwertende) Einschätzung wie die, daß die Hörer »mehrheitlich einem konventionellen Alltagsrealismus den Vorzug« gaben,⁴⁶ gerecht wird, wage ich zu bezweifeln. Sie ist zwar vom literaturhistorischen Standpunkt her nicht falsch, läßt aber hörspielgeschichtlich eben genau das außer acht, was mir so wichtig erscheint: die Bedeutung des jeweiligen Hörspielangebotes im konkreten gesellschaftlichen Kontext.

Für die Hörer standen nicht ästhetische Fragen im Zentrum, sondern das, was die SchauspielerIn Jutta Wachowiak in ihrer Rede anläßlich der Verleihung der Hörspielpreise am 29. März 1990 angesichts der damals drohenden Eliminierung des Hörspiels aus den Programmen so formulierte: »Mir ist in all den Jahren meiner Tätigkeit im Funk immer wieder die Begegnung mit Stoffen ermöglicht worden, deren ausschließliche Verpflichtung der Wahrheit und aufrichtige Sicht auf unsere Realität enorm angenehm aufgefallen ist. Ich habe dies mehrere Male bei entsprechender Gelegenheit auch öffentlich gemacht. Der Grund für diese ausdrückliche Hervorhebung einer solchen Tatsache war der, daß ich damit die Gelegenheit nutzte, die

Reputation der Arbeit im Funk trotz der sattem bekannten Restriktionen, zu unterstreichen.«⁴⁷

Allerdings ist es auch kein Zufall, daß die Kritikerpreise für das beste Stück in der Regel vom Urteil der Mehrheit der Hörer abwichen. Übereinstimmung gab es nur selten: bei »Nacht-konferenz« von Priewe, bei »Bienchens Ver-wandte« von Rentzsch und in gewisser Weise bei »Traumposten« von Matthies, dem die Kritikerjury (zusammen mit dessen Hörspiel »Wölfe im Lager«) 1978 den Sonderpreis zuer-kannte. Aber die Aufgabe der Kritikerjury war eben auch eine andere. Insofern halte ich den Hörspielpreis des Rundfunks der DDR mit den beiden »Säulen« Hörer und Kritiker auch im nachhinein für ein hörspielgeschichtlich bedeu-tendes und weiterhin untersuchenswertes Phä-nomen.

Anmerkungen

* Der Autor war von 1976 bis 1986 Vorsitzender der Kritikerjury für den Hörspielpreis des Rundfunks der DDR und von 1986 bis 1990 Stellvertretender Leiter der Hauptabteilung Funkdramatik beim Rundfunk der DDR.

¹ Vgl. Sybille Bolik: Das Hörspiel in der DDR. Themen und Tendenzen. Frankfurt am Main u.a. 1994; Mitteilungen StRuG Jg. 20 (1994), H. 2/3, S. 152 u. H. 4, S. 246; Penelope J. Jackson-Underwood - Authority and rebellion: The GDR-Kinderhörspiel, its role and place in German Radio Drama, Phil. Diss., Tennessee, 1993; Peter und Renate Gugisch: Hörspiel in der DDR, Radio Essay in zwei Teilen. Deutschlandfunk 11.7.1992 u. 18.7.1992.

² Wobei sicher nicht hervorgehoben werden muß, daß es, so wenig es die DEFA oder den DEFA-Film gab, überhaupt richtig wäre, von dem Rundfunk der DDR oder dem Hörspiel der DDR, also alle Differenzierungen im einzelnen außer acht lassend, überhaupt zu sprechen.

³ Entstanden als Beitrag zu dem Forschungsprojekt »Medien im Prozeß gesellschaftlicher Umbrüche - kulturelle und soziale Aspekte der Entwicklung und Funktion der AV-Medien in den neuen Bundesländern«, das aber aus finanziellen Gründen nicht realisiert werden konnte. Exemplare dieser Studie sind verfügbar in der Hochschule für Film und Fernsehen in Babelsberg, im Hamburger Hans-Bredow-Institut, in der Bibliothek des Instituts für Kommunikations- und Medienwissen-schaften an der Universität Leipzig und im Deut-schen Rundfunkarchiv, Standort Berlin.

⁴ Dieser Tatbestand war für viele Außenstehende keineswegs selbstverständlich. In meinen Semi-naren, Vorträgen etc. zu diesem Themenkreis wurde ich immer wieder daraufhin angesprochen, wie die Hörerpreise wirklich zustande kämen. Es erzeugte in der Regel Erstaunen, wenn ich glaub-

haft versichern konnte, daß einfach die eingegan-genen Stimmen exakt gezählt wurden (übrigens ein Indiz für das sich hinter solchen Fragen ver-bergende latente Mißtrauen in die »demokrati-schen« Praktiken in der DDR).

⁵ Vgl. hierzu: Siegfried Hähnel: Zehn Jahre Hör-spielpreis des Rundfunks der DDR - Zehn Jahre Hörspiel im Urteil der Hörer und Kritiker. In: Bei-träge zur Geschichte des Rundfunks Jg. 20 (1986), H. 3, S. 46-61.

⁶ Die wichtigste Einschränkung betrifft die am Er-gebnis nichts ändernden genauen Stimmenzahlen des Hörspielpreises 1978, die trotz intensiver Recherchen nicht mehr zu ermitteln waren und die demzufolge im Diagramm ausgespart wurden. Vgl. auch Medien (wie Anm. 3), Kap. 2.2., Anm. 91, Kap. 3.1., Anm. 102 und Kap. 3.2.2., Anm. 131.

⁷ Möglich wurde diese Studie, da ich 25 Jahre an der Humboldt-Universität zu Berlin nicht nur das Spezialgebiet »darstellende Kunst im Hörfunk« in Lehre und Forschung aufgebaut und vertreten, sondern die Entwicklung der sogenannten »Funk-dramatik« im Rundfunk der DDR auch als Kritiker verfolgt habe. Das führte dazu, daß der Rundfunk, als der Hörspielpreis aus der Taufe gehoben werden konnte, mich in die Kritikerjury berief und mich das Gremium zum Vorsitzenden wählte. In dieser Position blieb ich bis zu meinem Ausscheiden aus der Universität und dem Antritt meiner Funktion als stellvertretender Leiter der Hauptabteilung Funkdramatik. So habe ich die ganze Entwicklung des Hörspielpreises des Rundfunks der DDR zehn Jahre lang als Außen-stehender und danach fast fünf Jahre als »Insider« so aktiv wie intensiv verfolgt.

⁸ Vgl. das aufschlußreiche Feature von Rainer Schwochow »Jetzt flieg ich weiter zur Sonne« um das Verbot des Kinderhörspiels »Ikaros« von Ha-rald Gerlach, gedruckt in: Edith Spielhagen (Hrsg.): So durften wir glauben zu kämpfen... Er-fahrungen mit den DDR-Medien. Berlin 1993, S.13ff.

⁹ DDR I, Radio DDR II, Berliner Rundfunk, Stimme der DDR, Jugendradio DT 64.

¹⁰ Besonders bemerkenswert, auch im internationa-len Kontext, ist, daß dem Kinderhörspiel wöchent-lich durchschnittlich sechs Sendeplätze zur Verfü-gung standen. Vgl. hierzu z.B. Hans-Ulrich Wagner: Gratwanderung. In: Funkkorrespondenz v. 18.2.1993.

¹¹ Vgl. Medien (wie Anm. 3), Kap. 2.1.1. bis 2.1.4. Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang auf Radio DDR II, ein Kultur- und Bildungsprogramm, das für eine interessierte Minderheit konzipiert war.

¹² In der DDR war - bei aller Unterschiedlichkeit der Hörbeteiligung zu den verschiedenen Tageszeiten und an den verschiedenen Programmen - sozio-logisch gesichert davon auszugehen, daß eine Hörspielsendung durchschnittlich so viele Hörer

- erreichte, wie an einem Abend Zuschauer ins Theater gingen, genauer: von der Platzkapazität her gehen konnten, also über 50 000. - Natürlich ist das nicht vergleichbar mit den Zahlen in den Jahren vor dem Siegeszug des Fernsehens. Die Sendung der Trilogie »Genesung« von Karl Georg Egel und Paul Wiens 1954 z.B. erreichte damals nahezu die gesamte Republik, war republikweit Gesprächsgegenstand, was in den 70er und 80er Jahren nur noch bei Fernsehsendungen möglich war.
- 13 Vgl. hierzu die Dokumentation Hörspiel- und Feature-Texte als Spielgrundlage für Theater, Film und Fernsehen. In: Beiträge zur Geschichte des Rundfunks Jg. 20 (1986), H. 3, S. 96-111 und deren (hektographierte) Fortsetzung von Stephan Göritz bis mit 31.12.1988 zugänglich im Deutschen Rundfunkarchiv, Standort Berlin.
- 14 Vgl. hierzu Peter Gugisch: Bibliographie der Hörspielveröffentlichungen 1945-1965. In: Beiträgen zur Geschichte des Rundfunks Jg. 20 (1986), H. 3, S. 67-89, sowie ebenfalls die (hektographierte) Fortsetzung von Stephan Göritz bis mit 31.12.1988 zugänglich im Deutschen Rundfunkarchiv, Standort Berlin.
- 15 Vgl. Peter Gugisch: Abriß der Hörspielentwicklung auf dem Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik von 1945 bis zur Gegenwart. In: Hörspiele 6. Berlin 1966.
- 16 Hingewiesen sei aber doch zumindest auf die Impulse, die zunächst vom VIII. Parteitag der SED und besonders von dem nachfolgenden sogenannten Kulturplenum, der 6. Tagung des ZK der SED 1972, tatsächlich ausgegangen waren, selbst wenn auch diese sich zunehmend und letztlich als verhängnisvolle Illusion erweisen sollten.
- 17 Dabei wurden zur Erleichterung für die Hörer jeweils mehrere Hörspiele und Kinderhörspiele, ausgewählt von der Kritikerjury und der Dramaturgie, noch je zweimal wiederholt, unter dem Motto »Was mir am besten gefällt« bzw. »Mach mit! Hör zu! Entscheide!«.
- 18 Bolik (wie Anm. 1), S.159; vgl. dort auch die folgenden Ausführungen, z.B. zu der Kurzhörspielaktion »Hörer-»Momentaufnahmen««. Allerdings war eine Absage an den Hörer, wie sie bei Heinz Schwitzke zu finden ist, zu keiner Zeit des DDR-Rundfunks denkbar: »Das Hörspiel ist (...) unentbehrlich (...) vielleicht nicht für die hörende Masse, sondern für das Experiment und für die literarische, formgeschichtliche, geisteswissenschaftliche Entwicklung«. In: Das Hörspiel. Köln/Berlin 1963, S.107.
- 19 Auch die beiden anderen Ziele wurden übrigens mit dem Hörspielpreis wesentlich gefördert. Was die Autoren betrifft, so genügt ein Blick in die Liste der Hörspiel-Ursendungen. Vgl. Peter Gugisch und Siegfried Hähnel: Hörspiel-Ursendungen 1945 - 1985. In: Beiträge zur Geschichte des Rundfunks Jg. 20, H. 3, S. 29ff. Vgl. auch die hektographierte Fortsetzung von Stephan Göritz bis zum 31.12.1988. In ihnen sind die Namen der Autoren, welche erstmals mit einem Originalhörspiel vertreten sind, hervorgehoben. Es wird auch dokumentiert, wie »treu« viele der bewährten Hörspielautoren diesem Metier auch blieben. Auch die öffentliche Resonanz wurde zunehmend intensiver und förderte die publizistische Auseinandersetzung über den Hörspielpreis hinaus mit dem gesamten Hörspielschaffen.
- 20 Diese und alle anderen über die Stimmenstatistik hinausgehenden Angaben verdanke ich den (internen) sehr gründlichen schriftlichen Analysen der Hörerbeteiligung, die durch den - inzwischen verstorbenen - Dramaturgen Wolfgang Beck (Hörspiel), mit dem ich noch mehrere Gespräche zu diesem Thema führen konnte, bzw. von der Abteilung Hörerpost- und Eingabenanalyse, Anelise Niebel (Kinderhörspiel) erarbeitet wurden. Aus drei Gründen habe ich in meiner Studie die mehr als eine Benennung enthaltende Hörerpost nicht ausgewertet: Zum einen lag sie mir nicht mehr vor (sofern sie heute überhaupt noch vorhanden ist), zum anderen wäre dies eine eigene Studie wert gewesen. Vor allem mußte ich dem Ziel meiner Untersuchung entsprechend die jeweilige Verteilung der Gesamtheit der Stimmen (= 100 Prozent) zugrundelegen und auswerten.
- 21 Möglicherweise entsprang die Resonanz auf solche Umfragen auch dem im allgemeinen zu wenig befriedigten Bedürfnis nach demokratischer Mitbestimmung, nach wirklichem Mitentscheiden können. Auf diesen Zusammenhang machte mich Wolfgang Beck in einem Gespräch am 2.7.1992 aufmerksam. Hierin liegt auch begründet, warum die Hörerbeteiligung beim Kinderhörspiel von Anfang an auf signifikante Weise weit höher lag!
- 22 So signalisierte der Leiter der Abteilung Hörerpost, Manfred Hegewald, in der Komiteesitzung vom 1.8.1989 in einem mündlichen Bericht, daß die Zuschriften kritischer Natur anwachsen, die Hörer ihre Alltagssorgen im Programm wiederfinden wollten, vieles gar nicht oder zu spät behandelt werde und diese Kritiken so weit gingen, daß die Hörer einschätzen, die Innenpolitik werde nur noch durch den Gegner abgehandelt (sinngemäß zitiert nach meinen Notizen).
- 23 Aus diesem Grunde gehe ich - im Unterschied zu meiner Studie - im folgenden auch nicht näher auf diesen letzten Hörspielpreis ein.
- 24 Andererseits muß darauf hingewiesen werden, daß nicht als Wiederholung gesendete Hörspiele von vornherein keine Chance hatten, den Hörerpreis zu erhalten. Daher muß angemerkt werden, daß die Auswahl für diese Wiederholungen in der Regel im Verhältnis 50:50 von den Kritikerjurs und den beiden dramaturgischen Abteilungen für Hörspiel und Kinderhörspiel erfolgte. Sichernten sich damit die Jurs ab, daß ihre voraussichtlichen Preisstücke in den Reihen enthalten waren, hielten sich die dramaturgischen Abteilungen die Möglichkeit offen, die erfahrungsgemäß wichtigsten potentiellen Hörerpreisstücke vertreten zu

- haben. Allerdings ergaben sich bei dieser Auswahl gelegentlich auch Probleme. So informierte mich Wolfgang Beck z.B. in dem Gespräch am 2.7.1992 darüber, daß 1985 »Der Filmriß« von Horst Matthies aus politischen Vor- bzw. Rücksichten von der Dramaturgie nicht in die Wiederholungsreihe »Was mir am besten gefällt« aufgenommen wurde. Ähnliches gilt offenbar im Kinderhörspiel 1988 für Petra Seedorffs »Robert J.«.
- 25 Vgl. »Medien« (wie Anm. 3), Kap.3.2.2. und 3.2.3.2.
- 26 Ein besonders aufschlußreiches Beispiel, Bolik (wie Anm. 1), S. 216. Wenn sie an »Ich will nicht leise sterben« von Martin Stephan (1976) besonders hervorhebt, daß hier »der Würde der Arbeit« Ausdruck gegeben wird, so ist das eben nur die halbe Wahrheit. Die große Resonanz dieses Hörspiels bis hin zu seiner Verfilmung für das Fernsehen der DDR ist vor allem der Tatsache geschuldet, daß hier das damals Tabu-Thema Sterben in den Mittelpunkt gerückt wurde. So erschien z.B. erst 1982, in der Deutschen Zeitschrift für Philosophie Jg. 30 (1982), H. 7, S. 876-891, der wirklich bemerkenswerte Artikel von Uwe Körner »Sterben und Tod und der Sinn des Lebens«. Frau Bolik antwortete mir damals brieflich, daß ihr die »Anstößigkeit des Themas Sterbens (...) so fremd« war, daß sie »den »Knackpunkt« des Stückes verkannt habe.«
- 27 Neues Deutschland vom 14./15.3.1992 (Hervorhebung, S.H.)
- 28 Hermann Kant: Abspann. Berlin/Weimar 1991, S. 50.
- 29 Michael Brautzsch, ...der werfe den ersten Stein, ein Hörspiel, angesiedelt in der Nachkriegszeit.
- 30 »Der Tadel« entwickelt seinen Konflikt aus einer fast banal-alltäglichen Situation: Da sagt eine Lehrerin einfach »Nein«, als ein kurzfristiger Sonderauftrag erfüllt werden soll. Wenig später weigert sie sich, eine von ihr verantwortlich getroffene Entscheidung zurückzunehmen, nicht einmal auf dienstliche Weisung ihres Direktors, weil sie diese für grundsätzlich falsch hält, auch wenn der Vorgang sogar über den Schulrat ins Rollen gekommen war.
- 31 Autor und genaues Sendedatum fehlen leider auf meinen damaligen Notizen.
- 32 Gedruckt in: Die Grünstein-Variante. Berlin 1980. In den vom Rundfunk der DDR herausgegebenen Hörspielbüchern sind auch fast alle anderen, im folgenden herangezogenen Hörerpreis-Stücke publiziert - mit zwei Ausnahmen: »Christina« von Irina Liebmann wurde auf Wunsch der Autorin ausgetauscht gegen »Neun Berichte über Ronald, der seine Großmutter begraben wollte«, und Bernd Schirmers »Der kleine König«, dessen Thematik offenbar zu brisant war.
- 33 Hier hat eine Lehrerin das Kämpfen bereits aufgegeben und zu einer ungerechten Kritik an einer Kollegin geschwiegen. In einer »Nachtkonferenz« mit sich selbst versucht sie, dafür die Gründe zu erforschen. Am Ende findet sie die Kraft, sich wieder zu engagieren: Sie sorgt dafür, daß das Thema erneut auf die Tagesordnung gesetzt wird. Ein aufschlußreiches Detail aus dieser »Nachtkonferenz«: »Kollegin Bertoch, bilden Sie bitte mal den Komparativ von dramatisieren! Dramatisieren, verharmlosen, verschweigen, schönfärbchen...«
- 34 Hans Bräunlich, damals Dramaturg in der Hörspielabteilung, schreibt im Vorwort zum Hörspielband »Schrei der Wildgänse«, Berlin, 1988, S.12, zum »großen Zuspruch (...) bei den Hörern«, den dieses titelgebende Hörspiel und »Nun heule ich doch« gefunden hatte: »In der starken Resonanz herrscht dabei eine tiefe Betroffenheit über die dargestellten Menschenschicksale vor. Die Forderung nach unspektakulärer, alltäglicher, menschlicher Solidarität mit den durch Behinderung benachteiligten Menschen wird mit Erschütterung wahrgenommen. Sie findet ein Echo im Wissen, daß institutionelle, gesetzliche und gesellschaftlich sanktionierte Hilfeleistungen allein nicht ausreichen.«
- 35 Diese, von dem jeweiligen Dramaturgen verfaßten Annotationen hießen damals nicht zufällig »Argumentationen« und sind oft dadurch gekennzeichnet, daß sie die politische Brisanz eines Stückes möglichst nicht für Außenstehende erkennbar werden lassen sollten, sondern bewußt den Eindruck schaffen wollten, es handele sich um einen rundum »positiven« Beitrag.
- 36 Hiermit korrespondiert übrigens die große Hörerresonanz auf die Unterhaltungssendung von Radio DDR I »Alte Liebe rostet nicht«, die allerdings nur als Aufzeichnung, keinesfalls live gesendet wurde. Das Geheimnis des Erfolgs neben der glänzenden Moderation durch das überaus populäre Paar Günter Hansel und Manfred Uhlig, bestand in der Einbeziehung der Bürger vor Ort in die Vorbereitung zeichnete sie sich durch nachprüfbareren Realitätsgehalt aus und behandelte Mißstände und Probleme auf heiter-kritische Art.
- 37 Das Hörspiel, das weit weniger Aufmerksamkeit von politischer Seite auf sich zog, hatte tatsächlich mehr Freiräume als das Fernsehen, wo Gegenwartsprobleme nur noch im »Polizeiruf 110« oder »Der Staatsanwalt hat das Wort« behandelt wurden.
- 38 Von den DDR-Medien totgeschwiegen, hatten sich bereits 1973 Homosexuelle zu organisieren begonnen (HIB, Homosexuelle Interessengemeinschaft Berlin), fanden dann 1976 einen Anlaufpunkt im Gründerzeitmuseum Berlin der Charlotte von Mahlsdorf. 1978 wurden ihre Aktivitäten verboten, als eine Mitstreiterin ein republikweites Lesbentreffen organisieren wollte. Vgl. Berliner Zeitung vom 8.7.1992, S.13.
- 39 Unter Bezug auf den Titel des Hörspiels von Helmut Bez »Zwiesprache halten« schreibt Bernd Schirmer im Nachwort zu dem Reclamband (883) »Brot und Salz, 15 Hörspiele aus den siebziger

Jahren« (1982), S. 428: »Wenn etwas kennzeichnend ist für das Hörspielschaffen der letzten Jahre, dann dieses: Zwiesprache halten.«

- 40 In: Siegfried Rönisch (Hrsg.): DDR-Literatur '87 im Gespräch. Berlin und Weimar 1988, S. 108-127. Hametner war ab 1987 Vorsitzender der Kritikerjury für den Hörspielpreis des Rundfunks der DDR.
- 41 »Im Schaufenster bei sich selber. Ein Interview mit DLF-Hörspielchef Jürgen Becker«. In: epd/Kirche und Rundfunk Nr.85 vom 30.10.1991, S. 9f.
- 42 Gugisch (wie Anm. 1).
- 43 Da fallen z.B. Begriffe wie »Sprachregelung« oder Sätze wie »Ein Staatsbürger hat kein Unterbewußtsein, das wär ja noch schöner, wenn jeder Bürger so was Unkontrollierbares in seinem Hirn mit sich rumschleppen würde! Legitimiert jede Anarchie, Ihr Unterbewußtsein!«
- 44 Interessanterweise gab es gegen Ende 1985 in Finnland eine Panik anlässlich der Sendung des in den USA zum besten Hörspiel des Jahres erkorenen Beitrages »Der nächste Krieg« von Jan Hartmann. Vgl. Lutz Volke: Vorwort zum Hörspiel-dialog-Band »Bienchens Verwandte« Berlin, 1987, S.7.
- 45 Was die Umweltproblematik betrifft, so ist dieser Zusammenhang sicher unbezweifelbar. So formulierte z.B. Volker Lüderitz, der selbst fast zehn Jahre in der halblegalen Umweltbewegung der DDR mitwirkte und dann später Mitglied des Landtages Sachsen-Anhalt wurde, in einem Interview, daß es nicht zuletzt die Umweltbewegung war, »aus der maßgebliche Impulse für den Umbruch des Jahres 1989 kamen«. In: Neues Deutschland v. 17.6.1992.
- 46 Bolik (wie Anm.1), S.168.
- 47 Abgedruckt in: Radio im Umbruch. Oktober 1989 - Oktober 1990 im Rundfunk der DDR. Berlin 1990.

SED und Rundfunk

Quelleninventar zu den Protokollen der Parteiführungsgremien (1946 - 1989)

Die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED) verstand sich - wenn auch dieser Anspruch erst 1968 in der Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik verankert wurde - als führende politische Kraft des ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaates auf deutschem Boden. Sie leitete ihren Führungsanspruch aus der historischen Mission der Arbeiterklasse ab und behauptete, die Partei habe immer recht. Mit dieser Selbstgewißheit maßte sich die SED an, sämtliche Bereiche der Staatsverwaltung, die anderen politischen Parteien, die Massenorganisationen, Wirtschaft und Kultur und eben auch die Massenmedien anzuleiten oder gar direkt zu lenken.¹

Obwohl formell über dem Politbüro der SED der Parteitag und das Zentralkomitee standen, bildete dieses aus zunächst neun und später 21 Mitgliedern und Kandidaten bestehende Gremium den »institutionellen Mittelpunkt des Herrschaftszentrums«² der DDR, konnte es doch jede beliebige Frage an sich ziehen und entscheiden. Das Politbüro tagte wöchentlich dienstags um 10.00 Uhr und arbeitete in etwa drei bis vier Stunden eine bis zu 30 Punkte umfassende Tagesordnung ab. Es fällt dabei in seinen nichtöffentlichen und vom Generalsekretär geleiteten Sitzungen Grundsatzentscheidungen, legte langfristig die Entwicklung der einzelnen Gesellschaftsbereiche fest und behandelte Personalfragen. Die in Abstimmung mit dem Generalsekretär von den einzelnen Politbüromitgliedern erarbeiteten Beschlußvorlagen, die staatliche Maßnahmen zu sanktionieren hatten, wurden aber in der Regel vom Gremium nur zur Kenntnis genommen, da eine Aussprache unterblieb. Die fehlende Auseinandersetzung minderte allerdings nicht die formelle Bedeutung der allerhöchsten Beschlußfassung. Vielmehr waren Partei- und Staatsorgane stets daran interessiert, das Politbüro entscheiden zu lassen, da dort gefaßte Beschlüsse Garantie dafür waren, daß die vorgeschlagenen Maßnahmen auch realisiert wurden.³ Vielfach entschied der Generalsekretär aber auch ohne das Politbüro, allein mit dem dafür verantwortlichen Sekretär des Zentralkomitees, u. a. auch in Medienfragen.⁴

Welche Fragen das Politbüro sowie das Vorgängergremium für die Zeit 1946 bis 1949, das Zentralsekretariat, im einzelnen behandelt hat, ist der Überlieferung von Protokollen dieser beiden Gremien zu entnehmen.⁵ Die Aufzeichnungen sind vollständig in der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen im Bundes-

archiv Berlin erhalten und durch Findbücher, die aus einer Auflistung der Tagesordnungspunkte bestehen, erschlossen.⁶ Für die nachfolgende Dokumentation wurden die Tagesordnungspunkte ausgewählt, die sich vor allem mit dem Rundfunk und dem Fernsehen, aber auch mit den anderen publizistischen Medien sowie mit allgemeinen Fragen der Agitation und Propaganda befaßt haben. Wenn sich auch nicht immer erkennen läßt, womit konkret die beiden genannten Gremien befaßt waren, so lassen die Tagesordnungspunkte dennoch Rückschlüsse auf die Dichte der Beratungen über die Massenmedien und auch auf Themen und Schwerpunkte zu, von denen einige exemplarisch vorgestellt werden sollen.

Zentralsekretariat und Politbüro, so ist erkennbar, waren an allen Weichenstellungen, die den Rundfunk betrafen, beteiligt. Zur Beschlußfassung bzw. zur Kenntnisnahme wurden ihnen organisatorische Fragen ebenso vorgelegt wie personelle Veränderungen und Entscheidungen über Investitionen zum Ausbau der Sende- und Studioteknik oder der Weiterentwicklung der Empfangstechnik. So behandelte beispielsweise das Politbüro am 5. August 1952 den Tagesordnungspunkt »Reorganisation des Rundfunks« in der DDR, worunter sich nichts geringeres als die Errichtung des »Staatlichen Rundfunkkomitees« verbarg, und am 2. Dezember 1952 den Tagesordnungspunkt »Aufbau der Abteilung Presse und Rundfunk des ZK«, der besagte, daß die »Abteilung Rundfunkkontrolle« aus dem Regierungsapparat herausgelöst und als »Sektor Rundfunk« dem Apparat der Staatspartei unterstellt wurde.

Erstaunlicherweise hat der zweite gravierende Eingriff in die Organisationsstruktur des Rundfunks direkt keinen Niederschlag in den Protokollen des Politbüros gefunden: die Teilung des »Staatlichen Rundfunkkomitees« in ein Komitee für den Rundfunk (Hörfunk) und in eines für das Fernsehen im September 1968. Erst nachträglich befaßte sich das oberste Entscheidungsgremium der DDR damit und bestätigte am 26. November 1968 die beiden Vorsitzenden in zwei separaten Beschlüssen. Die Einführung eines zweiten Fernsehprogramms und zwar in Farbe veranlaßte das Politbüro hingegen zu mehreren Beratungsrunden. Zur Debatte standen das (bundes)deutsche System PAL sowie das französische System SECAM; letzterem hatte sich die Sowjetunion angeschlossen. Das Gremium entschied sich am 31. Januar 1967

gegen eine deutsch-deutsche Gemeinsamkeit und für die Treue zur Sowjetunion und beschloß, das SECAM-System einzuführen.

Das Politbüro sprach aber auch das letzte Wort über die Termine für den Beginn und das Ende bestimmter Programme und entschied, welche Mitglieder des Politbüros mit welchem Text im Rundfunk als Redner oder Interviewpartner zu Wort kommen durften. Außerdem befaßte es sich immer wieder mit der Bekämpfung der vor allem aus Westdeutschland in die DDR einstrahlenden Westsender, aber auch mit einem so abwegigen Problem wie dem Cocktailempfang einer Delegation des finnischen Rundfunks.⁷

Auffallend ist, daß im Vergleich zu den frühen Jahren, in denen bis ins einzelne gehende Personalfragen auf der Tagesordnung standen oder auch Beratungen über die Berichte aus den einzelnen Sendeorganisationen, die unter Umständen den Charakter von Aussprachen mit Rundfunkmitarbeitern annahmen, nach der Errichtung des Rundfunkkomitees die rundfunkbezogenen Tagesordnungspunkte des Politbüros abnahmen: Die Zentralisierung des Rundfunks und seine Einbindung in feste Überwachungsstrukturen und Anleitungsmechanismen hatte die Entscheidungskompetenz zumindest teilweise in andere Gremien verlagert, nicht zuletzt in das Sekretariat des Zentralkomitee, auch wenn dieses »sich vornehmlich mit parteiinternen Verwaltungssachen und Kaderangelegenheiten befaßte.«⁸

Die Dokumentation ist nach folgendem Schema aufgebaut: Nummer der Sitzung / Datum der Sitzung / Archivnummer; Nummer der Tagesordnung / Gegenstand der Tagesordnung (gegebenenfalls für Berichterstattung oder Beschlüsse Verantwortliche).

Ansgar Diller, Frankfurt am Main
Ingrid Pietrzynski, Berlin

¹ Vgl. Georg Brunner: Staatsapparat und Parteiherrschaft in der DDR. In: Materialien der Enquete-Kommission »Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland«, Bd. II,2. Baden-Baden 1995, S. 989 - 1029; hier S. 992 u. 996.
² Brunner (wie Anm. 1), S. 1003.
³ Andreas Herbst u.a.: So funktionierte die DDR. Bd. 2, Reinbek 1994, S. 813.
⁴ Vgl. Günter Schabowski: Der Absturz. Hamburg 1992, S. 116.
⁵ Ein weiteres Vorgängergremium, das Sekretariat des Zentralkomitees der KPD, befaßte sich ebenfalls mit Rundfunkfragen. Publiziert sind dessen Protokolle in: Protokolle des Sekretariats der KPD

Juli 1945 bis April 1946. München u.a. 1993; Vgl. die Besprechung in: Mitteilungen StRuG Jg. 19 (1993), H. 4, S. 227.

⁶ Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv Berlin (= SAPMO) IV 2/2.1 (1946 - 1949) u. IV 2/2, 1949 - 1989.

⁷ Vgl. zu weiteren Details Ansgar Diller: Der Rundfunk als Herrschaftsinstrument der SED. In: Materialien der Enquete-Kommission »Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland«, Bd. II,2. Baden-Baden 1995, S. 1214 - 1242.

⁸ Brunner (wie Anm. 1), S. 1005.

Zentralsekretariat (1946 -1949)

16	24.6.1946	IV 2/2.1-16
4.	Einbeziehung des Rundfunks in die Gemeindewahlen (Pieck)	
19	15.7.1946	IV 2/2.1-19
19.	Vorbereitung Wahlen - Agitation und Propaganda	
22	25.7.1946	IV 2/2.1-20
14.	Fertigstellung der Rundfunkanlage im Gebäude Parteivorstand	
24	17.8.1946	IV 2/2.1-24
6.	Registrierung Namen Kriegsgefangener im Moskauer Rundfunk (Käthe Kern)	
32	17.9.1946	IV 2/2.1-32
3.	Vorträge der Mitglieder des Zentralsekretariats im Rundfunk (Meyer)	
15.	Tätigkeit Rundfunk bei Kreis- und Landtagswahlen	
32	24.9.1946	IV 2/2.1-34
1.	Personalfragen Rundfunk (Schwab)	
5.	Maßnahmen Rundfunk zur SPD-Politik (Pieck)	
45	8.11.1946	IV 2/2.1-45
1.	Beschäftigung von SED-Mitgliedern am Rundfunksender Grünau	
48	19.11.1946	IV 2/2.1-48
2.	Einrichtung des Rundfunks in der SBZ	
57	7.1.1947	IV 2/2.1-57
7.	Struktur Abteilung Werbung und Schulung (Oelßner, Mahle, Lenzer, Weimann, Winzer)	
10.	Lehrgang Journalisten	
12.	Personalfragen, u.a. Mahle, Lindau, Dusiska	

- | | | | | | |
|-----|--|--|-----|--|--|
| 62 | 29.1.1947 | IV 2/2.1-62 | 104 | 24.6.1947 | IV 2/2.1-104 |
| 1. | Lehrgang Journalisten | 22.3.1947 (Ackermann, Meier) | 3. | Personalfragen | Max Seydewitz, Heinz Schmidt |
| 6. | Personalfragen | Abteilung Werbung - Presse - Rundfunk (Winzer, Weber) | 109 | 9.7.1947 | IV 2/2.1-109 |
| 63 | 4.2.1947 | IV 2/2.1-63 | 8. | Reorganisation Rundfunk. | Bildung GmbH |
| 2. | Kader für Schule Journalisten | (Ackermann) | 130 | 18.9.1947 | IV 2/2.1-130 |
| 7. | Personalfragen, u.a. | Bruno Goldhammer | 11. | Genehmigung von Rundfunkaufnahmen | auf dem 2. Parteitag der SED |
| 64 | 8.2.1947 | IV 2/2.1-64 | 137 | 6.10.1947 | IV 2/2.1-137 |
| 7. | Personalfragen, u.a. | Alfred Zahn | 12. | Einsatz von Kadern im Rundfunk | - Aufgabe Abteilung Personalpolitik |
| 69 | 25.2.1947 | IV 2/2.1-69 | 138 | 13.10.1947 | IV 2/2.1-138 |
| 11. | Befreiung Gerhart Eislers | | 6. | Konferenz Abteilung Werbung - Presse - Rundfunk | 22./23.11.1947 |
| 13. | Konferenz Abteilung Werbung - Presse - Rundfunk | 22./23.3.1947 | 141 | 20.10.1947 | IV 2/2.1-141 |
| 70 | 3.3.1947 | IV 2/2.1-70 | 18. | Vorbereitung Konferenz Landeszeitungen | durch Abteilung Werbung - Presse - Rundfunk, Auswertung Beschlüsse 2. Parteitag der SED |
| 10. | Kurse Journalisten | Parteihochschule, Bruno Goldhammer | 143 | 3.11.1947 | IV 2/2.1-143 |
| 71 | 13.3.1947 | IV 2/2.1-71 | 18. | Schüler Parteihochschule, u.a. | Edith Hauser |
| 10. | Lehrgang Journalisten in SBZ | 4.-7.4.1947, England | 155 | 8.12.1947 | IV 2/2.1-155 |
| 11. | Konferenz Sekretäre Werbung und Schulung Landesvorstände SED | 17.3.1947 | 1. | Prämie für Mitarbeiter des Zentralsekretariats, u.a. | Abteilung Werbung - Presse - Rundfunk |
| 73 | 24.3.1947 | IV 2/2.1-73 | 162 | 8.1.1948 | IV 2/2.1-162 |
| 2. | Bericht Konferenz Redakteure | 22./23.3.1947 (Meier) | 9. | Personalfragen, u.a. | Paul Wandel |
| 14. | Herausgabe Pressedienst | Abteilung Werbung - Presse - Rundfunk | 13. | Thema Sitzung Zentralsekretariat | am 26.1.1948: Werbung, Presse, Rundfunk |
| 78 | 11.4.1947 | IV 2/2.1-78 | 166 | 19.1.1948 | IV 2/2.1-166 |
| 13. | Parität, Konferenz | Abteilung Werbung - Presse - Rundfunk, Arbeitsstil Chefredakteure | 2. | Reorganisation Deutsche Verwaltung für Volksbildung | (Wandel, Engel) |
| 80 | 17.4.1947 | IV 2/2.1-80 | 167 | 20.1.1948 | IV 2/2.1-167 |
| 14. | Personalfrage | Artur Mannbar | 9. | Delegation Journalisten aus SBZ nach Polen, u.a. | Markus Wolf |
| 82 | 29.4.1947 | IV 2/2.1-82 | 168 | 26.1.1948 | IV 2/2.1-168 |
| 7. | Personalfragen, u.a. | Paul Wandel | 1. | Aufgaben | Abteilung Werbung - Presse - Rundfunk, Lehrgang Journalisten an Parteihochschule, Gehalt, Honorar für Redakteure |
| 95 | 3.6.1947 | IV 2/2.1-95 | 169 | 2.2.1948 | IV 2/2.1-169 |
| 4. | Beratung | Abteilung Werbung - Presse - Rundfunk 29./30.7.1947, Vorbereitung 2. Parteitag der SED (Meier) | 1. | Lektoren für Lehrgang Journalisten | (Kutz, Budzislowski, Siewers) |
| 10. | Kurse: Volontäre, Redaktionen, Presse, Gewerkschaft | (u.a. Heinz Schmidt) | 174 | 16.2.1948 | IV 2/2.1-174 |
| 98 | 10.6.1947 | IV 2/2.1-98 | 5. | Delegation Journalisten aus SBZ nach Polen, u.a. | Markus Wolf |
| 10. | Struktur | Abteilung Werbung - Presse - Rundfunk | | | |

- 181 15.3.1948 IV 2/2.1-181
3. PKW für Abteilung Werbung - Presse - Rundfunk
- 185 22.3.1948 IV 2/2.1-185
6. Kurse Parteihochschule für Redakteure/Presse, Tagung Abteilung Werbung - Presse - Rundfunk 12.-18.4.1948
- 188 5.4.1948 IV 2/2.1-188
15. Personalfragen, u.a. Leo Bauer
- 192 19.4.1948 IV 2/2.1-192
4. Delegation Journalisten aus SBZ nach Polen
- 193 26.4.1948 IV 2/2.1-193
8. Personalfragen Redaktion Rundfunk »Deutschlands Stimme«
- 203 31.5.1948 IV 2/2.1-203
5. Kommission zur Bildung der Abteilung »Kulturelle Aufklärung« bei Deutscher Verwaltung für Aufklärung - Entwurf Befehl SMAD
- 201 26.5.1948 IV 2/2.1-201
14. Personalfragen, u.a. Leo Bauer
- 207 14.6.1948 IV 2/2.1-207
8. Personalfragen, u.a. Edith Hauser
- 211 28.6.1948 IV 2/2.1-211
14. Protestaktion für Gerhart Eisler
- 215 5.7.1948 IV 2/2.1-215
1. Durchführung Konferenzen Abteilung Werbung - Presse - Rundfunk zum Zweijahresplan
7. Übernahme Leitung Redaktion Rundfunksender Grünau durch Wilhelm Spangenberg
- 234 20.9.1948 IV 2/2.1-234
3. Ausbau Rundfunk Deutschlandsender (Meier)
- 239 11.10.1948 IV 2/2.1-239
7. Zahlung Kuraufenthalt Leo Bauer
- 246 1.11.1948 IV 2/2.1-246
16. Personalfragen, u.a. Wilhelm Girnus
- 248 15.11.1948 IV 2/2.1-248
1. Struktur Abteilung Werbung - Presse - Rundfunk
- 250 23.11.1948 IV 2/2.1-250
7. Verbandstag Verband Deutsche Presse 15./16.1.1949 (Pohlmeyer)

- 252 29.11.1948 IV 2/2.1-252
18. Personalfragen, u.a. Leo Bauer
- 258 30.12.1948 IV 2/2.1-258
17. Herausgabe Funkzeitschrift
- 260 10.1.1949 IV 2/2.1-260
6. Rundfunkgebühren

Politbüro (1949 - 1989)

- 15 8.4.1949 IV 2/2-15
4. Rundfunkwochenkommentar der SED
- 17 20.4.1949 IV 2/2-17
8. Die Lage am Berliner Rundfunk
- 29 28.6.1949 IV 2/2-29
11. Wochenkommentar der SED im Berliner Rundfunk
- 31 5.7.1949 IV 2/2-31
19. Schreiben des General-Intendanten Mahle über Verbesserung der Sendeanlagen
- 51 18.10.1949 IV 2/2-51
17. Die Lage am Berliner Rundfunk (Berichterstatter: Ulbricht)
- 70 7.2.1950 IV 2/2-70
9. Kündigung in der Staatskapelle wegen geforderter Gleichstellung mit den Musikern des Berliner Rundfunks
- 73 21.2.1950 IV 2/2-73
2. Bericht der Propagandisten-Delegation nach der Sowjetunion
- 80 28.3.1950 IV 2/2-80
6. Die Lage am Rundfunk
- 84 18.4.1950 IV 2/2-84
19. Protokoll über die Verhandlungen zwischen den Vertretern des Rundfunks der DDR und der Tschechoslowakischen Republik
20. Benutzung der Brünner Langwelle
- 20 28.11.1950 IV 2/2-120
3. Propaganda für die DDR
- 21 5.12.1950 IV 2/2-121
8. Rundfunkhaus Berichterstatter: Mahle

- | | | | | | |
|---|------------|--------------|---|------------|--------------|
| 27 | 16. 1.1951 | IV 2/2-127 | 66 | 1.9.1953 | J IV 2/2-321 |
| 19. Beitritt des Rundfunks der DDR zur OIR | | | 3. Maßnahmen von Presse und Rundfunk im Zusammenhang mit den Vorschlägen der Sowjetregierung | | |
| 54 | 26. 6.1951 | IV 2/2-154 | 8 | 9.02.1954 | J IV 2/2-346 |
| 9. Personelle Veränderungen beim Rundfunk | | | 4. Die Aufgaben des Post- und Fernmeldewesens bei der Durchführung des neuen Kurses | | |
| 69 | 2.10.1951 | IV 2/2-169 | 9 | 16.2.1954 | J IV 2/2-347 |
| 11. Entwicklung des Rundfunks | | | 5. Die Arbeit des Rundfunks nach der Verkündung des neuen Kurses | | |
| 87 | 15. 1.1952 | IV 2/2-187 | 15 | 6.7.1954 | J IV 2/2-371 |
| 7. Kampagne gegen das Abhören des feindlichen Rundfunks | | | 7. Bildung einer Abteilung Wissenschaft und Propaganda | | |
| 97 | 26. 2.1952 | IV 2/2-197 | 14 | 15.3.1955 | J IV 2/2-411 |
| 12. Zusatzinvestition für das Funkwerk Köpenick | | | 2. Bildung einer Kommission für Agitation beim Zentralkomitee | | |
| 98 | 4. 3.1952 | IV 2/2-198 | 20 | 19.4.1955 | J IV 2/2-417 |
| 18. Ergänzungsprogramm für die Entwicklung des Rundfunkwesens | | | 1. Protokollbestätigung
(Arbeit des Genossen Fred Oelßner: Anleitung der Agitations-, Presse- und Propagandaarbeit) | | |
| 102 | 18. 3.1952 | IV 2/2-202 | 31 | 5.7.1955 | J IV 2/2-428 |
| 16. Aufbau der Hauptverwaltung Rundfunk im Ministerium für Post und Fernmeldewesen | | | 5. Vorlage der Agitationskommission
(Westdeutschland) | | |
| 27. Überprüfung von Sendungen des Berliner Rundfunks | | | 55 | 29.11.1955 | J IV 2/2-452 |
| 112 | 20. 5.1952 | IV 2/2-212 | 8. Verbesserung der Rundfunkarbeit in Kirchenfragen | | |
| 19. Entsendung einer Rundfunkdelegation zur Unterzeichnung eines Vertrages in die Sowjetunion | | | 58 | 6.3.1956 | J IV 2/2-462 |
| 123 | 29. 7.1952 | IV 2/2-223 | 15. Vorlagen des Genossen Norden
a) Abberufung Kurt Heiß
b) Austausch von Korrespondenten mit Jugoslawien
c) Verbesserung des Fernsehfunks | | |
| 16. Abschluß eines Rundfunkabkommens mit der Sowjetunion | | | 9 | 13.3.1956 | J IV 2/2-463 |
| 124 | 5. 8.1952 | IV 2/2-224 | 7. Weiterer Ausbau des Fernsehfunks der DDR | | |
| 7. Reorganisation des Rundfunks in der DDR | | | 8. Abberufung des Genossen Heiß | | |
| 150 | 2.12.1952 | IV 2/2-250 | 25 | 30.5.1956 | J IV 2/2-476 |
| 9. Aufbau der Abteilung Presse und Rundfunk des ZK | | | 10. Veränderung des Kollegiums des Staatlichen Rundfunkkomitees | | |
| 23 | 28. 4.1953 | J IV 2/2-277 | 32 | 3.7.1956 | J IV 2/2-486 |
| 7. Hauptverwaltung Funkwesen | | | 6. Aussprache mit dem Redaktionskollegium
»Staatliches Rundfunkkomitee« | | |
| 60 | 13. 8.1953 | J IV 2/2-314 | 39 | 31.7.1956 | J IV 2/2-493 |
| 2. Rundfunkrede des Präsidenten Genosse Wilhelm Pieck | | | 6. Veränderungen im Ministerium für Post- und Fernmeldewesen | | |
| 61 | 17. 8.1953 | J IV 2/2-316 | | | |
| 2. Wiedereinrichtung des Deutschlandsenders | | | | | |
| 65 | 26. 8.1953 | J IV 2/2-320 | | | |
| 3. Abwehr reaktionären Rundfunkwesens | | | | | |

- | | | | | | |
|-----|--|--------------|-----|---|--------------|
| 46 | 25.9.1956 | J IV 2/2-500 | 37 | 9.9.1958 | J IV 2/2-609 |
| 3. | Umstellung der Fernsende- und Empfangsanlagen | | 10. | Interview des Genossen Ulbricht mit dem stellvertretenden Vorsitzenden des Staatlichen Rundfunkkomitees, Prof. Gerhart Eisler (im Umlauf vom Politbüro bestätigt) | |
| 2 | 15.1.1957 | J IV 2/2-522 | 46 | 18.11.1958 | J IV 2/2-618 |
| 7. | Auftreten von Mitgliedern und Kandidaten des Politbüros in Rundfunk und Fernsehen | | 19. | Umlauf: Aufruf des Nationalrats der Nationalen Front zur psychologischen Kriegsführung | |
| 6 | 5.2.1957 | J IV 2/2-526 | 8 | 17. 2.1959 | J IV 2/2-632 |
| 15. | Auszeichnung des Genossen Gerhart Eisler mit dem Vaterländischen Verdienstorden | | 16. | Entwurf eines Gesetzes über das Post- und Fernmeldewesen | |
| 19. | Aufnahmen für den Fernsehfunk
(»Es ist dafür Sorge zu tragen, daß Sitzungen des Präsidiums des Nationalrats der Nationalen Front des demokratischen Deutschland, des Blocks und auch eines Bezirkstages durch den Fernseh-Funk aufgenommen werden.«.) | | 16 | 7.4.1959 | J IV 2/2-640 |
| 7 | 9.2.1957 | J IV 2/2-527 | 7. | Im Umlauf wurde bestätigt
1) Brief der Regierung der DDR an die Regierung in Bonn
2) Rundfunkrede des Genossen Grotewohl dazu | |
| 2. | Durchführung der Beschlüsse des ZK über die Vereinfachung und Verbesserung der Arbeit des ZK (mit Bestätigung von Abteilungsleitern und Stellvertretern im ZK) | | 26 | 26.5.1959 | J IV 2/2-650 |
| 11 | 7.3.1957 | J IV 2/2-531 | 8. | Einsatz des Genossen Werner Eberlein als Mitglied der Agitationskommission beim ZK der SED | |
| 2. | Aufnahmen für den Fernsehfunk
(»Genosse Matern wird beauftragt, zu veranlassen, daß die Fernsehaufnahmen des Politbüros vom 5. Februar 1957 aus der Wochenschau zurückgezogen wird.«.) | | 27 | 2.6.1959 | J IV 2/2-651 |
| 48 | 26.11.1957 | J IV 2/2-568 | 3. | Bildung einer Zentralen Kommission für Gesamtdeutsche Arbeit beim Politbüro | |
| 8. | Radiosendung in türkischer Sprache
(»Es wird zugestimmt, daß eine Radiosendung in türkischer Sprache vom Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik aus erfolgt. Die Kosten gehen zu Lasten des Staatlichen Rundfunkkomitees. Mit der Durchführung wird die Abteilung Außenpolitik und Internationale Verbindungen beauftragt.«.) | | 34 | 14.7.1959 | J IV 2/2-658 |
| 4 | 14.1.1958 | J IV 2/2-576 | 4. | Zusammensetzung der Kommission für gesamtdeutsche Arbeit beim Politbüro (u. a. Gerhart Eisler für Rundfunk und Fernsehen) | |
| 18. | Entwurf der Rundfunkrede des Genossen Grotewohl vom 21.1.1958 | | 5. | Zusammensetzung der Propaganda-Kommission (kein Rundfunkmitarbeiter) | |
| 10 | 25.2.1958 | J IV 2/2-582 | 35 | 27.7.1959 | J IV 2/2-659 |
| 3. | Die Aufgaben der Parteipropaganda bei der sozialistischen Erziehung der Volksmassen | | 11. | Entwurf eines Gesprächs mit Genossen Walter Ulbricht im Fernsehen über die Genfer Außenministerkonferenz | |
| 11 | 4.3.1958 | J IV 2/2-583 | 37 | 28.7.1959 | J IV 2/2-661 |
| 17. | Vorlage über die Aufgaben der Parteipropaganda bei der sozialistischen Erziehung der Volksmassen | | 1. | Festlegung der Aufgaben der Parteipropaganda | |
| 26 | 17.6.1958 | J IV 2/2-598 | 42 | 1.9.1959 | J IV 2/2-666 |
| 10. | Durchführung der 3. Konferenz der Minister für Post- und Fernmeldewesen der sozialistischen Länder im Jahre 1959 in der DDR | | 3. | Protokoll über die Aussprache mit den sowjetischen Lektoren - durchgeführt von der Abteilung Agitation und Propaganda | |
| | | | 5. | Vorlage der Außenpol. Kommission zur Verbesserung und Erweiterung der Auslandspropaganda | |
| | | | 43 | 15.9.1959 | J IV 2/2-667 |
| | | | 12. | Erklärung des Genossen Oelßner | |
| | | | 50 | 9.11.1959 | J IV 2/2-674 |
| | | | 12. | Fernseh-Interview des Genossen Ulbricht mit der Westinghouse Broadcasting Company, Boston | |

- | | | | | | |
|-------|---|--------------|-----|---|--------------|
| 52 | 23.11.1959 | J IV 2/2-676 | 13 | 19.3.1962 | J IV 2/2-820 |
| 6. | Umlauf: Fernseh-Interview des Genossen Grotewohl mit der französischen Fernseh-Gesellschaft »Radio-Télévision-Française«, Paris | | 11. | Veränderungen in der Leitung des Staatlichen Rundfunkkomitees | |
| 56 | 15.12.1959 | J IV 2/2-680 | 22 | 22.5.1962 | J IV 2/2-828 |
| 9. | Richtlinien zur Erweiterung und Verbesserung unserer Auslandspropaganda | | 1. | Vereinbarungen des Genossen Reimann mit Genossen Prof. Eisler über regelmäßige Sendungen in Rundfunk und Fernsehen | |
| 3 | 19.1.1960 | J IV 2/2-684 | 57 | 10.1.1963 | J IV 2/2-863 |
| 5. | Richtlinien zur Erweiterung und Verbesserung der Auslandspropaganda | | 4. | Einschätzung der Arbeitsweise der Ideologischen Kommission | |
| 7 | 16.2.1960 | J IV 2/2-688 | 2 | 5.2.1963 | J IV 2/2-866 |
| 7. | Festlegung von Preisen für Fernsehempfänger mit 17 Zoll Bildröhre
(Vorschlag auf Herabsetzung des Preises abgelehnt: »Diese Apparate gehen zum alten, bisher gültigen Preis in den Handel.«) | | 7. | Im Umlauf: Fernsehrede des Genossen Walter Ulbricht zu Fragen der Beziehungen DDR - Westberlin | |
| 23 | 17.5.1960 | J IV 2/2-704 | 7 | 19.3.1963 | J IV 2/2-871 |
| 2. | Informationen des Genossen Ulbricht (Stellungnahme des Präsidiums des ZK der KPdSU zur Gipfelkonferenz) Ausarbeitung von Notizen
a) Feindtätigkeit des RIAS
b) Grenzprovokationen
c) Spionagetätigkeit | | 3. | Stellungnahme der Ideologischen Kommission zu der Fernsehoper »Fetzers Flucht« und dem Fernsehfilm »Monolog eines Taxifahrers« | |
| 43 | 13.9.1960 | J IV 2/2-724 | 8. | Aufgaben der Auslandsinformation nach dem VI. Parteitag der SED | |
| 6. | Zweites Fernsehprogramm der DDR | | 17 | 5.6.1963 | J IV 2/2-881 |
| 44 | 20.9.1960 | J IV 2/2-725 | 9. | Entwurf einer Erklärung des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten zur Verhaftung des Chefredakteurs des Deutschlandsenders, Dr. Georg Grasnick | |
| 7. | Lohnmaßnahmen im Post-, Fernmelde- und Funkwesen | | 28 | 20.8.1963 | J IV 2/2-892 |
| 46 | 27.9.1960 | J IV 2/2-727 | 2. | Bemerkungen zu einigen Fragen des Genossen Ulbricht
1) Einladung von Journalisten aus Westdeutschland und anderen kapitalistischen Ländern zur Volkskammerwahl | |
| 16.2. | Fernsehprogramm der DDR | | 11. | Bestätigung eines Mitgliedes der Agitationskommission | |
| 55 | 6.12.1960 | J IV 2/2-736 | 29 | 27.8.1963 | J IV 2/2-893 |
| 2. | Entwurf eines Beschlusses über die Propagandaaarbeit | | 13. | Cocktail-Empfang des Staatlichen Rundfunkkomitees für die Delegation des Verwaltungsrates des finnischen Rundfunks und Fernsehens am 6.9.1963 | |
| 57 | 16.12.1960 | J IV 2/2-738 | 30 | 3.9.1963 | J IV 2/2-894 |
| 6. | Leitung der Propagandaaarbeit im Apparat des ZK | | 1. | Cocktail-Empfang des Staatlichen Rundfunkkomitees für die Delegation des Verwaltungsrates des finnischen Rundfunks und Fernsehens am 6.9.1963 | |
| 4 | 24.1.1961 | J IV 2/2-746 | 42 | 26.11.1963 | J IV 2/2-907 |
| 5. | Beschlüßfassung über den Leiter für die Propagandaaarbeit beim ZK der SED | | 10. | Im Umlauf bestätigt: Vorschläge über die bei Veröffentlichungen einzuhaltende Reihenfolge der Persönlichkeiten der Partei und des Staates | |
| 49 | 19.9.1961 | J IV 2/2-791 | | | |
| 2. | Informationen des Genossen Ulbricht (Falschmeldungen des RIAS und Sicherung der Staatsgrenze) | | | | |

- | | | | | | |
|-----|--|--------------|-----|--|---------------|
| 43 | 3.12.1963 | J IV 2/2-908 | 8 | 23.2.1965 | J IV 2/2-976 |
| 9. | Sendung des Deutschlandsenders »Das Sonntagsgespräch« | | 4. | Veränderung der politisch-ideologischen Arbeit, insbesondere der Propagandaarbeit der Partei | |
| 10 | 24.3.1964 | J IV 2/2-925 | 41 | 27.10.1965 | J IV 2/2-1009 |
| 7. | Bericht über die Beratung der Ideologischen Kommission mit den Gesellschaftswissenschaftlern am 19. und 20. 3. 1964 | | 3. | Sendereihe des Deutschlandsenders für Westdeutschland | |
| 19 | 9.6.1964 | J IV 2/2-934 | 4. | Sonntagsgespräch des Deutschlandsenders | |
| 2. | Prinzipien der Zusammenarbeit des DFF mit dem Ministerium für Kultur und dem DTSB | | 43 | 9.11.1965 | J IV 2/2-1011 |
| 22 | 1.7.1964 | J IV 2/2-934 | 2. | Entwicklung der Auslandsinformation der DDR seit dem VI. Parteitag der SED-Schlußfolgerungen und Maßnahmen für ihre weitere Gestaltung | |
| 5. | Einberufung der 4. Journalistenkonferenz des ZK der SED | | 5. | Fragen der politischen Arbeit nach Westdeutschland | |
| 10. | Information des Genossen Stoph über ein Schreiben des Bundesverbandes Deutscher Zeitungsverleger e. V. an die Deutsche-Buch-Export-und-Import GmbH Leipzig zur Frage des Zeitungsaustausches | | 45 | 23.11.1965 | J IV 2/2-1031 |
| 12. | Brief des Leiters des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR an den Leiter des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung über den Zeitungsaustausch zwischen beiden deutschen Staaten | | 3. | Ideologische Fragen auf dem Gebiet der Kultur | |
| 24 | 21.7.1964 | J IV 2/2-939 | 46 | 30.11.1965 | J IV 2/2-1041 |
| 6. | Veränderungen in der Agitationskommission beim Politbüro | | 7. | Einige Fragen der ideologischen Arbeit | |
| 34 | 15.9.1964 | J IV 2/2-949 | 49 | 11.12.1965 | J IV 2/2-1017 |
| 5. | Westdeutsche Mitteilung über eine beabsichtigte Fernsehsendung des Nordwestdeutschen Fernsehfunks und des Fernsehfunks der DDR | | 16. | Arbeitsweise der Agitationskommission beim Politbüro | |
| 44 | 27.10.1964 | J IV 2/2-959 | 3 | 25.1.1966 | J IV 2/2-1042 |
| 4. | 4. Journalistenkonferenz des ZK der SED | | 9. | Veränderung des Beschlusses des Politbüros vom 9.2.1965 über »Investitionsvorhaben Fernseh-UKW-Turm Berlin« | |
| 53 | 15.12.1964 | J IV 2/2-968 | 5 | 8.2.1966 | J IV 2/2-1044 |
| 4. | Erweiterung der Agitationskommission beim Politbüro | | 1. | Informationen - Proteste der westlichen Besatzungsmächte zum Bau des Fernsehturmes | |
| 4 | 26.1.1965 | J IV 2/2-972 | 7 | 22.2.1966 | J IV 2/2-1046 |
| 7. | Änderung der Arbeitsweise und die Zusammensetzung der Ideologischen Kommission beim Politbüro | | 1. | Bestätigung des Sonntagsgesprächs des Deutschlandsenders | |
| 8. | Bericht der Abteilung Propaganda des ZK zur Frage, wie die Propagandaarbeit entsprechend den Beschlüssen der 7. Tagung des ZK geändert und geleitet wird | | 8. | Gründung eines Verbandes der Film- und Fernseh-schaffenden der DDR und eines Verbandes der Theaterschaffenden der DDR | |
| 6 | 9.2.1965 | J IV 2/2-974 | 10 | 22.3.1966 | J IV 2/2-1049 |
| 4. | Zu den Aufgaben und der Arbeitsweise der Agitationskommission und der Abteilung Agitation | | 6. | Direktive zur Ausarbeitung eines Dokumentes für ein einheitliches System der Kulturentwicklung im Perspektivzeitraum und die Bildung einer Partei- und Regierungskommission zur Ausarbeitung dieses Dokumentes | |
| 9. | Konzeption für die Ergänzung des Projektes Fernseh-UKW-Turm Berlin | | 36 | 6.9.1966 | J IV 2/2-1075 |
| | | | 2. | Bildung eines Arbeitskreises zur Planung der Strategie der Partei auf den Gebieten der Politik, Wirtschaft und Kultur | |
| | | | 4. | Maßnahmen zur Verbesserung der Leitungstätigkeit auf kulturellem Gebiet | |

- | | | | | | |
|-----|---|---------------|-----|--|---------------|
| 49 | 13.12.1966 | J IV 2/2-1088 | 26 | 1.7.1969 | J IV 2/2-1234 |
| 2. | Probleme der Agitation und Propaganda | | 11. | Vorbereitung des 2. Fernsehprogramms | |
| 2 | 17.1.1967 | J IV 2/2-1094 | 12 | 10.3.1970 | J IV 2/2-1272 |
| 9. | Gründungskongreß des Verbandes der Film- und Fernseh-Schaffenden | | 3. | Treffen der Sekretäre für ideologische Arbeit der ZKs der Parteien der sozialistischen Länder, Sofia 24./25.2.1970 | |
| 4 | 31.1.1967 | J IV 2/2-1096 | 25 | 26.5.1970 | J IV 2/2-1285 |
| 10. | Vorbereitung und Einführung des 2. Fernsehprogramms (Farbfernsehen) in der DDR | | 1. | Weitere Maßnahmen für die politisch-ideologische Arbeit in Auswertung des Treffens des Genossen Stoph mit Brandt in Kassel | |
| 11. | Anwendung des Farbfernsehensystems SECAM III (Sowjetunion) in der DDR | | 42 | 22.9.1970 | J IV 2/2-1302 |
| 17 | 25.7.1967 | J IV 2/2-1127 | 6. | Propaganda NVA nach Westdeutschland | |
| 29. | Information des Genossen Stoph über Besprechungen wegen Anwendung des französischen Farbfernsehens in der DDR | | 47 | 27.10.1970 | J IV 2/2-1307 |
| 19 | 8.8.1967 | J IV 2/2-1129 | 5. | Sendung des Fernsehens »Schwarzer Kanal« vom 26.10.1970 | |
| 5. | Beschluß über die Gestaltung der Produktion und des Absatzes von Fernsehgeräten in den Jahren 1967 - 1970 | | 49 | 5.11.1970 | J IV 2/2-1309 |
| 28 | 10.10.1967 | J IV 2/2-1138 | 3. | Fernsehgespräch von Walter Ulbricht mit zwei Parteisekretären der SED über den Umtausch der Parteidokumente | |
| 1. | Informationen des Genossen Ulbricht - Vorschläge zur veränderten Westpropaganda über die DDR | | 7 | 16.2.1971 | J IV 2/2-1325 |
| 4 | 6.2.1968 | J IV 2/2-1153 | 6. | Erste Vorschläge für die öffentliche Diskussion zum VIII. Parteitag der SED in Presse, Rundfunk und Fernsehen | |
| 17. | Einführung des 2. Fernsehens (Farbfernsehen) zum 20. Jahrestag der Gründung der DDR | | 2 | 29.6.1971 | J IV 2/2-1343 |
| 12 | 22.3.1968 | J IV 2/2-1161 | 15. | Zusammensetzung der Agitationskommission beim Politbüro des ZK der SED | |
| 5. | Ableben des Mitgliedes des ZK und Vorsitzenden des Staatlichen Rundfunkkomitees beim Ministerrat der DDR, Genosse Prof. Dr. h. c. Gerhart Eisler | | 3 | 6.7.1971 | J IV 2/2-1344 |
| 15 | 16.4.1968 | J IV 2/2-1164 | 11. | Veränderungen in der Leitung des Zentralorgans der SED »Neues Deutschland« und in der Leitung des Staatlichen Rundfunkkomitees | |
| 10. | Maßnahmen zur weiteren Entwicklung der sozialistischen Unterhaltungskunst in der DDR unter besonderer Berücksichtigung von Programmgestaltung und Tanzmusik | | 23 | 16.11.1971 | J IV 2/2-1364 |
| 49 | 29.10.1968 | J IV 2/2-1199 | 7. | Auszeichnung des Genossen Heinz Adameck (VVO Gold) | |
| 2. | Bericht über die Beratung der Sekretäre für ideologische Arbeit des ZKs der sozialistischen Länder in Moskau, 16.10.1968 | | 24 | 23.11.1971 | J IV 2/2-1365 |
| 53 | 26.11.1968 | J IV 2/2-1203 | 6. | Konzeption für den II. Kongreß des Verbandes der Film- und Fernsehschaffenden der DDR, 7. - 9.4.1972 | |
| 6. | Bestätigung des Vorsitzenden des Staatlichen Komitees für Fernsehen beim Ministerrat der DDR | | 3 | 25.1.1972 | J IV 2/2-1376 |
| 7. | Bestätigung des Vorsitzenden des Staatlichen Komitees für Rundfunk beim Ministerrat der DDR | | 6. | Regelung zur Akkreditierung von Korrespondenten der BRD und Westberlin in der DDR | |
| | | | 22 | 24.5.1972 | J IV 2/2-1395 |
| | | | 12. | Bestätigung von zwei hauptamtlichen Mitgliedern für die Agitationskommission beim Politbüro | |

- | | | | | | |
|-----|--|---------------|-----|---|--------------------|
| 35 | 29.8.1972 | J IV 2/2-1409 | 18 | 2.5.1973 | J IV 2/2-1446 |
| 10. | Bestätigung der Genossin Johanna Töpfer als Mitglied der Agitationskommission beim Politbüro des ZK | | 20. | Fortsetzung der Gespräche mit der BRD zur Tätigkeit von Journalisten | |
| 37 | 7.9.1972 | J IV 2/2-1411 | 42 | 25.9.1973 | J IV 2/2-1470 |
| 2. | Weitere pressemäßige Behandlung der Vorgänge in München (Olympische Spiele, Terrorüberfall) | | 11. | Durchführung eines Gespräches mit der BRD zur Tätigkeit von Journalisten | |
| 46 | 31.10.1972 | J IV 2/2-1420 | 43 | 9.10.1973 | J IV 2/2-1471 |
| 9. | Standpunkt der DDR zu den Beschwerden der SFR Jugoslawien über Funkstörungen auf den Frequenzen 611 kHz und 881 kHz, die von Rundfunksendern der DDR und der SFR Jugoslawien gleichzeitig genutzt werden | | 13. | Weiterführung der Gespräche mit der BRD zur Tätigkeit von Journalisten 16. Verhandlung mit der BRD über die Tätigkeit von Journalisten | |
| 42 | 7.11.1972 | J IV 2/2-1421 | 1 | 8.1.1974 | J IV 2/2-1484/1485 |
| 4. | Aufgaben der Agitation und Propaganda bei der weiteren Verwirklichung der Beschlüsse des VIII. Parteitages der SED | | | Bericht über die Beratung von Sekretären der ZKs kommunistischer und Arbeiterparteien sozialistischer Länder zu aktuellen Problemen der ideologischen Arbeit und der Auslandspropaganda in Moskau am 18. und 19.12.1973 | |
| 50 | 28.11.1972 | J IV 2/2-1424 | 43 | 1.10.1974 | J IV 2/2-1531/1532 |
| 16. | Verhandlungen mit der SFR Jugoslawien über das Problem der Nutzung von Wellenlängen | | 11. | Grundsätze für die einheitliche Führung der Nachrichtendienste, des Rundfunks, des Fernsehens und der Presse der DDR im Verteidigungszustand | |
| 52 | 12.12.1972 | J IV 2/2-1426 | 10 | 11.3.1975 | J IV 2/2-1551 |
| 6. | Vorschläge für die Arbeit von Presse, Rundfunk und Fernsehen im Zusammenhang mit der Unterzeichnung des Grundlagenvertrages zwischen DDR und BRD am 21.12.1972 | | 5. | Treffen der Sekretäre für ideologische und internationale Fragen sozialistischer Länder in Prag, 4./5.3.1975 | |
| 4 | 30.1.1973 | J IV 2/2-1432 | 19 | 6.5.1975 | J IV 2/2-1560 |
| 6. | Verbesserung der politisch-ideologischen Arbeit und Leitung auf dem Gebiet der Unterhaltungskunst | | 17. | Auszeichnung des Rundfunks der DDR | |
| 5 | 6.2.1973 | J IV 2/2-1433 | 18 | 27.4.1976 | J IV 2/2-1615 |
| 11. | Gespräche über Fragen der journalistischen Tätigkeit mit der BRD-Seite in Bonn am 8.2.1973 | | 10. | Ablehnung von Einreisen von Nachrichtenagenturen aus der BRD | |
| 6 | 13.2.1973 | J IV 2/2-1434 | 12 | 10.8.1976 | J IV 2/2-1630 |
| 3. | Fortführung der Gespräche mit der BRD zur Frage der Tätigkeit von Journalisten | | 7. | Konzeption für die Optimierung der Programme und Standortverteilung der Rundfunksender der DDR | |
| 8 | 27.2.1973 | J IV 2/2-1436 | 16 | 7.9.1976 | J IV 2/2-1636 |
| 2. | Fortsetzung der Gespräche mit der BRD zur Tätigkeit von Journalisten | | 2. | Bereitstellung von Zwei-Norm-Farbfernsehgeräten (PAL- und SECAM-System) für die Versorgung der Bevölkerung der DDR | |
| 4. | Entwurf der Verordnung über die Tätigkeit von Publikationsorganen anderer Staaten und deren Korrespondenten in der DDR | | 19 | 28.9.1976 | J IV 2/2-1638 |
| 11 | 20.3.1973 | J IV 2/2-1439 | 7. | Aufbau eines 1 000 kW-Mittelwellenrundfunksenders am Standort Nauen für das Fremdsprachenprogramm von Radio Moskau | |
| 5. | Fortsetzung der Gespräche mit der BRD zur Tätigkeit von Journalisten | | | | |

- | | | | | | |
|-----|--|--------------------|-----|---|--------------------|
| 24 | 9.11.1976 | J IV 2/2-1643 | 35 | 30.8.1977 | J IV 2/2-1691 |
| 1. | III. Kongreß des Verbandes der Film- und Fernseherschaffenden der DDR | | 2. | Fragen des Fernsehempfangs | |
| 5. | Behandlung von Funkstörungen zwischen der DDR und der BRD sowie zwischen der DDR und Westberlin | | 3. | Sicherung der Fernsehversorgung der DDR im Kanal 27 (Fernsehsender Berlin und Löbau) | |
| 1 | 4.1.1977 | J IV 2/2-1651 | 1 | 10.1.1978 | J IV 2/2-1707 |
| 18. | Note der BRD-Regierung an die DDR-Regierung in der Angelegenheit Loewe | | 6. | Maßnahmen der Öffentlichkeitsarbeit zur Vorbereitung und Durchführung des gemeinsamen bemannten Weltraumfluges UdSSR/DDR | |
| 19. | Fragen der Konterpropaganda gegenüber der BRD | | 26 | 4.7.1978 | J IV 2/2-1733 |
| 2 | 11.1.1977 | J IV 2/2-1652 | 13. | Information zu der beabsichtigten Ausstrahlung des SFB-Programms über einen Nebensender in der BRD und Vorschläge für das Vorgehen gegenüber der BRD und Westberlin | |
| 8. | Note der DDR-Regierung an die BRD-Regierung zur Zurückweisung des Protestes der BRD gegen die Ausweisung des ARD-Fernsehkorrespondenten Loewe | | 32 | 15.8.1978 | J IV 2/2-1739 |
| 4 | 25.1.1977 | J IV 2/2-1654 | 9. | Gesetzwidriges Verhalten der in der DDR akkreditierten Fernsehkorrespondenten | |
| 4. | Maßnahmen zur Verstärkung der Konterpropaganda im nichtsozialistischen Ausland zur Entlarvung des Imperialismus der BRD und der von ihm ausgehenden Gefahren für Frieden und Entspannung | | 33 | 22.8.1978 | J IV 2/2-1740 |
| 8 | 22.2.1977 | J IV 2/2-1685 | 6. | Konzeption für die Vorbereitung der nächsten Weltverwaltungskonferenz für den Funkdienst des Internationalen Fernmeldevereins | |
| 3. | Stand der Öffentlichkeitsarbeit der DDR im nichtsozialistischen Ausland und Schlußfolgerungen für weitere Verstärkung | | 17. | Stellungnahme zum gesetzwidrigen Verhalten der in der DDR akkreditierten Fernsehkorrespondenten | |
| 9 | 1.3.1977 | J IV 2/2-1659 | 6 | 6.2.1979 | J IV 2/2-1764 |
| 4. | Hetze der BRD-Massenmedien gegen Genossen Michael Kohl | | 3. | Produktion und Bereitstellung von Farbbildwiedergaberöhren für den Bedarf nach 1980 | |
| 10 | 8.3.1977 | J IV 2/2-1659 | 16 | 17.4.1979 | J IV 2/2-1774 |
| 2. | Bericht über die Beratung der Sekretäre für internationale und ideologische Fragen der ZKs der Bruderparteien in Sofia | | 1. | Information über die Ausforschung von Reisenden aus der DDR in der BRD durch den Bundesgrenzschutz und Wirkung der Verordnung über die Tätigkeit von Publikationsorganen anderer Staaten und deren Korrespondenten in der DDR | |
| 11 | 15.3.1977 | J IV 2/2-1662/1663 | 27 | 10.7.1979 | J IV 2/2-1788 |
| 2. | Konferenz des ZK der SED über die weiteren Aufgaben der politischen Massenarbeit der Partei | | 2. | Bericht über die Beratung der Sekretäre für internationale und ideologische Fragen der ZKs der kommunistischen und Arbeiterparteien sozialistischer Länder vom 3. - 5.7.1979 in Berlin | |
| 3. | Bericht der Delegation der SED über die Beratung der Sekretäre für internationale und ideologische Fragen der ZKs der Bruderparteien in Sofia, 2. - 3.3.1977 | | 28 | 17.7.1979 | J IV 2/2-1789/1790 |
| 21 | 24.5.1977 | J IV 2/2-1674 | 1. | Bericht über die Beratung der Sekretäre für internationale und ideologische Fragen der ZKs der kommunistischen und Arbeiterparteien sozialistischer Länder vom 3. - 5.7.1979 in Berlin | |
| 15. | Entwurf des Referats für die Konferenz des ZK der SED über die weiteren Aufgaben der politischen Massenarbeit der Partei | | 4 | 29.1.1980 | J IV 2/2-1822 |
| 29 | 19.7.1977 | J IV 2/2-1684 | 7. | Einladung ehemaliger Kultur- und Bildungsoffiziere der Sowjetarmee durch den Kulturbund der DDR und die Gesellschaft für DSF | |
| 7. | Vorgehen bei der Koordinierung der Frequenznutzung zwischen der DDR und der BRD | | | | |

- | | | | | | |
|-----|--|--------------------|-----|--|---------------|
| 6 | 12.2.1980 | J IV 2/2-1824 | 34 | 13.9.1983 | J IV 2/2-2019 |
| 7. | Grundsätze über die Tätigkeit von Bezirksbüros der Massenmedien in den Bezirken der DDR, einschließlich der Hauptstadt der DDR, Berlin, im Verteidigungszustand | | 3. | Außerordentliche Beratung der Sekretäre der ZKs für internationale und ideologische Fragen am 20.9.1983 in Moskau | |
| 39 | 30.9.1980 | J IV 2/2-1859 | 5. | Die politische Massenarbeit im Kampf gegen die imperialistische Kriegsvorbereitung | |
| 12. | Aufgabenstellung zur Vorbereitung und Realisierung des Vorhabens »Radiofabrik« in der Hauptstadt der DDR, Berlin | | 17. | Außerordentliche Beratung der Sekretäre der ZKs für internationale und ideologische Fragen am 20.9.1983 in Moskau | |
| 46 | 18.11.1980 | J IV 2/2-1866 | 36 | 27.9.1983 | J IV 2/2-2021 |
| 12. | Umbesetzung der Funktion des Vorsitzenden des Staatlichen Komitees für Rundfunk beim Ministerrat der DDR und Neubestätigung eines Mitglieds der Agitationskommission des ZK der SED (Becker/Böhme) | | 3. | Bericht über die Beratung der Sekretäre für internationale und ideologische Fragen der ZKs kommunistischer und Arbeiterparteien sozialistischer Länder | |
| 51 | 16.12.1980 | J IV 2/2-1872 | 45 | 29.11.1983 | J IV 2/2-2033 |
| 5. | Errichtung von Anlagen zur Herstellung von Farbbildröhren | | 5. | Maßnahmen zur Wahrung der Interessen der DDR bei der Neuplanung der Frequenzen des UKW-Rundfunks in Vorbereitung und Durchführung der Regionalen Fernsehverwaltungskonferenz des Internationalen Fernmeldevereins, Genf 1984 | |
| 1 | 6.1.1981 | J IV 2/2-1873 | 47 | 13.12.1983 | J IV 2/2-2034 |
| 10. | Verleihung des Karl-Marx-Ordens an F. K. Kaul | | 3. | Beratung der Sekretäre für internationale und ideologische Fragen, Moskau, 9.12.1983 | |
| 14 | 28.7.1981 | J IV 2/2-1902 | 24 | 19.6.1984 | J IV 2/2-2061 |
| 7. | Auszeichnung des Genossen Hans Mahle | | 19. | Beschluß über den Beitritt der DDR zur internationalen Konvention über den Gebrauch des Rundfunks im Interesse des Friedens vom 23.9.1936 | |
| 27 | 3.11.1981 | J IV 2/2-1917 | 40 | 9.10.1984 | J IV 2/2-2081 |
| 18. | IV. Kongreß des Verbandes der Film- und Fernsehschaffenden der DDR | | 6. | Direktive für das Auftreten der Delegation der DDR auf der Regionalen Funkverwaltungskonferenz zur Planung des UKW-Rundfunks in Europa und Afrika im November 1984 in Genf | |
| 3 | 25.1.1983 | J IV 2/2-1985 | 44 | 13.11.1984 | J IV 2/2-2085 |
| 7. | Maßnahmen der Öffentlichkeitsarbeit für die Durchführung der Agrarpreisreform in den Massenmedien | | 20. | Fernsehfilm »Ernst Thälmann« | |
| 7 | 22.2.1983 | J IV 2/2-1989 | 46 | 27.11.1984 | J IV 2/2-2087 |
| 8. | Fernsehfilm zum 100. Geburtstag von Ernst Thälmann, 1986 | | 13. | Errichtung einer 100/150kW-Mittelwellensendeanlage in der DDR für den sowjetischen Rundfunk | |
| 11 | 22.3.1983 | J IV 2/2-1993 | 2 | 15.1.1985 | J IV 2/2-2093 |
| 4. | Bericht über die Beratung der Sekretäre für internationale und ideologische Fragen der ZKs kommunistischer und Arbeiterparteien sozialistischer Länder (Moskau, 14. und 15.3.1983) | | 10. | Bericht über die Ergebnisse der Regionalen Funkverwaltungskonferenz zur Planung des UKW-Rundfunks in Europa und Afrika, Genf 1984 | |
| 15 | 26.4.1983 | J IV 2/2-1997 | 8 | 26.2.1985 | J IV 2/2-2100 |
| 10. | Information und Maßnahmen zur Produktions-, Absatz- und Bestandsentwicklung von Farbfernsehempfängern | | 11. | 40. Jahrestag des Rundfunks der DDR am 13.5.1985 | |
| 18 | 24.5.1983 | J IV 2/2-2000-2003 | | | |
| 19. | Schlußfolgerungen (des Zentralrates der FDJ aus Pfingsttreffen der Jugend) für die weitere politisch-ideologische Arbeit der Jugend im »Friedensaufgebot der FDJ« | | | | |

- | | | | | | |
|-----|---|---------------|-----|---|---------------|
| 10 | 11.3.1985 | J IV 2/2-2102 | 33 | 23.8.1988 | J IV 2/2-2290 |
| 6. | Bericht über das Treffen der Sekretäre für Ideologie und Propaganda der ZKs kommunistischer und Arbeiterparteien sozialistischer Länder am 6.3.1985 in Moskau | | 10. | Vorschlag zum weiteren Vorgehen im Zusammenhang mit dem in der DDR möglichen Empfang von Fernseh- und Hörfunkprogrammen, die über Satelliten abgestrahlt werden | |
| 1 | 7.1.1986 | J IV 2/2-2148 | 41 | 4.10.1989 | J IV 2/2-2350 |
| 7. | Bericht über die Beratung der Sekretäre für internationale und ideologische Fragen der ZKs von Bruderparteien sozialistischer Länder (Bukarest, 19./20.12.1985) | | 1. | Aktion Ausreise aus CSSR / Kommentar in den Medien der DDR | |
| 7 | 18.2.1986 | J IV 2/2-2154 | 48 | 3.11.1989 | J IV 2/2-2357 |
| 11. | Ergebnisse der Konsultation mit dem Minister für Nachrichtentechnik der UdSSR über die Möglichkeiten der Einführung des Satellitenrundfunks in den sozialistischen Ländern | | 1. | Fernsehansprache von Krenz am 3.11.1989 | |
| 22 | 16.9.1986 | J IV 2/2-2184 | 55 | 22.11.1989 | J IV 2/2-2365 |
| 14. | Auszeichnung des Genossen Hans Mahle mit dem Karl-Marx-Orden | | 10. | Prinzipien für die Einrichtung neuer Organe und Verantwortungsstrukturen zur Leitung des Rundfunks und des Fernsehens | |
| 30 | 11.11.1986 | J IV 2/2-2193 | | | |
| 8. | Beteiligung der DDR am mehrseitigen Regierungsabkommen zur Entwicklung und Vervollkommnung von Satellitenfernmeldesystemen und zur Schaffung von Satellitenrundfunksystemen | | | | |
| 4 | 27.1.1987 | J IV 2/2-2203 | | | |
| 5. | Bericht über die Beratung der Sekretäre für internationale und ideologische Fragen der ZKs kommunistischer und Arbeiterparteien sozialistischer Länder in Warschau | | | | |
| 5 | 3.2.1987 | J IV 2/2-2204 | | | |
| 14. | Grundsätze der Zensur von Veröffentlichungen in der DDR während der Mobilmachung und im Verteidigungszustand | | | | |
| 41 | 13.10.1987 | J IV 2/2-2243 | | | |
| 11. | V. Kongreß des Verbandes der Film- und Fernseherschaffenden der DDR | | | | |
| 9 | 1.3.1988 | J IV 2/2-2262 | | | |
| 11. | Auszeichnung des Genossen Schnitzler mit dem Karl-Marx-Orden | | | | |
| 13 | 29.3.1988 | J IV 2/2-2266 | | | |
| 6. | Bericht über die Beratung der Sekretäre für ideologische Fragen der ZKs von Bruderparteien sozialistischer Länder vom 16. bis 17.3.1988 in Ulan Bator | | | | |

Miszellen

Filmpioniere im Rundfunk (1931)

Dokumente zur frühen Rundfunkgeschichte finden sich gelegentlich an unvermuteten Stellen. Der Text des nachfolgend abgedruckten Rundfunkinterviews im zwischen den Filmpionieren Oskar Messter und Guido Seeber aus dem Jahre 1931, aus einer Zeit, als nur wenige Sendungen aufgezeichnet und archiviert wurden, ist zudem auch ein filmhistorisch interessantes Fundstück, dessen Hintergrund aber hier nicht ausgeleuchtet werden soll.¹ Anlaß für dieses Interview durch den ersten deutschen Kameramann Seeber am 21. November 1931 in der Berliner Funkstunde war Messters 65. Geburtstag.

Das Gespräch fand in der Reihe »10 Minuten Film« statt, die seit dem 23. August 1930 jeweils samstags von 17.50 bis 18.00 Uhr eine aktuelle Filmbesprechung brachte.² Intendant Hans Flesch hatte Mitte August 1930 das Anliegen dieser Sendereihe mit »Betrachtungen über Filme der Woche und allgemeine Filmprobleme«³ im Berliner »Film-Kurier«, einer von mehreren täglich erscheinenden Filmzeitungen, erläuterte:

»Wir werden (...) naturgemäß unsere Filmkritik nur auf sehenswerte Filme erstrecken. Es liegt uns nicht daran, mittelmäßige Filme herunterzumachen, sondern daran, Probleme, die sich nach der Vorführung qualitätsvoller Filme ergeben, zu besprechen.

Denn der Funk hat ja schon darum eine ganz andere Funktion als die Zeitung, weil er ohne Antwort bleibt. Bei den Zeitungen gibt es verschieden eingestellte Kritiken, der Funk dagegen könnte - sieht man von Diskussionen ab - nur eine Meinung bringen. Darum ist es uns nicht um eine zu fällende Kritik zu tun, sondern um die Probleme, die ein Film anregt. Ich denke da zum Beispiel an den schönen Piz Palüfilm,⁴ bei dem man etwa zu dem Problem Naturfilm und Spielhandlung Stellung genommen hätte.

Für unsere »Zehn Minuten Film« werden wir voraussichtlich keine Untertitel vorher publizieren können. Es wird sich von Fall zu Fall, von Woche zu Woche an Hand der Filme ergeben, worüber gesprochen werden muß. Liegt keine aktuelle Filmbesprechung vor, so wird über allgemeine Filmprobleme gesprochen werden. Wir denken daran, Leute vom Bau - Regisseure, Produktionsleiter und Theaterbesitzer usw. - heranzuziehen, die von ihren Erfahrungen sprechen sollen. Auch soziale Fragen, die mit dem Film zusammenhängen, wie die Musikerfrage⁵ und der Tonfilm sollen Erwähnung finden. Als erster wird Pinthus⁶ am 23. August eine Art von Vorschau geben und darlegen, wie der Stand des Films augenblicklich ist und was wir von der neuen Spielzeit zu erwarten haben. Die weiteren Filmerörterungen werden sich danach, wie gesagt, aus den Filmvorführungen selbst ergeben.

Der Zweck dieser zehn Minuten ist also der Hinweis auf wichtige Filmprobleme. Eine positive Einstel-

lung zum Film muß selbstverständlich für den Funk sein, der im Film eine Parallelerscheinung von der optischen Seite aus sieht.«⁷

Die Aufnahme einer regelmäßigen Filmkritik ins Programm der Berliner Funkstunde ist als ein weiterer, sehr vorsichtig formulierter Versuch von Flesch zu werten, den Rundfunk für mehr Aktualität und Zeitnähe zu öffnen. »Reichlich spät, aber immer noch früh genug, um freudig begrüßt zu werden«, kommentierte der Rundfunkkritiker des »Film-Kurier« die erste Filmkritik von Kurt Pinthus am 23. August 1930.⁸

Während des Gesprächs zwischen Messter und Seeber kam es zu einem Zwischenfall, den der Berliner »Film-Kurier« zwei Tage später in seinem Aufmacher thematisierte: »Zwischenfall beim Messter-Interview / Max Skladanowsky protestiert / Messter antwortet im »Film-Kurier« / Nachprüfung wird angeregt«.⁹

Während des Interviews, das live, aber nach vorbereitetem Manuskript gesendet wurde, hatte Max Skladanowsky, ebenfalls ein Filmpionier, bei der Funkstunde angerufen und sich darüber beschwert, daß sein Name nicht genannt worden sei. Dieser Anruf, so der »Film-Kurier«, hätte beinahe die Unterbrechung der Sendung zur Folge gehabt. Messter, dazu befragt, erklärte, »daß ihm im Jahre 1896 weder die Herren Skladanowsky noch deren Filme und Apparate bekannt waren.« Skladanowskys Filme seien auch damals gar nicht im Handel gewesen. »Außerdem wären sie für seine Apparate gar nicht passend gewesen, da sie keine Normalbreite besaßen.«

Skladanowsky hatte mit seinem »Bioscop« genannten Doppelprojektor am 1. November 1895 im Varieté-Programm des Berliner »Wintergarten« zum ersten Mal in Deutschland Filme vorgeführt. Gegenüber der weitaus besseren Technik der Brüder Lumière - sie stellten ihre Filme am 28. Dezember 1895 in Paris öffentlich vor - erwies sich das Bioscop aber als eine technische Sackgasse. Skladanowsky reklamierte jedoch stets für sich die Anerkennung als Filmpionier, die ihm Messter aber absprach.

Der »Film-Kurier« regte an, endlich durch eine neutrale Kommission die verschiedenen Apparatetypen von Lumière, Skladanowsky und Messter untersuchen zu lassen, um den Prioritätenstreit unter den Filmpionieren aus der Welt zu schaffen. Anschließend dokumentierte der »Film-Kurier« den Wortlaut des Rundfunkinterviews zwischen Guido Seeber und Oskar Messter.¹⁰

Guido Seeber: Also, Herr Messter, Sie sind heute 65 Jahre alt geworden. Eigentlich ist das keine Ziffer,

die man feiert. Meist ist das nur bei 60 oder 70 der Fall, aber bei dem Tempo unserer Zeit und der so schnell groß gewordenen Filmindustrie sind auch halbe Dezennien ein Grund zum feiern. Unsere Bekanntheit, Herr Messter, liegt 35 Jahre zurück. Damals war ich mit meinem Vater zum Einkauf der ersten Kinoapparate in Berlin. Nun sagen Sie mir, wie kamen Sie eigentlich zum Film?

Oskar Messter: Als Optiker und Mechaniker interessierten mich alle technischen Neuheiten, besonders die lebenden Photographien, wie man sie damals nannte. Diese habe ich im Anschützschen Schnellseher und Edisonschen Kinetoskop kennen gelernt. Dann hörte ich von den Erfolgen Lumières und erfuhr, daß diese Apparate im Handel nicht zu haben waren. Da reizte mich die Aufgabe, selbst Apparate herzustellen und ein Zufall kam mir dabei zu Hilfe. Ich lieferte für einen russischen Schausteller eine Röntgen-Einrichtung. Dieser Schausteller fragte mich, ob ich nicht etwas Neues hätte, und ich versprach ihm die Lieferung eines Kinematographen, obwohl mein Versuchsmodell noch gar nicht fertig war. Trotzdem konnte ich mein Versprechen halten und habe es fertig gebracht, bereits im Jahre 1896 54 kinematographische Vorführungsapparate mit Bildern zu liefern.

Guido Seeber: Sie sagen mit Bildern, wer lieferte denn damals die Filme?

Oskar Messter: Die ersten Filmbänder waren von Edison aus seinem Kinetoskop, dann gab es französische Filme von Méliès u.a. und ab November 1896 lieferte ich eigene Filme, die ich mit einer selbst hergestellten Kamera aufgenommen hatte.

Guido Seeber: Was für Filme waren das, die Sie aufgenommen haben?

Oskar Messter: Meist aktuelle Sachen oder kurze harmlose humoristische Szenen.

Guido Seeber: Wie kam es, daß die Kinotheater damals bald wieder geschlossen wurden?

Oskar Messter: Die Sensationslust des Publikums war bald befriedigt, man ging gewöhnlich nur einmal hinein, um sich Photographien, die sich bewegen, anzusehen. Daher kam es, daß die Theater sich nicht halten konnten. Die Filmvorführungen bildeten dann nur noch die Schlußnummer der Variété-Programme.

Guido Seeber: Es gab also damals schon eine sogenannte Krisenzeit des Films?

Oskar Messter: Jawohl - und ich habe darüber nachgedacht, wie man das Interesse neu wecken könnte. Vor allem schwebte mir vor, bei meinen Filmen die auf der Leinwand gezeigten Personen auch sprechen und singen zu lassen.

Guido Seeber: Aha, da zeigten Sie Ihr Biophon, die lebenden, sprechenden, singenden und musizierenden Photographien. Wie haben Sie das damals, ich glaube, es war 1903, gemacht?

Oskar Messter: Wir haben uns die Sache anfangs möglichst einfach gemacht. Der Darsteller besprach zunächst eine Grammophonplatte und nach dieser wurde die Filmaufnahme vorgenommen, d.h. der Schauspieler mußte sich mit seinen Mund- und Körperbewegungen nach der gleichzeitig laufenden Platte richten. Später nahm ich auch gleichzeitig Bild

und Ton auf und ich zeigte z.B. schon den zweiten Akt der »Fledermaus«.

Guido Seeber: Wie wurden diese Tonbilder vom Publikum aufgenommen?

Oskar Messter: Anfangs erregten sie großes Aufsehen, auf die Dauer konnten sie sich aber nicht halten, weil für die Vorführung hervorragend geschulte Vorführer notwendig waren, die es damals noch nicht gab.

Guido Seeber: Aber soweit ich mich erinnere, begann doch 1906 ein kolossaler Aufschwung?

Oskar Messter: Das stimmt, denn inzwischen waren die Franzosen mit richtigen Spielfilmen herausgekommen.

Guido Seeber: Und sie sind auch weiter gegangen?

Oskar Messter: Ja, ich vergrößerte meinen Betrieb und hatte die kühne Idee, sogar literarische Filme, wenigstens dem Titel nach, herzustellen. Damals war gerade ein Roman von Karin Michaelis erschienen, »Das gefährliche Alter«. Ich hatte damals den Roman noch nicht gelesen, aber der Titel reizte mich, und wir haben daraus einen Film gemacht. Nun passierte eine lustige Sache. Diesen Film gab ich, zusammen mit anderen, an einen meiner Abnehmer in Kopenhagen zur Ansicht. Als der Chef dieser Firma den Film sah, lehnte er es ab, ihn vorzuführen, denn es sei unmöglich, daß ein Roman von der Karin Michaelis in Deutschland verfilmt und dann in Dänemark aufgeführt werden könnte. Er erwarb das Verfilmungsrecht von der Karin Michaelis und drehte einen neuen Film, aber nicht etwa nach dem Roman, den er auch nicht gelesen hatte, sondern nach meinem Film, woraus sich dann später ein Plagiat-Prozeß entwickelte. So ging es in den Gründerjahren des Films zu.

Guido Seeber: Konnte eigentlich die deutsche Filmproduktion damals den gesamten Inlandsbedarf decken?

Oskar Messter: Nein, es wurden sehr viele französische und auch schon amerikanische Filme gezeigt, deren Einfuhr aber bei Kriegsbeginn sofort unterbunden wurde.

Guido Seeber: Wie wirkte sich das in Deutschland aus?

Oskar Messter: Ich hatte Sorge, daß die gesamte Filmproduktion und alle Kinotheater stillgelegt würden. Ich stellte mich dem stellvertretenden Generalstab zur Verfügung und hatte da Gelegenheit, die Bestimmungen für Photo- und Kinoproduktionen an der Front auszuarbeiten. Anfang 1915 habe ich dann die automatische Fliegerkamera gebaut. Diese gestattete, große Geländeflächen als zusammenhängendes Bild aufzunehmen. Hierfür wurde Filmmaterial gebraucht und es gelang mir, zur Herstellung von Rohfilm, Rohstoffe und Betriebspersonal für die Agfa freizubekommen. Dadurch konnte auch die Filmindustrie in Deutschland während des Krieges mit Filmmaterial beliefert werden.

Guido Seeber: Jetzt beherrscht nun wiederum der Tonfilm die Kinotheater und zwar vorzugsweise der Lichttonfilm. Wie weit zurück kann man eigentlich die Bemühungen, Töne zu photographieren, verfolgen?

Oskar Messter: Bereits 1901 arbeitete Ernst Ruhmer auf diesem Gebiet. Er benutzte die sprechende Bogenlampe. Für den Filmtransport hatte ich ihm damals ein Laufwerk mit Schwungrad gebaut und auch die Bearbeitung seiner Filme übernommen. Den wesentlichsten Anstoß für den Tonfilm gaben in Deutschland 1923 die Triergon-Leute, die aufbauend auf ihre Erfahrungen in der Radiotechnik, ein Verfahren schufen, das allgemein beachtet wurde, aber keine geschäftliche Ausbeutung erfuhr. Der eigentliche Siegeszug des Tonfilms begann ja dann, wie Sie wissen, 1929.

Guido Seeber: Haben Sie neue Zukunftspläne?

Oskar Messter: Ja, ich bemühe mich um die Vereinfachung und Verbilligung der Tonfilm-Systeme. Aber reden wir darüber nicht weiter. Es bedrückt mich sowieso, daß ich heute die 10-Minuten-Kritik den Funkhörern genommen habe. Denn hätten Sie, verehrter Herr Seeber, als ältester Kameramann, nicht an mich ältesten Filmproduzenten und an meinen Geburtstag gedacht, so hätte man in diesen Minuten auf die neuesten Filme der Woche hingewiesen.

Guido Seeber: Sie haben recht, Herr Messter, wir müssen abschließen, zumal es schon genug unkameradschaftlich von uns war, die Zeit, die der Besprechung des Films »Kameradschaft«¹¹ dienen sollte, für uns in Anspruch zu nehmen.

Die Geschichte der Filmberichterstattung im Rundfunk muß noch geschrieben werden; das dokumentierte Gespräch vom 21. November 1931 zwischen Oskar Messter und Guido Seeber kann als ein erster Hinweis auf dieses Desiderat der Forschung angesehen werden.

Jeanpaul Goergen, Berlin

¹ Vgl. Oskar Messter - Filmpionier der Kaiserzeit. Basel und Frankfurt am Main 1994. Stiftung Deutsche Kinemathek (Hrsg.): Der Filmpionier Guido Seeber. Berlin (West) 1979.

² Vgl. Seeber interviewt Messter im Berliner Sender. In: Film-Kurier Nr. 272 v. 20.11.1931.

³ N.N.: Funkintendant Dr. Flesch: Der Funk spricht vom Film. In: Film-Kurier Nr. 188 v. 11.8.1930.

⁴ Die weiße Hölle von Piz Palü; Regie: Arnold Fanck. Berliner Premiere am 15.11.1929.

⁵ Durch die Einführung des Tonfilms wurden die Kinomusiker arbeitslos.

⁶ Kurt Pinthus.

⁷ N.N. (wie Anm. 3).

⁸ Ph. Fachon: Film erobert den Funk. In: Film-Kurier Nr. 200 v. 25.8.1930.

⁹ Zwischenfall beim Messter-Interview. In: Film-Kurier Nr. 274 v. 23.11.1931.

¹⁰ Der Beginn des Gesprächs wurde mitgeschnitten und unter der Nummer Bln 1 341 (Länge: 4' 30") archiviert. Der Eintrag im Katalog Schallaufnahmen der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft vom Ende 1929 bis Anfang 1936, S. 222 (laufende Nummer

1332), hat folgenden Wortlaut: »Oskar Messter, der Altmeister des Films, wird zu seinem 65. Geburtstag von Guido Seeber befragt. (Messters Filme 1896; damalige Krisenzeit des Films; Messters Biophon 1903 als Anfang des Tonfilms; Messters Film »Das gefährliche Alter« nach Karin Michaelis; Messter in Kriegsdiensten; Erfindung der automatischen Fliegerkamera 1915). Die Aufnahme ist nicht erhalten.

¹¹ Kameradschaft (Regie: G.W. Pabst, Uraufführung: 17. November 1931).

Rundfunk und Jazz im Dritten Reich

»Sie wissen, meine Parteigenossen, der Jazz ist schon oft verboten worden und dieses verfluchte Luder ist immer wieder gekommen. Es ist wie mit der Schlange, der man den Kopf abhaut und dafür wachsen drei oder vier nach! Die Klagen, die aus den Kreisen der Hörerschaft gegen den Jazz kommen, sind berechtigt oder sie sind nicht berechtigt. Wenn ich diese Klagen meinem zuständigen Sachbearbeiter gebe, dann weist der eindeutig nach, daß das kein Jazz war, sondern ich weiß nicht was.« Mit diesen Worten erinnerte Reichsintendant Heinrich Glasmeier in seiner Rede über »Praktische Rundfunkfragen« am 21. März 1939 auf der Reichsarbeitsstagung der Reichsrundfunkkammer an das - schon seit 1935 bestehende - Verbot, Jazz im Rundfunk zu spielen. Dabei berief er sich auf das gesunde Volksempfinden: »Ich habe demgegenüber - primitiv wie ich bin - erklärt: Jazz ist die Musik, die das deutsche Volk nicht versteht und nicht mag. Ich glaube, das ist durchaus einleuchtend. Das Volk als solches lehnt das, was wir als Jazz empfinden, durchaus ab. Darüber müssen wir uns klar sein. (...) Diese übertriebenen, wirklich exotischen, abgehackten, vollständig unmelodiösen und unmusikalischen sogenannten Musiken - die sind verboten. Und ich hoffe, daß Sie sie in den letzten Wochen auch nicht mehr gehört haben. Sollten Sie sie noch gehört haben, so liegt ein Versehen irgendwo vor.«¹ Die Zuhörer quittierten die Ausführungen Glasmeiers am Schluß mit Lachen, vermochten sie dessen wenig qualifizierten Äußerungen doch nicht allzu viel abzugewinnen. In der Berichterstattung über die mehr als einwöchige Reichstagung hieß es lediglich, Glasmeier habe als künftige Aufgabe der Rundfunkmusiker die »Ablehnung aller jazzähnlichen Tanzmusik« bezeichnet.²

Den schier ausweglosen Kampf der nationalsozialistischen Kultur- und Propagandafunktionäre gegen die ungeliebte »Niggermusik«, als die der Jazz diffamiert wurde, hat der im kanadischen Toronto lehrende Historiker Michael H. Kater erneut in einem jüngst erschienenen Buch

rekonstruiert.³ Neben den von ihm ausgewerten Akten in den deutschen Archiven standen ihm auch zahlreiche Unterlagen von Privatpersonen zur Verfügung - und manches konnte nur durch Gespräche mit den damaligen deutschen, aber auch ausländischen Interpreten, Arranguren und Komponisten und den trotz Verfolgungen nicht klein zu kriegenden begeisterten Jazzfans geklärt werden. Da der Jazz ohne das damals noch neue Medium Rundfunk, das allmählich zum weitestverbreiteten Massenmedium wurde, kaum denkbar war, wird die Rolle des Rundfunks von Kater immer wieder thematisiert.

So erinnert Kater in dem dem »Jazz in der Weimarer Republik« gewidmeten einführenden Kapitel daran, daß das »erste vom Jazz inspirierte [Rundfunk-]Programm am 24. Mai 1924 aus München - schwerlich ein Zentrum der neuen Musik - gesendet« wurde, die Live-Aufnahme einer Band aus einem Hotel.⁴ Er erwähnt auch das Ergebnis einer Umfrage unter Rundfunkteilnehmern vom Sommer 1924, das eine nahezu 50prozentige Zustimmung zur Tanzmusik brachte, »zu der natürlich auch die damaligen Anfänge des Jazz gehörten«.⁵ Etwas vage befaßt er sich danach mit der Entwicklung des Jazz im Rundfunkprogramm, referiert dabei aus dem Tagebuch eines Jazzfans, der die regelmäßigen Auftritte bekannter und vor allem jazzorientierter Kapellen notierte. Die Literatur zum Jazz in den Rundfunkprogrammen der Anfangsjahre hat Kater aber offenbar nicht zur Kenntnis genommen.⁶ Welchen Pressionen die Jazzmusik bei einer nationalsozialistischen Machtübernahme ausgesetzt sein würde, zeichnete sich schon 1930 ab: Im April dieses Jahres verbot der nationalsozialistische Volksbildungsminister in der Landesregierung von Thüringen, Wilhelm Frick, Jazz während öffentlicher Musikaufführungen innerhalb der freistaatlichen Landesgrenzen.

Ihre Abneigung dem Jazz gegenüber suchten die nationalsozialistischen Machthaber nach dem 30. Januar 1933 in irgendeiner administrativen Form zum Ausdruck zu bringen. Da aber weder Schallplattenindustrie noch Schallplattenhandel mit ihren Jazzeditionen, geschweige denn die vielen Restaurants und Cafés, in denen Jazz- bzw. Tanzmusikensembles mit Jazztiteln auftraten, zu kontrollieren waren, versuchten sie sich zunächst am Rundfunk. So teilte im März 1933 die Berliner Funkstunde mit, sie werde keine »musikalische Entartung« wie den Jazz mehr senden, da er »vom gesunden Volksempfinden« als Negermusik bezeichnet werde; der Süd-deutsche Rundfunk in Stuttgart erwog ähnliches. Der Frage, ob die Willenserklärungen der beiden Sendegesellschaften auch wirklich umgesetzt wurden, geht Kater leider nicht nach - die For-

schung dazu bleibt also ein Desiderat. Ein Äquivalent wurde allerdings mit den Goldenen Sieben des Deutschlandsenders geschaffen, einer »Art Modellorchester«, das »über Jazzmusiker mit eindrucksvoller Befähigung [verfügte], die allerdings durch Arrangements und einen Nazichef gezähmt wurden.«⁷

Obwohl Propagandaminister Joseph Goebbels um die Attraktivität ausländischer Sender gerade wegen ihrer Jazzsendungen wußte, gab er dennoch Reichssendeleiter Eugen Hadamovsky grünes Licht für seine Kampagne gegen den Jazz im Rundfunkprogramm. Am 12. Oktober 1935 verkündete der Reichssendeleiter während einer Intendantentagung (nicht: »Generalversammlung aller Direktoren der Rundfunksender«⁸) im Großen Sendesaal des Reichssenders München: »Nachdem wir zwei Jahre lang aufgeräumt haben und Stein an Stein fügten, um in unserem Volke das verstümmelte Bewußtsein für die deutschen Kulturwerte wiederum zu wecken, wollen wir auch mit den noch in unserer Unterhaltungs- und Tanzmusik verbliebenen zersetzenden Elementen Schluß machen. Mit dem heutigen Tage spreche ich ein endgültiges Verbot des Nigger-Jazz für den gesamten deutschen Rundfunk aus.«⁹

Der Reichssendeleiter konnte sich bei seinem Vorgehen auf namhafte Musikfunktionäre des Dritten Reichs stützen, die sich beflissen seinem Anti-Jazz-Kurs anschlossen. So erklärte der Präsident der Reichsmusikkammer, Peter Raabe, auch namens der Reichskulturkammer: »Ich begrüße den Entschluß der Reichssendeleitung, die Jazz-Musik aus dem deutschen Rundfunk zu verbannen, als etwas überaus Erfreuliches. Ein häßliches und den Geschmack des Volkes verseuchendes Gift wird damit verschwinden.«¹⁰ Selbst vom berüchtigten Gauleiter Julius Streicher, dem Herausgeber der antisemitischen Hetzzeitung »Der Stürmer«, erhielt Hadamovsky in einem Telegramm Lob und Anerkennung, weil er mit dem »Rest des Unrats, der aus der Vergangenheit bis in die Gegenwart hineinreichte, aufräumen« wolle.¹¹ Zitate aus Hörerbriefen, Fachzeitschriften und Tageszeitungen, veröffentlicht in den »Mitteilungen der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft« sollten eine breite Zustimmung für das Verbot suggerieren. So lobte der »Völkische Beobachter« am 14. Oktober 1935: Da der Jazz als »undeutscher und wesensfremder Import internationalisierender Unkultur« aus dem deutschen Rundfunk verschwunden sei, werde »Raum frei für die gesündere, deutsche Unterhaltungsmusik«.¹² Zwei Monate später erreichte die Kampagne gegen den Jazz im Rundfunk ihren Höhepunkt. In einer Sondersendung »Vom Cake-Walk zum Hot« tauchten noch einmal sämtliche Ressentiments

gegen die »undeutsche Negermusik« auf. Der Intendant des Reichssenders Frankfurt Hanns-Otto Fricke machte sich zum Sprachrohr der Jazzgegner: »Angesichts gewisser, geradezu idiotischer Ausgeburten ist es Pflicht des deutschen Rundfunks, den 'Niggerjazz' zu beseitigen. Der Jazz in solcher Fremdform ist keine Grotteske, sondern ist Frivolität.«¹³ Garniert wurde die Sendung mit angeblich besonders abschreckenden Tonbeispielen - zur besonderen Freude der Liebhaber dieses Musikgenres, konnten sie so doch wenigstens authentischen Jazz hören.

»Anläufe zu einem ›Deutschen Jazz‹« sieht Kater in der Organisation eines Wettbewerbs für Rundfunkanzkapellen, die sich zunächst auf örtlicher, anschließend bei den Reichssendern auf regionaler Ebene für ein in Berlin auszurichtendes Finale qualifizieren sollten. Doch die Besetzung der Jury unter Vorsitz des ausgesprochenen Jazzfeindes Hadamovsky unterstrich die Absurdität des Unternehmens. Deswegen verzichtete beispielsweise der Reichssender Köln darauf, überhaupt ein Orchester in die Reichshauptstadt zu schicken. Statt des als heißer Favorit bei den »wahren Jazzfans« gehandelten und aus dem beim Reichssender Hamburg veranstalteten Wettbewerb hervorgegangenen Ensembles belegte bei der Berliner Endausscheidung eine bis dato völlig unbekannte, vom Reichssender Frankfurt entsandte Gruppe den ersten Platz, die nach diesem manipulierten Wettbewerb sofort in der Versenkung verschwand. Auch den Bemühungen um ein »Musterorchester für den gesamten deutschen Rundfunk« war kein Erfolg beschieden.¹⁴

Während Jazz nach deutscher Art im Rundfunk also nicht zustandekam und »Original«-Jazz verboten war, blieben den Fans neben den nach wie vor erhältlichen Schallplatten mit Aufnahmen renommierter, vor allem amerikanischer Ensembles immer noch die Rundfunkstationen des Auslands. Beliebte waren neben Radio Paris und Radio Luxemburg mit seiner »populären Musik, darunter die englischer Swingbands« auch die Rundfunkstationen Beromünster und Sottens in der Schweiz, Sender in Schweden, Dänemark und den Niederlanden und natürlich die BBC.¹⁵ Und wie die anfangs zitierte Rede Glasmeiers beweist, gab es zumindest Jazzähnliches auch im deutschen Rundfunkprogramm.

Nach Beginn des Zweiten Weltkriegs und dem durch den Reichsverteidigungsrat erlassenen Abhörverbot für ausländische Sender wandelte sich der Stellenwert des Jazz im deutschen Kulturleben und damit im deutschen Rundfunkprogramm erneut. Hatte Goebbels im Februar 1941 noch getönt, er »schaffe die letzten Reste von Jazzmusik im Rundfunk ab«,¹⁶ und tatsäch-

lich »Musik mit verzerrten Rythmen«, »Musik mit atonaler Melodienführung« sowie »die Verwendung von sogenannten gestopften Hörnern« verboten,¹⁷ so sah er sich durch die Wehrmacht zu Kompromissen gezwungen. Da vor allem die Soldaten von der »originalen anglo-amerikanischen Tanz- und Jazzmusik« fasziniert waren,¹⁸ die die Auslandssender zuhauf sendeten, ließ sich ein striktes Jazzverbot im Rundfunk nicht mehr aufrechterhalten. Zunächst weniger im Reichsprogramm als vielmehr in den Sendungen der deutschen Soldatensender - in Norwegen, in Polen, auf dem Balkan und in den besetzten Gebieten der Sowjetunion - setzte sich zunächst moderne Tanzmusik und vereinzelt sogar einheimischer Jazz durch. Selbst im innerdeutschen Programm wurden die Jazzrhythmen immer unüberhörbarer, wie der Sicherheitsdienst der SS meldete. Er merkte an, eine Sendung am 18. Januar 1942 habe zuviel Jazz in einer Stunde gebracht, und bei einer Sendung zwei Tage später sei dies ebenfalls so gewesen; außerdem werde, ganz allgemein, die Jazzmusik von der Bevölkerung beanstandet.¹⁹ Diese Hinweise aus der Bevölkerung nahm Goebbels zum Anlaß festzuhalten, »die überhandnehmende Jazzmusik [werde] von einem großen Teil des deutschen Volkes nur mit Widerwillen entgegengenommen.«²⁰ In dieser Situation entschloß sich der Propagandaminister zur Flucht in die Öffentlichkeit und beruhigte in einem »Der treue Helfer« getitelten Beitrag für die Wochenzeitung »Das Reich« die Gemüter, indem er offen die Schwierigkeiten zugab, im Rundfunkprogramm es allen recht machen zu wollen; dabei kam er auch auf den Jazz zu sprechen, den er zwar nicht gerade verdammte, jedoch in seinen krasen Formen (»übeltönendes Instrumentengequieke«) weiterhin unterdrücken wollte.²¹

Für diesen Kurs sollte das noch in den letzten Monaten 1941 gegründete Deutsche Tanz- und Unterhaltungsorchester stehen, dem die besten Tanz- und Jazzmusiker des Reiches angehören sollten. Sein Hauptzweck bestand darin, die Soldaten der Wehrmacht, besonders die Piloten, die bei ihren Flügen in Feindesland regelmäßig ausländische Sender einschalteten, »durch eine akzeptable rhythmische Musik zufriedenzustellen.« Außerdem hatte das Orchester endlich »einen langgehegten Traum [zu] erfüllen und eine spezifisch deutsche Jazzmusik [zu] schaffen, die der Öffentlichkeit und sämtlichen Tanzorchestern als Vorbild dienen konnte.«²² Der Kompromiß, unter dem das Deutsche Tanz- und Unterhaltungsorchester anzutreten hatte, beschränkte jedoch seine Wirkung. Das Orchester mußte die ausgesprochenen Jazzfans enttäuschen, durfte es doch keine amerikanischen Originalmusikstücke spielen, und bei den Jazzge-

genern auf Ablehnung stoßen, da es nach deren Auffassung zu sehr den Wünschen der »swing-begeisterten« Jugend entsprach.²³ Trotz dieser Kritik erfreute sich das Orchester des Wohlwollens von Goebbels, obwohl es eigentlich zu viele Jazzstücke brachte. Das Orchester produzierte - im Sommer 1943 nach Bombenangriffen auf Berlin nach Prag evakuiert - noch bis in die letzten Kriegswochen 1945 unterhaltende Weisen für das deutsche Reichsprogramm.

Ganz heiße Jazzrythmen, wiewohl verpönt, gingen dennoch auch über deutsche Sender - allerdings nur in einer Art Geheimaktion und im Reich kaum empfangbar. 1940 war als Appetizer für das Zielpublikum in Großbritannien die Gruppe »Charlie and His Orchestra« gegründet worden, die der Auflockerung der englischsprachigen Sendungen des Reichsrundfunks dienen sollten. Für Kater ist das künstlerische Schaffen dieses Orchesters der Beweis, »daß der Jazz in Deutschland sich als Kunstform entwickeln konnte.«²⁴

Ergänzend zum Buch von Michael H. Kater ist ein von Franz Ritter herausgegebener Sammelband erschienen, der Erinnerungen vor allem von jugendlichen Jazzfans im Dritten Reich sowie Dokumente, die die Repression gegenüber dieser Musik belegen, enthält.²⁵ Auch die Propaganda mit Hilfe des Jazz in den fremdsprachigen Sendungen des Großdeutschen Rundfunks gegen Großbritannien und das heimliche Abhören vor allem der BBC wegen der Jazzstücke während des Zweiten Weltkrieges spielen dabei eine Rolle.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

1 Tondokument, 21.3.1939. Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt am Main 2 945 622/101. Den Hinweis auf dieses Dokument gab dankenswerterweise mein Kollege Walter Roller.

2 Rückblick auf die Reichsarbeitsstagung 1939 der Reichsrundfunkkammer in Marienbad. In: Rundfunk-Archiv Jg. 12 (1939), H. 4., S. 151ff., hier S. 153.

3 Vgl. Michael Kater. *Gewagtes Spiel. Jazz im Nationalsozialismus*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1995. Vgl. auch Ders.: *Different drummers. Jazz in the culture of Nazi Germany*. New York 1992. Sein Buch von 1992 erwähnt der Autor in dem von 1995 merkwürdigerweise mit keinem Wort.

4 Kater (wie Anm. 3), S. 35.

5 Ebd.

6 Vgl. Bernd Hoffmann: *Jazz im Radio der frühen Jahre*. In: *That's Jazz. Der Sound des 20. Jahrhunderts*. Darmstadt 1988, S. 571-588.

7 Kater (wie Anm. 3), S. 95.

8 Kater (wie Anm. 3), S. 97.

9 Abgedruckt in: *Mitteilungen der RRG* Nr. 480 v. 14.10.1935, Bl. 2.

10 Abgedruckt in: *Mitteilungen der RRG* Nr. 483 v. 1.11.1935, Bl. 4.

11 Abgedruckt in: *Mitteilungen der RRG* Nr. 481 v. 24.10.1935, Bl. 2.

12 Nachgedruckt in: *Mitteilungen der RRG* Nr. 483 v. 1.11.1935, Bl. 5.

13 Hanns-Otto Fricke: *Der Jazz in der Tanzmusik. »Vom Cake-Walk zum Hot«*. In: *Mitteilungen der RRG* Nr. 487 v. 16.12.1935, Bl. 1f.

14 Vgl. Kater (wie Anm. 3), S. 110-116.

15 Vgl. Kater (wie Anm. 3), S. 170f.

16 *Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Teil I: 1924 - 1941. Bd. 4.* München u.a. 1987, S. 488.

17 Willi A. Boelcke (Hrsg.): *Kriegspropaganda 1939 - 1941*. Stuttgart 1966, S. 610.

18 Vgl. Kater (wie Anm. 3), S. 235.

19 Vgl. Heinz Boberach (Hrsg.): *Meldungen aus dem Reich. Bd. 9.* Herrching 1984, S. 3225, 3266.

20 *Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Teil II: 1941 - 1945. Bd. 3.* München u.a. 1994, S. 314.

21 Vgl. Kater (wie Anm. 3), S. 238. Boberach (wie Anm. 19), S. 3437.

22 Ebd. S. 244.

23 Vgl. Boberach (wie Anm. 19), S. 3369.

24 Kater (wie Anm. 3), S. 254.

25 Vgl. Franz Ritter (Hrsg.): *Heinrich Himmler und die Liebe zum Swing. Erinnerungen und Dokumente*. Leipzig: Reclam Verlag 1994.

»Unsere Sache ist gerecht« Die Rundfunkansprache Molotows am 22. Juni 1941 und ihre Hintergründe

Der 22. Juni 1941 war ein Sonntag. Es war sonnig und sommerlich warm. Viele Moskauer befanden sich auf Datschen außerhalb der Stadt. Wer die Stadt nicht verlassen hatte, suchte die Parks in der Stadt auf. An diesem freien Tag erfuhren mittags die Einwohner der Sowjetunion durch eine Radioansprache des Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare und Volkskommissar des Äußeren Wjatscheslaw Molotow, daß sich das Land im Krieg mit Deutschland befand. Über das Zustandekommen dieser Erklärung gibt eine kürzlich erschienene Veröffentlichung, die auch die verschiedenen Textvarianten publiziert, Aufschluß.¹

Stalin war von mehreren Seiten auf den bevorstehenden Überfall Deutschlands auf die Sowjetunion hingewiesen worden, sogar das ge-

naue Datum erfuhr er. Dennoch verhielt er sich abwartend. In der Nacht zum 22. Juni erhielt er kurz nach Mitternacht die Mitteilung, daß sich deutsche Streitkräfte auf die sowjetische Grenze zubewegten. Stalin gab die Anweisung, über alles sofort informiert zu werden und entschloß sich, da sich die Lage zuspitzte, noch in der gleichen Nacht die Mitglieder des Politbüros im Kreml zusammenzurufen. Aber die Ereignisse überschlugen sich. Um 4.00 Uhr überschritten Truppen der Wehrmacht die sowjetische Grenze. Kurz darauf rief der deutsche Botschafter Friedrich Werner Graf von der Schulenburg im Kommissariat für Äußere Angelegenheiten an und bat um eine Audienz beim Volkskommissar. Schulenburg traf um 5.30 Uhr im Kreml-Kabinett Molotows ein, um ihm eine kurze Note der Reichsregierung zu überreichen. Mit dieser offiziellen Kriegserklärung eilte Molotow zu Stalin, wo er um 5.45 Uhr zeitgleich mit Berija, Timoschenko, Mechlis und Shukow eintraf. In diesem Kreis wurde die Lage erörtert. Um 7.30 Uhr kamen Malenkow und Wyschinskij hinzu, wenig später auch noch Mikojan, Woroschilow, Kaganowitsch und Kusnezow. Als letzte erschienen kurz nach 8.30 Uhr Dimitrow und Manuiskij von der Komintern zur Aussprache bei Stalin.

Im Laufe des Vormittags verließen alle Mitglieder des Politbüros bis auf Molotow nach und nach Stalins Dienstzimmer. Molotow hatte in der Zwischenzeit eine Erklärung an das sowjetische Volk verfaßt. Warum er und nicht Stalin diesen Text schrieb und verkündete, ist oft mit einer Lähmung Stalins angesichts des Kriegsbeginns begründet worden. Molotow äußerte später dazu, daß Stalins Art, genaue Richtlinien zu geben, zu diesem Zeitpunkt nicht zu realisieren war. Stalin wollte erst einige Tage abwarten, um zu sehen, wie sich die Lage an den Fronten entwickelt.² Es dauerte bis zum 3. Juli, bis sich Stalin selbst öffentlich an das Volk wandte.

Wer genau an dem Text Molotows mitredigierte, kann auch aufgrund der exakten Besucherliste, die an diesem Tag erstellt wurde,³ nicht rekonstruiert werden. Bevor Molotow um 12.00 Uhr Stalin verließ, um zum Zentralen Telegrafenamts in der Gorkij-Straße zu eilen, waren noch einmal Berija, Malenkow und Woroschilow bei Stalin eingetroffen. Möglicherweise haben außer Stalin selbst, dessen Mitarbeit von Molotow bestätigt wurde, auch diese drei noch Vorschläge gemacht. Die endgültige Fassung, die um 12.15 Uhr von Molotow im Radio verlesen wurde, unterscheidet sich vom ersten Entwurf in einigen Formulierungen sowie durch die Hinzufügung mehrerer Absätze. Deutschland wird in schärferer Form als angreifende Seite beschuldigt; außerdem werden stärker die Bemühungen der Sowjetunion, den Konflikt mit Deutschland zu

vermeiden, betont. Die zugefügten Absätze lassen bereits den Grundtenor für die Propagandarbeit der Sowjetunion in diesem Krieg erkennen: sowohl die Berufung auf historische Vorbilder als auch den Appell, sich um die politische Führung zu sammeln und um den Erhalt der Heimat Sowjetunion - und damit auch der gegenwärtigen politischen Ordnung - zu kämpfen. Zudem wird bereits an dieser Stelle das deutsche Volk nicht pauschal als Kriegsverursacher dargestellt, sondern nur deren politische Führung - ein Motiv, das später immer wieder in den Reden Stalins auftaucht.

Es erscheint nicht glaubwürdig, daß diese doch relativ ausführlichen Passagen in der halben Stunde zwischen 11.30 und 12.00 Uhr formuliert wurden, in der Berija, Malenkow und Woroschilow wieder bei Stalin anwesend waren. Eher ist anzunehmen, daß sie in der knappen Stunde, als Molotow und Stalin (von 10.40 bis 11.30 Uhr) allein waren, ausgearbeitet wurden. Die Passagen tragen die Handschrift Stalins und widersprechen daher der These von einer Handlungsunfähigkeit des Parteichefs. Der Schachzug Stalins, in dieser in der Tat völlig unübersehbaren Situation zunächst Molotow vorzuschicken, deutet nicht auf eine Nervenschwäche, sondern im Gegenteil auf die Nervenstärke des Diktators hin. Die Siegeszuversicht, die schon in dieser Radioansprache zum Ausdruck kommt, sollte sich als berechtigt erweisen.

Die Rundfunkansprache Molotows - in dieser vollständigen Fassung erstmalig in deutscher Sprache veröffentlicht - hatte folgenden Wortlaut. Die in eckigen Klammern gesetzten Passagen fehlen im Entwurf, die in runden Klammern wurden umformuliert.

[Die sowjetische Regierung und sein Vorsitzender Genosse Stalin haben mich beauftragt, folgende Erklärung abzugeben:]

Heute um vier Uhr morgens sind deutsche Streitkräfte, ohne irgendwelche Beschuldigungen gegenüber der Sowjetunion zu erheben und ohne eine Kriegserklärung abzugeben, in unser Land eingedrungen, haben unsere Grenzen an vielen Stellen attackiert und haben mit ihren Flugzeugen unsere Städte Shitomir, Kiew, Sewastopol, Kaunas und einige andere bombardiert. [Infolgedessen sind mehr als zweihundert Personen getötet oder verwundet worden.] Angriffe feindlicher Flugzeuge und Artilleriebeschuß sind auch von (rumänischem und finnischem Territorium ausgegangen.)⁴

(Dieser unerhörte Überfall auf unser Land ist ein beispielloser Verrat in der Geschichte der zivilisierten Völker. Unser Land wurde überfallen, obwohl zwischen der UdSSR und Deutschland ein Nichtangriffspakt abgeschlossen wurde und die Sowjetregierung sämtliche Bedingungen dieses Vertrags mit großer Gewissenhaftigkeit eingehalten hat. Unser Land wur-

de überfallen, obwohl während der gesamten Gültigkeitsdauer dieses Vertrags die deutsche Regierung kein einziges Mal auch nur irgendeinen Einwand hinsichtlich der Vertragserfüllung durch die UdSSR erheben konnte. Alle Verantwortlichkeit für diesen räuberischen Überfall auf die Sowjetunion liegt vollständig bei den deutschen faschistischen Verrätern.)⁵

Erst nachdem der Angriff schon vollzogen worden war, hat der deutsche Botschafter in Moskau Schulenburg morgens um fünf Uhr dreißig mir als Volkskommissar für Äußere Angelegenheiten eine Erklärung seiner Regierung darüber abgegeben, daß die deutsche Regierung im Zusammenhang mit der Konzentration von Einheiten der Roten Armee an der östlichen Grenze Deutschlands sich dazu entschlossen hat, gegen die UdSSR militärisch vorzugehen.⁶

Als Antwort darauf ist im Namen der sowjetischen Regierung von mir erklärt worden, daß die deutsche Regierung bis zur letzten Minute keine Beschuldigungen gegenüber der sowjetischen Regierung geäußert habe, (daß Deutschland den Überfall trotz der friedliebenden Position der Sowjetunion vollzogen habe)⁷ und daß deshalb das faschistische Deutschland die angreifende Seite ist.

Im Auftrag der Regierung der Sowjetunion muß ich erklären, daß unsere Streitkräfte und unsere Luftwaffe sich an keiner Stelle einer Grenzverletzung schuldig gemacht haben. Aus diesem Grunde ist die heute morgen im rumänischen Radio durchgegebene Meldung, daß angeblich die sowjetische Luftwaffe rumänische Flughäfen beschossen habe, ein reine Lüge und Provokation. [Eine ebensolche Lüge und Provokation stellt der heutige Versuch Hitlers dar, nachträglich Anschuldigungsmaterial bezüglich der Nichteinhaltung des sowjetisch-deutschen Paktes von Seiten der Sowjetunion zusammenzubrauen.] Erst jetzt, nachdem der Angriff auf die Sowjetunion schon vorgenommen wurde, hat die sowjetische Regierung unseren Streitkräften den Befehl gegeben, den [räuberischen] Überfall zurückzuschlagen und die deutschen Streitkräfte von dem Territorium unseres Vaterlandes zu vertreiben.

[Dieser Krieg wurde uns nicht vom deutschen Volk, nicht von den deutschen Arbeitern, Bauern und Angehörigen der Intelligenz aufgezwungen, für deren Leiden wir volles Verständnis haben, sondern von einer Clique blutdürstiger faschistischer Führer Deutschlands, die Franzosen, Tschechen, Polen, Serben, Norwegen, Belgien, Dänemark, Holland, Griechenland und andere Völker verklavt haben.] Die Regierung der Sowjetunion drückt ihre unerschütterliche Überzeugung aus, daß unsere heldenmütige Armee und Flotte und die mutigen Falken der sowjetischen Luftwaffe ihre Pflicht vor dem Vaterland und vor dem sowjetischen Volk ehrenhaft erfüllen und dem (Aggressor)⁸ einen vernichtenden Schlag zufügen werden.

[Es ist nicht das erste Mal, daß es unser Volk mit einem überheblichen Feind, der in unser Land einfällt, zu tun hat. Seinerzeit hat unser Volk auf den Feldzug Napoleons mit einem vaterländischen Krieg geantwortet. Napoleon hat eine Niederlage erlitten und seinen Zusammenbruch erlebt. Das gleiche wird dem überheblichen Hitler, der einen neuen Feldzug gegen unser Land angezettelt hat, widerfahren. Die Rote

Armee und das ganze Volk werden von neuem einen siegreichen vaterländischen Krieg für die Heimat, die Ehre und die Freiheit führen.

Die Regierung der Sowjetunion ist fest davon überzeugt, daß die gesamte Bevölkerung unseres Landes, alle Arbeiter, Bauern und Vertreter der Intelligenz, alle Männer und Frauen sich ihren Aufgaben und ihrer Arbeit mit Pflichtbewußtsein zuwenden. Das gesamte Volk muß jetzt geschlossen und einig sein wie niemals zuvor. Jeder von uns muß von sich selber und von den anderen Disziplin, Organisationsvermögen und Aufopferungsbereitschaft, wie sie eines echten Patrioten würdig sind, fordern, um die Rote Armee, die Flotte und die Luftwaffe mit allem Notwendigem zu versorgen und um den Sieg über den Feind zu gewährleisten.

Die Regierung ruft Sie, Bürger und Bürgerin der Sowjetunion, dazu auf, die Reihen noch enger um unsere ruhmreiche bolschewistische Partei, um unsere sowjetische Regierung und um unseren großen Führer Genossen Stalin zu schließen.] Unsere Sache ist gerecht. Der Feind wird geschlagen werden. Der Sieg wird unser sein.

Carola Tischler, Berlin

- 1 »Naše delo pravoe«. Kak gotovilos' vystuplenie V.M.Molotova po radio 22 ijunja 1941 goda («Unsere Sache ist gerecht». Wie die Radioansprache Molotows vom 22. Juni 1941 ausgearbeitet wurde). In: Istoričeskij archiv 1995, H. 2, S. 32-39.
- 2 Vgl. F.I. Čuev: Sto sorok besed s Molotovym (Einhundertvierzig Gespräche mit Molotow). Moskva 1991, S. 50f.
- 3 Veröffentlicht wurde die Besucherliste vom 22.6.1941 in: Izvestija CK KPSS 1990, H. 6, S. 216.
- 4 Entwurf: von rumänischer Seite und von Seiten Finnlands ausgegangen.
- 5 Entwurf: Dieser unerhörte Überfall auf unser Land, der trotz des Vorhandenseins eines Nichtangriffsvertrags zwischen der UdSSR und Deutschland durchgeführt wurde, ist beispiellos in der Geschichte der zivilisierten Völker. Alle Verantwortlichkeit für diesen Überfall auf die Sowjetunion liegt vollständig bei der deutschen faschistischen Regierung.
- 6 Entwurf: daß die deutsche Regierung angeblich dazu gezwungen wurde, im Zusammenhang mit der Konzentration bewaffneter Streitkräfte der Roten Armee an der östlichen Grenze Deutschlands militärische Gegenmaßnahmen zu treffen.
- 7 Entwurf: daß der Überfall trotz der friedliebenden Position der Sowjetunion von Deutschland vollzogen wurde
- 8 Entwurf: Feind

Franz Thedieck (1900 - 1995)

Für viele Deutsche, die die Teilung ihres Landes bewußt miterlebt haben, hat sich mit der deutschen Vereinigung ein Lebenstraum erfüllt. Nur von wenigen aber läßt sich sagen, daß sie so kontinuierlich an der Erfüllung dieses Traumes gearbeitet haben wie dies bei Franz Thedieck der Fall war. Wie ein roter Faden zieht sich das Wirken für die deutsche Einheit durch sein Leben. Der Verpflichtung, sich nicht mit der Existenz zweier deutscher Staaten abzufinden, fühlte sich Thedieck stets verbunden, und er diente ihr über Jahre hinweg an führender Stelle - als Staatssekretär im Gesamtdeutschen Ministerium und später, bereits im Pensionärsalter, als zweiter Intendant des Deutschlandfunks.

Thedieck verfolgte dieses Ziel aus Überzeugung, nicht etwa qua Herkunft: Der Sohn eines Justizbeamten wurde am 26. September 1900 im westfälischen Hagen geboren und verbrachte Kindheit und Jugend in Köln. Nach Kriegsdienst im Ersten Weltkrieg studierte er Rechtswissenschaften, Volkswirtschaft und Landwirtschaft an den Universitäten Köln und Bonn, an letzterer legte er 1923 das Examen als Diplomlandwirt ab. Seine berufliche Karriere begann er im preußischen Innenministerium; dort leitete er eine Dienststelle, die separatistischen Bestrebungen zur Loslösung des besetzten Rheinlandes von Deutschland entgegenwirken sollte - für Thedieck sicherlich eine erste Lehrstunde in Sachen deutscher Einheit. Während des Zweiten Weltkrieges arbeitete Thedieck als Generalreferent bei der Militärverwaltung für Belgien und Nordfrankreich in Brüssel, wurde aber 1943 auf Anordnung von SS-Chef Heinrich Himmler entlassen. Es folgten Kriegsdienst, Gefangenschaft und eine kurzzeitige Tätigkeit als Regierungsrat in Köln, ehe Thedieck in Bonn eine politische Karriere startete.

Politisch hatte Franz Thedieck immer dem Zentrum nahegestanden, nach dem Krieg schloß er sich sehr bald der CDU an, deren Mitbegründer Jakob Kaiser ihn im September 1949 als Staatssekretär in das soeben gegründete Ministerium für Gesamtdeutsche Fragen holte. Thedieck blieb Staatssekretär auch unter den Ministern Ernst Lemmer und Rainer Barzel. Erst als mit Erich Mende 1963 ein FDP-Politiker Chef des gesamtdeutschen Ressorts wurde, wählte Thedieck als 66-jähriger erstmals den Ruhestand. Sein Abgang war mit einem spektakulären und demonstrativen Rücktritt verbunden, wohl auch, weil Mende eine veränderte gesamtdeutsche Linie verkörperte, mit der sich Thedieck nicht abfinden wollte.

Schon früh hatte Franz Thedieck Verbindung zum noch jungen Medium Rundfunk. Franz

Bracht, stellvertretender Reichskommissar für Preußen, ernannte ihn 1932 zum Staatskommissar für den Westdeutschen Rundfunk - zu einer Zeit, als Thedieck als Regierungsrat in Diensten der Bezirksregierung Köln stand. Er hatte, nach dem Wegfall der Politischen Überwachungsausschüsse der Rundfunkgesellschaften die strikte Überparteilichkeit des Programms zu kontrollieren. Daß ausgerechnet Thedieck in dieses Amt berufen wurde, überrascht ein wenig, da er schon damals engagiertes Zentrumsmitglied war und der Politik des Kabinetts von Papen nicht unbedingt nahestand.¹ Ein halbes Jahr nach der nationalsozialistischen Machtübernahme erhielt Thedieck im Rahmen der Gleichschaltung des Rundfunks durch die Nationalsozialisten seine Entlassungsurkunde.

Es mögen diese ersten Erfahrungen mit der Rundfunkgestaltung und -kontrolle gewesen sein, die Thedieck auch nach dem Krieg bewegen, sich rundfunkpolitisch zu engagieren. Schnell wurde er während seiner Tätigkeit als Staatssekretär im Gesamtdeutschen Ministerium zu einem der vehementesten Befürworter eines »Wiedervereinigungssenders«. Noch vor der Gründung zweier deutscher Staaten stand für ihn fest, daß man der ostdeutschen Rundfunkpropaganda etwas entgegensetzen müsse. »Die Rundfunksender der Zone sind reine Propaganda- und Hetzsender. Sie stellen in der Systematik ihrer Arbeit die Rundfunkpropaganda eines Joseph Goebbels als dilettantisch in den Schatten«, erklärte Thedieck damals. Mit seinem späteren Chef Jakob Kaiser war er sich darin einig, daß man speziell für die Hörer in der Ostzone eigene Rundfunkprogramme anbieten mußte, um den Deutschen im Osten, wie sich Kaiser ausdrückte, »ein Bild vom Werden und Wesen der deutschen Bundesrepublik, dem Kerngebiet des künftigen einheitlichen Deutschland« zu übermitteln.² Ein »Sprachrohr gen Osten« hielt auch Thedieck unbedingt für notwendig, um eine wirkungsvolle Öffentlichkeitsarbeit des Gesamtdeutschen Ministeriums zu garantieren. Sendungen des NWDR und des RIAS wurden als unzureichend angesehen, und so war es neben Kaiser vor allem auch Thedieck, der sich bei der Alliierten Hohen Kommission für die Errichtung eines Langwellensenders stark machte und damit den Grundstein für den späteren Deutschlandfunk legte.

Thedieck entsprach damit ganz der Linie des Bundeskanzlers Konrad Adenauer, der den Rundfunk in Deutschland zu einem politischen Führungsinstrument machen und ihn insbesondere zur Unterstützung seiner Politik nutzen wollte. Den daraus resultierenden Konflikt zwischen dem Bund und den Ländern, die um ihre Rundfunkhoheit fürchteten, nahm Thedieck in Kauf -

die Folge war ein jahrelanger Streit um die Schaffung des Langwellensenders, der auch den Staatssekretär zermürben mußte. Was am Ende als Anhängsel des NWDR dabei herauskam, hatte nicht nur er sich etwas anders vorgestellt, und auch die Befugnisse, die ihm als Vorsitzenden des im Januar 1958 konstituierten Langwellenbeirates zuteil wurden, dürften nicht seinen Wünschen entsprochen haben. Zum einen hatte dieser Beirat allenfalls eine programmberatende, nicht aber eine programmgestaltende Funktion, zum anderen war das Langwellenprogramm von äußerst bescheidenem Umfang. Thedieck kämpfte aber weiter dafür, die Arbeit seines Ministeriums irgendwann durch einen eigenständigen Rundfunksender begleiten zu können. Erst als nach jahrelangen politischen Auseinandersetzungen endlich 1960 das Bundesrundfunkgesetz verabschiedet wurde, war für Thedieck dieses Ziel in greifbare Nähe gerückt.

Nach Gründung des Deutschlandfunks wurde Thedieck zum ersten Vorsitzenden des Verwaltungsrates gewählt, und schon in dieser Funktion leistete Thedieck regelrechte Pionierarbeit. Da mußte gleichsam aus dem Nichts eine Rundfunkanstalt aufgebaut werden - ein Unterfangen, das nach der unrühmlichen Entstehungsgeschichte nicht gerade einfach war. Die Rundfunkpolitik der Bundesregierung hatte Landesrundfunkanstalten und Länder äußerst mißtrauisch gemacht, folglich wurden dem Deutschlandfunk immer wieder Stolpersteine in den Weg gelegt - es gab weder Geld, noch Frequenzen, noch eine angemessene Bleibe für die Rundfunkanstalt. Auch Thediecks Arbeit als zweiter Intendant von 1966 bis 1972 war vor allem von seinem Bemühen gekennzeichnet, die finanzielle Grundlage der Rundfunkanstalt zu sichern.³

Inhaltlich versuchte Thedieck, den Deutschlandfunk auf eine Linie einzuschwören, die ihm später immer wieder den Vorwurf des Kalten Kriegertums einbrachte. Für ihn bestand die Aufgabe des Senders im wesentlichen darin, Hörer in der DDR anzusprechen und sie objektiv zu informieren. Wo dabei die Grenze zwischen wirklicher Information und Propaganda verlief, darüber wurde schon damals viel gestritten. Thedieck indessen verwahrte sich immer gegen Anschuldigungen, der Deutschlandfunk sei ein Instrument des Kalten Krieges. Unabhängig davon, daß solche Behauptungen nur schwer verifizierbar sind, läßt sich feststellen, daß 1969 mit dem Kanzlerwechsel von Kurt Georg Kiesinger zu Willy Brandt für den Deutschlandfunk eine paradoxe Phase hinsichtlich seines äußeren, politischen Erscheinungsbildes begann, die Thedieck aufgrund seiner politischen Überzeugung in tiefe Zweifel stürzte. Denn die Realisierung der Ideen Egon Bahrs und Willy

Brandts vom »Wandel durch Annäherung« begann allmählich den gesamtdeutschen Nerv des Deutschlandfunks zu treffen. Hatte es in den Jahren zuvor einen Konsens in der deutschlandpolitischen Linie von Regierungs- und Oppositionsparteien gegeben, so berührte der Richtungsstreit den elementaren Auftrag des in dieser Beziehung einst so unumstrittenen »Wiedervereinigungssenders«. Es bestand nach Ansicht zahlreicher Beobachter die Gefahr, daß die gesamtdeutsche Stimme aus altem Bewußtsein heraus sprechen würde.

Der Deutschlandfunk unterlag zwar keiner Fachaufsicht des Bundes, doch war selbstverständlich, daß sich die Rundfunkanstalt mit ihrer außenpolitischen Bedeutung gerade im sensiblen Bereich der Deutschlandpolitik nicht in Widerspruch zur offiziellen Linie Bonns stellen konnte. Mittlerweile aber entsprach das Deutschlandbild, das der Deutschlandfunk nach außen zu vermitteln suchte, nicht mehr jenem Deutschland, auf dessen Boden die den Wandel einleitende Regierungserklärung Brandts nun zwei gleichberechtigte Staaten sah. Doch eine Änderung des Kurses bereitete Thedieck Bauchschmerzen. Er konnte nicht jene klassische Bonner Deutschlandpolitik, die er 14 Jahre lang als Staatssekretär mitgestaltet hatte, plötzlich für falsch halten, weil Brandt zum Kanzler gewählt worden war.

Die Neujahrsansprache Thediecks zum Jahreswechsel 1969/70, ausgestrahlt über die Wellen des Deutschlandfunks, brachte den Disput um den Kurs der Kölner Anstalt ins Rollen. Mit kritischem Unterton erinnerte Thedieck an das in der Präambel des Grundgesetzes verpflichtend festgeschriebene Wiedervereinigungsgebot und die sich daraus für den Deutschlandfunk ergebenden Konsequenzen. »An diesen Auftrag müssen wir uns halten, auch in Zeiten, in denen das angestrebte Ziel in immer vagerer Ferne zu verschwinden scheint«, mahnte der Intendant und erweckte damit den Eindruck, als sei die Sozialdemokratie im Begriff, die deutsche Wiedervereinigung als unrealisierbar aufzugeben. Mit einem Zitat aus einem »Welt«-Artikel rief Thedieck dazu auf, den Willen zur Wiedervereinigung in der Bundesrepublik wachzuhalten: »Es schwindet in unserer veröffentlichten und öffentlichen Meinung die Fähigkeit zum Entsetzen vor der Diktatur, zum Mitleid gegenüber denen, die ihr ausgeliefert sind, es schwindet der leidenschaftliche Wille zum Widerspruch, der von vielen schon zu einer Frage der Opportunität degradiert wurde, weil sie ihn an der Absehbarkeit seines politischen Erfolges messen«. Schließlich bemühte Thedieck den Kennedy-Grundsatz aus dem Vietnamkrieg »Wir wollen Verhandlungen nicht fürchten, allerdings auch

nicht aus Furcht verhandeln«, um seiner Skepsis gegenüber der Verständigungspolitik Brandts Ausdruck zu verleihen. Rhetorisch fragte Thedieck schließlich, ob der »erneute Versuch der Regierung Brandt/Scheel, die so viele Vorleistungen angeboten hat«, gelingen könnte und lieferte die Antwort gleich mit: Alle Anzeichen sprächen dafür, daß die sowjetische Deutschlandpolitik die gleiche geblieben sei und allein auf die Festigung des Status quo in Europa abziele. Gehe man nun auch in der Bundesrepublik von der Existenz zweier deutscher Staaten aus, komme man diesem Ziel einen ansehnlichen Schritt näher, meinte Thedieck, selbst im Sendemanuskript die Buchstaben DDR in Anführungszeichen setzend.

Bereits durch diese Äußerungen wurde klar, daß Franz Thedieck aufgrund seiner deutschlandpolitischen Überzeugungen dem Deutschlandfunk nicht mehr auf Dauer würde vorstehen können. In der Rundfunkanstalt begann nun allmählich ein Generationswechsel, den Thedieck nicht mehr nachvollziehen mochte und konnte. Der Politik seines Intendanten-Nachfolgers Reinhard Appel, der die Parole ausgab, aus dem »Antisender« einen deutsch-deutschen »Dialogsender« machen zu wollen, konnte Thedieck nicht folgen. Für ihn war klar, daß sich Ost-Berlin einem Dialog immer verweigern würde; die Tatsache, daß niemals ein Korrespondent des Deutschlandfunks in der DDR akkreditiert werden durfte, wertete er als Bestätigung dieser Auffassung. 1985 machte Thedieck in einem Leserbrief in der »Welt« seinem Ärger über das Programm des Deutschlandfunks, das zu sehr von der ursprünglichen Konzeption abgewichen sei, öffentlich Luft: »Die bedauerlichen Hörerverluste gehen nicht in erster Linie auf fehlende UKW-Frequenzen zurück, sondern, wie ich aus vielen Mitteilungen weiß, auf Enttäuschung gerade der Menschen in der DDR über den veränderten Programminhalt. Diese wollen nicht ständig hören, für wie miserabel die Redakteure die Verhältnisse in der Bundesrepublik halten.«

Auch wenn Franz Thedieck die Arbeit des Deutschlandfunks fortan immer auch mit etwas Bitterkeit verfolgte - mit der Wiedervereinigung vom 3. Oktober 1990 sah er sich bestätigt und überzeugt davon, daß jener Rundfunksender, als dessen geistiger Vater er sich gerne sah, zumindest einen Mosaikstein in jenem Gefüge bildete, das schließlich zum Ende der DDR führte. Somit hat sich für Thedieck wirklich ein Lebenstraum erfüllt. Thedieck starb am 20. November 1995 - vier Wochen nach seinem 95. Geburtstag.

Frank Capellan, Köln

- 1 Vgl. Wolf Bierbach: Rundfunk zwischen Kommerz und Politik. Der Westdeutsche Rundfunk in der Weimarer Zeit. Frankfurt am Main 1986, S. 290.
- 2 Zit. nach Rolf Steininger: Deutschlandfunk - die Vorgeschichte einer Rundfunkanstalt 1949 - 1961. Berlin 1977, S. 22.
- 3 Vgl. auch Frank Capellan: Für Deutschland und Europa: Der Deutschlandfunk. München u.a. 1993.

Bert Donnepp (1914 - 1995)

Volkshochschule und Fernsehen

Der »Adolf-Grimme-Preis« des Deutschen Volkshochschulverbandes ist der angesehenste Preis für Fernsehsendungen in Deutschland, obwohl er den Preisträgern außer der Ehre nichts einbringt. Man hätte ihn längst in »Bert-Donnepp-Preis« umbenennen und damit auch seinen Initiator ehren sollen.

Bert (Albert) Donnepp ist am 16. November 1995 in Marl im Alter von 81 Jahren gestorben. Die westfälische Mittelstadt am Nordrand des Ruhrgebiets, ansonsten nur durch die Chemieindustrie bekannt, hat er nach Kriegsende zu einem Mekka der Fernsehkritik und auch -forschung gemacht. Bert Donnepp wurde am 22. April 1914 im anhaltinischen Roßlau am Zusammenfluß von Rossel und Elbe in der Nähe von Halle geboren. Der Vater war dort Bürgermeister. Nach dem Abitur in Dessau begann Donnepp im Wintersemester 1934/35 ein Studium der Pädagogik, Publizistik, Geschichte und Psychologie an der Universität Leipzig, wo er u.a. bei Professor Hans Freyer hörte, einem der Begründer der Soziologie in Deutschland. Seinen ersten akademischen Abschluß erlangte Donnepp 1938 mit dem Examen für das Lehramt an Volksschulen. Er blieb an der Universität, um weiter Publizistik, Pädagogik und Geschichte zu studieren, wurde aber im April 1940 als Soldat eingezogen und erst im August 1945 aus amerikanischer Gefangenschaft entlassen. Es verschlug ihn in die westfälische Heimat seiner Frau, der Rechtsanwältin Inge(borg), geb. Schnepfer, die er 1943 geheiratet hatte, und die in den 70er und 80er Jahren u.a. Justizministerin in Nordrhein-Westfalen war.

In Marl bekam Donnepp im Januar 1946 eine Anstellung als Lehrer und engagierte sich sofort auch in der Erwachsenenbildung, vor allem für heimgekehrte Soldaten. Daraus entwickelte er das Konzept für eine der ersten Volkshochschulen, die nach dem Kriege in Westdeutschland entstand. Am 1. April 1949 wurde er deren Direktor. Gleichzeitig baute er ein Bildungswerk in der Industriestadt auf, das Vorbild für ähnliche Insti-

tationen in Großstädten wurde. Schon zuvor hatte er mit dem Institut für Zeitungsforschung der Universität Münster in Dortmund die ersten Presseausstellungen der Nachkriegszeit organisiert und eine Pressebibliographie veröffentlicht. Bei diesem Engagement war es fast selbstverständlich, daß er schon 1948 bei der Gründung des Dachverbandes der westdeutschen Volkshochschulen Vorstandsmitglied wurde und die (neben-amtliche) Chefredaktion der Zeitschrift »Volkshochschule im Westen« übernahm, von der wichtige Impulse für die Erwachsenenbildung ausgegangen sind. Neben all diesen Aktivitäten nahm er sich 1950 auch noch die Zeit, sein akademisches Studium mit dem Dr. phil. abzuschließen. Bei Walter Hagemann promovierte er an der Universität Münster mit der Arbeit »Sport und Rundfunk«, einer der ersten rundfunkwissenschaftlichen Dissertationen in Deutschland. Er untersuchte darin vor allem die Sportberichterstattung der mitteldeutschen Sender in den Jahren 1924 bis 1939. Zugute kam ihm dabei, daß er während seines Studiums in Leipzig beim dortigen Reichssender Leipzig sowie dem Reichssender Breslau mitgearbeitet hatte.

Bis zu diesem Punkte ist das eine zwar beachtliche, aber nicht völlig aus dem Rahmen fallende Lebensleistung. Diese ergibt sich aber aus dem, was Bert Donnepp aus dem Erwachsenenbildungswerk und der Volkshochschule in Marl machte und was weit über die Stadt hinausstrahlte. In Marl entstand mehr als eine normale Volkshochschule. Donnepp erweiterte von Anfang an das klassische Feld der Erwachsenenbildung und bezog Presse und Rundfunk ein. Bereits unmittelbar nach der Gründung nahm er Kontakt zur Rundfunkschule des NWDR in Hamburg auf und ließ dort Dozenten aus Marl im Umgang mit den neuen Medien schulen. Als einer der ersten erkannte er auch die Bedeutung des Fernsehens. Noch heute muß man staunen, daß es ihm schon im März 1954 gelang, eine international hochrangig besetzte Tagung »Das Fernsehen und die Volkshochschulen« in Marl auszurichten, einer Stadt, von der bis dahin kaum einer der Teilnehmer gehört hatte und in der es nur wenige Unterbringungsmöglichkeiten gab. Vertreter der UNESCO, des Hans-Bredow-Instituts an der Universität Hamburg, des Instituts für Publizistik der Universität Münster sowie der damalige Fernsehintendant des NWDR, Werner Pleister, erklärten sich zum Abschluß bereit, die Volkshochschulen und insonderheit natürlich die in Marl mit Literatur, technischen Geräten und Dozenten zu unterstützen. Es wurde außerdem beschlossen, möglichst an allen Volkshochschulen Fernseharbeitgemeinschaften zu gründen. Der Weitblick Donnepps wird erst richtig deutlich, wenn man berücksichtigt,

daß es Anfang 1954 gerade einmal 10 000 angemeldete Fernsehgeräte in der Bundesrepublik gab.

Man kann in dieser Tagung den Nukleus für die Gründung des Adolf-Grimme-Instituts¹ im Jahre 1973 durch den Deutschen Volkshochschulverband sehen, finanziell unterstützt vom Land Nordrhein-Westfalen und ermöglicht von der Stadt Marl. Auf Drängen von Donnepp hatte diese 1954 ein völlig neues Bildungsgebäude bauen lassen: die »insel«. Unter einem Dach wurden Volkshochschule, Räume für Filmvorführungen und Städtische Bibliothek zusammengefaßt - ein Modell, das dann Schule auch in Großstädten machte. Die »alte insel« hatte sich angesichts der vielfältigen Aktivitäten, die von ihr ausgingen, schon Ende der 60er Jahre als zu klein erwiesen. Die Stadt baute inmitten eines Einkaufszentrums ein neues Gebäude für ihr beispielhaftes Bildungswerk. Wieder mit dem bezeichnenden Namen »insel«, der für Muße ebenso steht wie für Refugium. Treibende Kraft blieb auch hier bis zu seiner Pensionierung 1979 Bert Donnepp. Aus der »alten insel« hat er sich aber bis zu seinem Tode nicht zurückgezogen, sondern mit sehr kritischem Auge verfolgt, wie sich das Fernsehen entwickelte und vor allem auch veränderte.

Der »Erwachsenenbildner« Donnepp, der viele Tagungen nicht nur aufgrund seiner körperlichen Größe überragte, hat sich stets gegen die Verflachung der Fernsehprogramme gestemmt, die Unterhaltung als notwendiges Element der Programme aber anerkannt. »An den Gremienfuchs und Konfliktvirtuosen Donnepp zu denken, heißt, sich jemanden vorzustellen, der die anderen ein Stück überragte - als ein Besonderer, der eben daran gerade dann keinen Zweifel ließ, wenn er sich wie demütig in Dienst stellte. Daß Kampf für diesen Charakter notwendig war, versteht sich von selbst - denn was läßt sich bewegen ohne Widerstand?« hat Hans Janke in seinem Nachruf² geschrieben, Fernsehspielchef des ZDF und bis 1989 Leiter des Grimme-Instituts. »Kauzig war er und auch ein wenig scheu, streitbar und in seinen Überzeugungen von freundlicher Härte. Beliebigkeit war seine Sache nicht. Rudern und Schalke 04 - ja. Champagner und Paté - nein. Statt dessen Charme und spitzbübische Wahrheiten, brillant bis sarkastisch« beschreibt Michael Schmid-Ospach, heute stellvertretender Fernsehdirektor des WDR, seine Erinnerungen an Donnepp.³ Dieser hat den damaligen Redakteur von epd/Kirche und Rundfunk 1970 in die Jury des Grimme-Preises geholt, neun Jahre, nachdem dieser auf seine Initiative vom Volkshochschulverband gestiftet worden war.

Donnepp, der wenige Monate vor seinem Tod eine Ehrenprofessur des Landes Nordrhein-Westfalen verliehen bekam, hat Maßstäbe für eine Medienkultur gesetzt, die es zu halten gilt.

Wolf Bierbach, Köln

Erinnerungen an Prof. Dr. Bert Donnepp

Meine erste Begegnung mit Bert Donnepp stand am Beginn meines Volontariates in der Lokalredaktion Marl der »Ruhr-Nachrichten«. Ich war beeindruckt von der Kompetenz und Autorität des Leiters der »insel« - auch gegenüber seiner Mannschaft. Was die prominenten Gäste des Bildungswerkes anging, das auch den »Adolf-Grimme-Preis« verlieh, so schien er jeden zu kennen - und jeder schien ihn zu mögen. Seine Ecken und Kanten, seine gelegentliche Distanziertheit, die häufig knappe Auskunft, verbargen einen weichen Kern unter harter Schale - das habe ich erst später gelernt. Wenn er belehrend agierte, dann aus gutem Grund: Er wußte von seinem Metier eben mehr als andere.

Dennoch haßte er jeden Aufwand um seine eigene Person. Ich weiß von vielen Gelegenheiten, bei denen er sich (erfolglos) gegen Interviews wandte - letztlich sah er doch die Chance, für seine Institution, mehr noch: für seine Überzeugung zu werben. Das letzte Hörfunkinterview habe ich mit ihm vor wenigen Wochen geführt - Erinnerungen an seine Verdienste, für die er gerade zum Professor ernannt worden war. Noch einmal hatten wir zuvor in seinen großen Alben geblättert, in denen er bis zuletzt Jahr für Jahr Geschichte und Geschichten um Marl und seine »insel« gesammelt und dokumentiert hatte. Welch ein Fundus, Welch ein bewegtes Leben!

Obwohl er nach schmerzhaften Operationen kaum noch laufen konnte, waren wir noch einmal zusammen essen gegangen, hatten uns an viele gemeinsame Jahre erinnert. Früh schon wollte er mich, den Weggefährten aus der anderen Generation, erst in die »insel«, dann zum Landesverband der Volkshochschulen holen. Auch als ich mich für den Weg zum Hörfunk entschieden hatte, begleitete er mich bis zuletzt mit Rat und Tat auch aus diesem Medium. Nichts davon möchte ich missen! Ich habe ein Vorbild und einen Freund verloren. Nicht nur mir wird er fehlen.

Manfred Erdenberger, Köln

¹ Adolf Grimme, Schulreformer und Politiker (SPD), 1930-1932 preußischer Kultusminister, 1942-1945 wegen Beziehungen zum Widerstand in Haft, 1946-1948 Kultusminister in Hannover bzw. Niedersachsen, 1948-1956 erster deutscher Generaldirektor des NWDR, seit 1956 Präsident der Studienstiftung des Deutschen Volkes.

² Hans Janke: Der Vater des Grimme-Instituts. In: Süddeutsche Zeitung v. 17.11.1995.

³ Michael Schmid-Ospach: Fernsehen und Bildung gehörten für Bert Donnepp zusammen. In: Frankfurter Rundschau v. 18.11.1995.

Wim Thielke (1927 - 1995)

Er weigerte sich, als Showmaster einen Handstand machen zu müssen, um beim Publikum anzukommen. Als er am 11. Dezember 1992 von der Fernsehbühne abtrat, verschwand mit ihm dann auch das Betuchliche, das Biedere. Das hier und da manchmal hölzern, beinahe allzu brav Wirkende ging. Er räumte den Platz für das Hektische. Für die Gottschalks, de Mols, und wie sie alle heißen.

Wim Thielke schrieb Fernsehgeschichte. Er war mehr als drei Jahrzehnte einer der bedeutendsten Unterhalter im deutschen Fernsehen. Seit Herbst 1970 führte Thielke durch die ZDF-Quizsendung »Drei mal Neun« (Nachfolgesendung von Peter Frankenfelds »Vergiß mein nicht«), für die er auch das Drehbuch schrieb. Mit 25 Millionen Zuschauern im Schnitt war die Unterhaltungsshow damals eine der beliebtesten Sendungen. Vier Jahre später wartete Thielke mit der Nachfolgesendung »Der große Preis. Ein heiteres Spiel für gescheite Leute« auf - eine Quizshow, deren Erfolgsrezept ZDF-Intendant Dieter Stolte später als »die Verbindung von spielerisch-unterhaltenden, informativen und kulturell-bildenden Elementen« bezeichnete. »Der große Preis«, eine deutsche Variante der italienischen Sendung »Riscia tutto« (deutsch: Riskiere alles), bzw. der schweizerischen »Wer gewinnt«, festigte Thielkes Rang als beliebtester deutscher Showmaster. Von durchschnittlich neun Millionen Zuschauern gesehen, verband die Sendung, wie bereits schon »Drei mal Neun«, das Unterhaltsame mit dem Nützlichen. Bis 1991 spielte die mit dem »Großen Preis« verbundene, inzwischen erfolgreichste Fernsehlotterie der Welt rund drei Milliarden Mark ein, von denen mehr als die Hälfte an die Aktion Sorgenkind gingen.

Im Dezember 1992 rief Thielke ein letztes Mal seinen, in den einer Tauchglocke nicht unähnlichen, ein wenig steril wirkenden Glaskapsel, sitzenden Kandidaten ein »Risikoooo« entgegen. Er ging, wie es sich für einen Biedermann gehört, mit 65 Jahren in Rente. Aus gesundheitlichen Gründen und nicht aufgrund rückläufiger Zuschauerzahlen (von 24 auf 8,2 Prozent), ließ er wissen. Er hörte auf, um einem jüngeren Kollegen beim »Großen Preis« Platz zu machen. Umso mehr war Thielke erbost, als das ZDF den damals sechs Jahre älteren Hans-Joachim

Kulenkampff zu seinem Nachfolger machte. Doch Thoelke war der »Große Preis«, und nach Kulenkampff blieben auch Caroline Reiber und Wolfgang Lippert als seine Nachfolger letztlich erfolglos. Im August 1995 wurde die Sendung eingestellt.

Obwohl Thoelke seit 1990 auch die ZDF-Sendung »Klassentreffen« leitete, war nicht die Unterhaltung, sondern der Sport für Thoelke »menschlich und beruflich die schönste Zeit meines Lebens.« Ohne das Jura-Studium an der Kölner Uni abgeschlossen zu haben, folgte er Willi Daumes Ruf und wurde 1952 Hauptgeschäftsführer des Deutschen Handballbundes. Journalistisch arbeitete er nebenher für die Sportredaktionen des Westdeutschen Rundfunks sowie des Süddeutschen Rundfunks. 1960 tauschte er, der sich selbst einmal als »unruhigen Menschen« bezeichnete hatte, für drei Jahre das Mikrophon gegen den Steuerknüppel einer Boing 707. Er gründete die Charterfluggesellschaft Bavaria und war deren kaufmännischer Leiter. Doch der Sportjournalismus ließ ihn nicht los. Gleich nach Gründung des ZDF 1963 moderierte Thoelke die Nachrichtensendung »heute« und hob noch im gleichen Jahr mit Harry Valerien und Rainer Günzler »Das aktuelle Sportstudio« aus der Taufe. Seine brave wie korrekte Art, Sportler zu befragen, empfanden viele Zuschauer als fair, 1970 wählten ihn die Fernsehzuschauer zum beliebtesten Sportmoderator der Bundesrepublik. Er erhielt den »Goldenen Bambi« und immer wieder viel Lob. »Big Wim« war schließlich ein Ehrentitel.

Sieben Jahre ließ er die Fußballer der noch jungen Bundesliga auf die Torwand schießen, lehnte das Angebot, beim ZDF Hauptabteilungsleiter zu werden, ab, wechselte stattdessen in die Unterhaltung und übernahm schließlich »Drei mal Neun«. Zweifelsohne war Thoelke ein »Bunter Vogel«, wie er sich selbst einmal beschrieb. Am 9. Mai 1927 als Sohn eines Oberstudiendirektors in Mülheim/Ruhr geboren, wurde Georg Heinrich Wilhelm, genannt Wim, 1944 vor dem Abitur zur Fliegerausbildung und damit zum Kriegsdienst eingezogen, kam aber nicht mehr zum Einsatz. Nach dem Krieg holte er das Abitur nach und arbeitete sich im Bergbau als Direktionsassistent hoch, entschloß sich dann aber zum Jura-Studium. Im Laufe seines Lebens machte er einen Autohandel auf, entwarf Krawatten und Hemden, erfand die Dehnbundhose und errichtete als Bauunternehmer Reihenhaus-siedlungen.

Auch nach dem Weggang vom »Großen Preis« ruhte er nicht: Er schrieb die Autobiographie »Stars, Kollegen und Ganoven«, arbeitete an drei Kinderhörspielen, war mit acht Prozent Anteilen Gesellschafter des Spreeradio, bei dem

er jeweils samstags die zweistündige Sendung »Thoelke am Sonnabend« moderierte, und gab die »Sport-Illustrierte« heraus.

Thoelke und das ZDF gingen im Streit auseinander. »Ich möchte nicht gefeiert werden«, sagte er vor der Abschiedssendung im Dezember 1992. Die Trennung gipfelte in der - schließlich im Sommer 1995 beigelegten - Auseinandersetzung über Thoelkes Biographie, in der er Vorwürfe gegen Mitarbeiter des ZDF erhoben hatte. Am 26. November 1995 ist Wim Thoelke in Wiesbaden gestorben.

Christof Schneider, Köln

Wunsch und Wirklichkeit

Colloquium zur Geschichte der Politikpropaganda in Deutschland

Das Projekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) »Propagandageschichte« beschäftigt sich seit 1992 mit den vielfältigen Aspekten von Propaganda der politischen Systeme in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR. Zu einem Austausch über den aktuellen Forschungsstand trafen sich etwa 80 amerikanische und deutsche Wissenschaftler auf Einladung der DFG vom 14. bis 16. Dezember 1995 in Leipzig zu dem interdisziplinären Colloquium »Zur Geschichte der Politikpropaganda in Deutschland«, das vom Kulturwissenschaftlichen Institut im Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen, Forschungsstelle Leipzig, mitveranstaltet wurde.

In der ersten Sektion »Propagandageschichte als Forschungsproblem« erläuterten die beiden Projektleiter Gerald Diesener, Leipzig, und Rainer Gries, Freiburg/Jena, die Grundlagen und Richtungen des DFG-Projekts. Ihre zentralen Fragestellungen lauten: Welche Formen der Propaganda verwendeten Politiker in der Bundesrepublik und der DDR, um die jeweilige Bevölkerung zu beeinflussen und zu gewinnen; welche Botschaften sollten den Deutschen vermittelt werden; wie konnten große Teile der Bevölkerung in beiden deutschen Staaten zu »Opfern« von politischer Propaganda werden? In der Beantwortung dieser Fragen sehen die Projektleiter sowohl einen Beitrag zum Verständnis der »Beziehungsgeschichte« zwischen der Bundesrepublik und der DDR als auch der Geschichte der Genese von Mentalitäten und Identitäten in beiden deutschen Gesellschaften.

Die zweite Sektion befaßte sich mit »Realität und Wirkung politischer Propaganda von der Weimarer Republik bis zum Totalen Krieg«. Ausgangspunkt des Referats von Randall Bytwerk, Grand Rapids, »Die Organisation der nationalsozialistischen Versammlungspropaganda vor 1933« war die weit verbreitete Vorstellung,

daß der Nationalsozialismus auch vor der »Machtergreifung« als disziplinierte und organisierte Massenbewegung in Erscheinung getreten sei. Der amerikanische Kommunikationswissenschaftler kam jedoch zu dem Ergebnis, daß die Realität anders aussah. Veranstaltungen der NSDAP waren vor 1933 meist keine Massenveranstaltungen, sondern fanden im kleinen Kreis statt. Die Organisation der Veranstaltungen erwies sich mitunter aufgrund der Disziplinlosigkeit der Redner und leerer Kassen der Ortsgruppen als sehr schwierig. Zudem mangelte es vermutlich an einem allgemeingültigen Konzept der Versammlungspropaganda; eine reichsweite Koordination der NS-Propaganda begann erst mit der Ernennung von Goebbels zum Reichspropagandaleiter im April 1930. Als einheitliche Propagandamittel für die Versammlungsredner dienten lediglich Infoschriften und Pamphlete.

In ähnlicher Weise entlarvte der Tübinger Volkskundler Thomas Balistier in seinem Diskussionsbeitrag »Die ›Tatpropaganda‹ der SA - Erfolg und Mythos« die vermeintliche Allmacht der SA auf den Straßen vor 1933. In vielen Gegenden trat die SA erst ab 1930 in Kolonnen auf, die katholischen oder proletarischen Milieus blieben bis 1933 fast uneinnehmbare Bastionen. Von einem »unaufhaltbaren Siegeszug« in allen sozialen Schichten vor 1933 kann deshalb keine Rede sein. Die Fiktion von einer »braunen Omnipotenz« entstand in erster Linie durch eine »Neuordnung der Zeit«, indem einzelne Propagandaveranstaltungen beträchtlich ausgedehnt und modernste Techniken eingesetzt wurden. Überall sollte symbolisch schon vor 1933 »NS-Herrschaft« inszeniert und die Menschen, notfalls mit physischer Gewalt, von der Macht der SA überzeugt werden. Balistier machte deutlich, daß es falsch wäre, die propagandistischen Anstrengungen der SA bis zur »Machtergreifung« mit deren Wirksamkeit gleichzusetzen. Mit der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler schien die SA-»Tatpropaganda« 1933 den Sprung in eine neue Zeit anzubieten, die nicht mehr vergehen würde. Eine schmachvolle Vergangenheit sollte sich nun rasch in ein ewig dauerndes vaterländisches Paradies verwandeln.

Die Historikerin Sabine Behrenbeck, Berlin, untersuchte anhand von Fotos und Plakaten der NSDAP »Ikonographie und Symbolsprache nationalsozialistischer Propagandamittel«. Der Erfolg dieser Propaganda beruhte auf der ständigen Wiederholung von Symbolen und der Überredung der Massen. Die »Marke« NSDAP verkaufte ihren besten »Artikel«, den Führer Adolf Hitler, jedoch nicht als Person, sondern in der Funktion als Symbolträger für eine neue Zeit, z.B. im Plakat: »Unsere letzte Hoffnung: Hitler«. Mit der bloßen Darstellung Hitlers auf den Wahl-

plakaten und Fotos offerierten die Nationalsozialisten ein Maximum an Projektionsfläche bei einem Minimum an Aussage. Der beispiellose Einsatz der neuesten technischen Entwicklungen wie in den Deutschlandflügen vor den Wahlen ermöglichte die Omnipräsens des Führers. Von 1933 an entwickelte sich der »Marktführer« Hitler zum »Marktbeherrscher«, und alle Hoffnungen des deutschen Volkes wurden auf Hitler konzentriert. Diese »Produktwerbung« diente zur Herstellung des Glaubens an den neuen Staat. Mit dem Sieg über Frankreich 1940 erreichte der »Führermythos« seinen Höhepunkt, Hitler erscheint als außerhalb der NSDAP stehender Halbgott. Nicht die Partei oder ihre Ideologie, sondern in erster Linie der Führermythos habe die entscheidende Integrationskraft des Nationalsozialismus erzeugt, so Sabine Behrenbeck.

Die Referate der dritten Sektion »Public Relations für Staats- und Gesellschaftsordnung in der Bundesrepublik und in der DDR in den 50er und 60er Jahren« beschäftigten sich mit Erfolgen und Mißerfolgen deutsch-deutscher Propaganda. Die konkreten Auswirkungen solcher Propaganda machte die Leipziger Historikerin und Mitarbeiterin im DFG-Projekt Monika Gibas in ihrem Diskussionsbeitrag »›Die Frau, der Frieden und der Sozialismus‹ - Erziehungspropaganda oder Emanzipationskampagne? Zur DDR-Propaganda in den 60er Jahren« am Beispiel der Gewinnung von Frauen für den Sozialismus deutlich. Aufgrund der wirtschaftlichen Notlage wurde in der DDR Ende 1961 eine staatlich gelenkte Kampagne gestartet, um die Frauen in stärkerem Maße am Aufbau des Sozialismus zu beteiligen. Im Zuge dieser Werbemaßnahmen in allen Medien bis 1965 sollte auch die Gleichberechtigung der Frauen in Wirtschaft und Gesellschaft erreicht werden. Die Propaganda der verordneten Berufstätigkeit deckte sich offenbar mit den Wünschen der Frauen und zeigte dementsprechend Erfolge. Frauen wurden fortan in immer stärkerem Maße berufstätig und fühlten sich ermuntert, auch öffentlich ihre Emanzipation einzufordern. Die Frage, ob sich Frauen in der DDR als »Opfer« von Propaganda bezeichnen würden, die keine andere Wahl hatten, bleibt sicher untersuchenswert.

Daß die staatliche Propaganda sich der Entwicklung und den Möglichkeiten moderner Unterhaltungsmedien bedient, erläuterte Gerald Diesener in seinem Referat »Krupp und Krause - eine deutsch-deutsche TV-Geschichte«. Diese Ende 1968/Anfang 1969 in der DDR ausgestrahlte Fernsehserie schildert die fiktive Lebensgeschichte eines Arbeiters des Essener Unternehmens und der Familie Krupp vor dem Hintergrund der politischen Entwicklung von 1900 bis 1968. Die Firma symbolisiert in dem Film den

Kapitalismus, während der Arbeiter Krause sich zum entschiedenen Verfechter des Sozialismus entwickelt. Die Darstellung des Erfolges von Krause, der als Direktor eines Magdeburger VEB um einen Auftrag mit der Firma Krupp kämpft, unterstreicht, daß »nur dem Sozialismus die Zukunft gehört«. Die Serie bestach durch ihre realistische Darstellungsform und führte zu einer intensiven Diskussion unter der ostdeutschen Bevölkerung über das bessere gesellschaftliche System. Kurzfristige Erfolge der Fernsehserie, wie etwa die beabsichtigte stärkere Identifikation der Menschen in der DDR mit dem Sozialismus, wurden bald durch die Aufnahme von Geschäftsbeziehungen zwischen der DDR und der Firma Krupp zunichte gemacht. Da Anspruch des staatlichen Systems und die erfahrbare Wirklichkeit auseinanderklafften, war langfristig ein Mißerfolg der Propaganda absehbar.

Dirk Schindelbeck, Projektmitarbeiter in Freiburg, referierte über eine bislang weitgehend unbekanntes Propagandamaßnahme des Bundesverteidigungsministeriums. Zum Thema »Propaganda als Sandkastenspiel - mit Gummiballons und Pappraketen. Zum deutsch-deutschen Flugblattkrieg nach dem Bau der Mauer« analysierte er anhand eines eindrucksvollen Beispiels, wie die psychologische Kampfführung der Bundeswehr mit ihren Aktionen seit 1959 Einfluß auf die DDR-Bevölkerung im Grenzgebiet zu nehmen versuchte. Generalstabsmäßig geplant wurden vor allem zwischen 1962 und 1966 mit Hilfe von Gummiballons Flugblätter auf das Gebiet der DDR geschossen. Diese Maßnahmen blieben vermutlich nicht ohne Erfolg im Bewußtsein der Menschen in der DDR. Die innerdeutschen Ballonflüge wurden bis zur Annäherung der beiden deutschen Staaten Anfang der 70er Jahre fortgesetzt.

Mit der Fracht solcher Ballons, nämlich den Flugschriften und Flugblättern, beschäftigte sich die Historikerin und Bibliothekarin Eva Bliembach, Berlin, in ihrem Beitrag »Flugblattpropaganda des Kalten Krieges - eine Quelle deutsch-deutscher Auseinandersetzungen?«. Von Anfang der 50er Jahre bis Ende der 60er Jahre wurden kleinformatige Ausgaben von westdeutschen Zeitungen in Auflagen bis zu 600 000 per Ballon in die DDR geschickt. Auf dem gleichen Wege gelangten Soldatenzeitungen der DDR in einer Auflagenhöhe von bis zu 65 000 Exemplaren an die Angehörigen der Bundeswehr in den grenznahen Gebieten. Gerade an diesem Beispiel wird erkennbar, wie schwierig es ist, die bloße Vermittlung von Informationen von der Propaganda zu trennen. Unter dem Vorwand, die jeweilige Bevölkerung besser und umfassender zu informieren, wurden mit Hilfe dieser Ballonaktionen die Stärken des eigenen politischen

Systems hervorgehoben und auf die Schwächen des anderen Systems hingewiesen.

Unter der Formel: Propaganda plus materielle Interessiertheit wurde in den folgenden Referaten eine neue Qualität von Propaganda im 20. Jahrhundert thematisiert. Materielle, konsumtive Gratifikationen für die jeweiligen Zielgruppen ergänzten so die bloße Wortpropaganda. Der Einsatz von Propaganda in Deutschland richtete sich nicht nur an die Menschen im jeweiligen anderen deutschen Staat, auch die eigene Bevölkerung war Zielgruppe solcher Maßnahmen, insbesondere dann, wenn ökonomische Propaganda betrieben wurde. Rainer Gries legte in seinem Referat »Deine Hand für Dein Produkt«. Produktionspropaganda als Politikpropaganda in der DDR« den Beitrag der Produktionspropaganda als Mittel zur Produktivitätssteigerung in den 50er Jahren dar. Die Parole des V. Parteitages 1958 »Der Sozialismus siegt« sollte durch den republikweiten Einsatz von Propaganda in allen Massenmedien von den Werktätigen »produktiv« umgesetzt werden. Die Unterschiede zwischen Anspruch und Wirklichkeit wurden jedoch sehr bald deutlich. Ideelle Gratifikationen konnten die Arbeiter letztlich nicht ausreichend motivieren. Der Einsatz materieller Gratifikationen erfolgte erst in der zweiten Hälfte der 60er Jahre und im Zuge des VIII. Parteitages 1971. Die Erziehungsbemühungen am Arbeitsplatz standen in Widerspruch zu den Erfahrungen des Produktionsalltags. Daher dürfte die Produktionspropaganda insgesamt langfristig als gescheitert gelten.

Auf einen weiteren materiellen Aspekt der Politikpropaganda in Deutschland ging der Tübinger Historiker Klaus Schönberger in seinem Beitrag »Public Relations für den Marshall-Plan in Westdeutschland« ein. Die amerikanische Werbung für die Wirtschaftshilfe beim deutschen Wiederaufbau stellte die Westzonen als prosperierendes Terrain dar und machte den Marshall-Plan unter der Bevölkerung bald zum Synonym für ökonomischen Aufschwung und zu einem Hoffnungsträger. Die Überzeugung der Menschen gelang durch die Bekanntmachung der Ziele des Plans, seiner Funktionsweise und durch die materiellen Tatsachen, auf die zum Beispiel die Schilder »Hier hilft der Marshall-Plan« überall hinwiesen. Mit der annähernden Realisierung der Konsumbedürfnisse in Westdeutschland wirkten diese Werbe- und Informationsmaßnahmen auch im Sinne einer politischen Stabilisierung. Die Mentalität der Bevölkerung war von den Amerikanern richtig eingeschätzt worden. Anspruch und Realität klafften beim Marshall-Plan daher nicht auseinander. Er kann als solcher als die vielleicht erfolgreichste amerikanische Werbemaßnahme seit 1945 angesehen werden.

Weitaus weniger Erfolg hatte die US-Propaganda gegen die DDR zu Beginn der 50er Jahre, wie der Politikwissenschaftler Christian Ostermann, Washington, in seinem Referat »Amerikanische Propaganda gegen die DDR. Eine Fallstudie zur US-Informationspolitik im Kalten Krieg« aufzeigte. Die zentral koordinierte amerikanische Propaganda gegen die nicht durch freie Wahlen legitimierte Regierung in Ost-Berlin sollte letztendlich die sowjetische Herrschaft in Ostdeutschland untergraben. Der Einsatz des eigenen Senders RIAS in West-Berlin war das wichtigste Mittel, um den vermeintlichen Antagonismus zwischen der DDR-Bevölkerung und ihrer Regierung zu verstärken. Nach den Ereignissen vom 17. Juni 1953 wurden zum Beispiel in West-Berlin Lebensmittelpakete an DDR-Bürger verteilt, die sogenannten Eisenhower-Pakete. Aufgrund der eingeleiteten Reformmaßnahmen in der DDR und zunehmender Kritik in der Bundesrepublik und sogar in den USA zeitigte die amerikanische Propaganda jedoch nicht den gewünschten Erfolg. In Amerika setzte sich im Laufe der 50er Jahre die Erkenntnis durch, daß sich die ostdeutsche Bevölkerung mit dem Status quo abgefunden habe.

Ergebnis der durch inhaltliche Vielfalt und eine gute Organisation gekennzeichneten Tagung war eine Antwort auf die Frage nach den Formen und Zielen der Politikpropaganda in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert. Es wurde deutlich, daß Erfolg oder Mißerfolg der Propaganda jeweils von mehreren Faktoren abhängt: vom Einsatz moderner Medien, auch begünstigt durch die Technisierung des Alltags; von der Übereinstimmung des proklamierten Anspruches mit den erfahrbaren Alltagsrealitäten im jeweiligen politischen System; von der richtigen Einschätzung von Stimmungen und Befindlichkeit der Zielgruppen. Erstaunlich war, daß die Propagandisten in Ost und West sich vielfach der gleichen Mittel bedienten, um ihren Botschaften eine möglichst breite Wirkung zu verschaffen. Diese Wirkung zu untersuchen ist Aufgabe der Mitarbeiter im Projekt »Propagandageschichte«. Die theoretischen Grundlagen von Propaganda bleiben jedoch weiterhin ein Desiderat in Forschung und Lehre. Methoden der »Oral History« zur Rezeptionsgeschichte von Propaganda scheinen zusätzlich notwendig, um zu einer Geschichte der Massenbeeinflussung in Deutschland zu gelangen.

Das Colloquium wird in einem Band dokumentiert, welcher noch 1996 in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft in Darmstadt erscheinen soll.

Jürgen Zieher, Ladenburg

»Perspektiven der Medien- und Kommunikationswissenschaften« 10 Jahre Sonderforschungsbereich »Bildschirmmedien«

Ende 1995 bestand der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderte Sonderforschungsbereich »Bildschirmmedien« an der Universität/Gesamthochschule Siegen zehn Jahre. Aus diesem Anlaß fand am 11. und 12. Dezember 1995 in Siegen dessen Jahrestagung statt - dieses Mal unter der Überschrift »Perspektiven der Medien- und Kommunikationswissenschaften«. Man kam zusammen, um einerseits Bilanz zu ziehen und andererseits darüber nachzudenken, wie der Ertrag des Forschungszusammenhangs und möglicherweise auch seine Infrastruktur oder Teile von ihr, in der Zukunft weiter fruchtbar gemacht werden könnten.

Zur Eröffnung der Tagung hielten der derzeitige Sprecher eines der größten Sonderforschungsbereiche der DFG, Helmut Schanze, Siegen, und der Initiator des Unternehmens wie sein erster Sprecher, Helmut Kreuzer, Siegen, Rückschau auf die vergangenen zehn Jahre - aber im Kern war die Tagung zukunftsorientiert. Dabei wurden zwei im Sonderforschungsbereich kontrovers diskutierte Problemstellungen sichtbar: Die Ansichten gehen darüber auseinander, ob nach dem Auslaufen der letzten Bewilligungsperiode Ende 1997 ein neuer, auf dem alten aufbauender Sonderforschungsbereich beantragt werden oder mit nachgelagerten Projekten und Abwicklungsarbeiten das Unternehmen endgültig abgeschlossen werden solle. In engem Zusammenhang damit stand auch die Frage, inwieweit die den Sonderforschungsbereich fast ausnahmslos tragende Medienphilologie bereits in der Vergangenheit den Herausforderungen des Gegenstandes gewachsen war. Diskutiert wurde auch, inwieweit das Fortschreiten der Medienentwicklung nicht neuer Konzepte in Forschung und Lehre und einer viel konsequenteren Ausrichtung auf andere Wissenschaften hin sowie einer noch konsequenter praktizierten Interdisziplinarität bedürften. Schanze räumte in seinem Eingangsstatement ein, daß sich für jedermann ersichtlich die Rahmenbedingungen seit 1985 wesentlich verändert hätten. Einmal sei an die durchaus folgenreiche Etablierung des dualen Rundfunksystems in Deutschland zu denken; noch einschneidender sei aber die mit der Digitalisierung der elektronischen Medien einhergehende Veränderung der Medienlandschaft. Es zeichne sich ab, daß weltweite Netzverbände und die vielbeschworene Interaktivität dazu beitragen könnten, die klassischen Programmmedien zum Verschwinden zu bringen.

Schanze ließ anklingen, daß auf jeden Fall neue Bezugsfelder in universitärer Forschung und Lehre für eine künftige, wie auch immer im einzelnen zu organisierende Medienwissenschaft oder einen »Fachbereich Medien« bestünden. Studienabsolventen könnten sich für eine wissenschaftliche Begleitforschung qualifizieren, die sich als Instrument beispielsweise der Politikberatung jedoch mehr Gehör verschaffen müsse. Einen Bedarf an Vermittlung medienwissenschaftlicher Erkenntnisse gebe es mehr denn je in zahlreichen pädagogischen Berufen. Auch das Stellenangebot im sich ausweitenden Medienmarkt, dessen Konturen ja bereits sichtbar würden, sollte natürlich nicht ohne Rückwirkung auf die Konzeption einer künftigen Medienwissenschaft und vor allem die differenzierte Ausgestaltung einzelner Studiengänge bleiben. Kreuzer schilderte in einem knappen Überblick die verschlungenen Wege, die zur Einrichtung des Sonderforschungsbereichs in der ersten Hälfte der 80er Jahre an der noch relativ jungen Siegener Universität führten, nachdem ein vergleichbarer Forschungsschwerpunkt sich in Tübingen nicht etablieren ließ.

Ganz zukunftsorientiert forderte dann Christian W. Thomsen, Siegen, in seinem Vortrag von künftig an deutschen Hochschulen einzurichtenden »Media Studies« strikten Praxisbezug und konsequente Interdisziplinarität. Dazu besäßen - so seine Überzeugung - insbesondere Geisteswissenschaftler gute Voraussetzungen, da beides von ihnen immer wieder abverlangt worden sei und abverlangt werde. Dabei dürfe man jedoch nicht stehen bleiben. Die fortschreitende mediale Inszenierung des Alltags, die zunehmende Vermischung von Funktionalität und Design etwa in der Architektur lasse in Zukunft isolierte Vorgehensweisen von Einzeldisziplinen überhaupt nicht mehr zu. So könne man in einer künftigen Medienwissenschaft nicht auf engste Kooperation mit Informatikern, Soziologen, Ökonomen, Juristen usw. verzichten. Thomsen erinnerte an die beispielsweise tarifrechtlichen Folgen neuer Medientechnologien, etwa wenn Spracherkennungssysteme die Umwandlung des gesprochenen Wortes in Textverarbeitungssysteme ermöglichten. Wissenschaftliche Forschung, Ausbildung und Fortbildung in den Medienberufen müßten viel enger aufeinander abgestimmt werden.

Das von Thomsen angedeutete Zukunftsszenarium wurde anschließend in weiteren Beiträgen konkretisiert. Siegfried Zielinski von der Hochschule für Medienkunst in Köln verglich die Allgegenwart digitalisierter kommunikativer Medien - im weitesten Sinne des Wortes - mit dem hemmungslosen Positivismus des im 19. Jahrhundert lebenden Turiner Arztes Cesare Lam-

broso, der mit Hilfe von Vermaßung und Rubrizierung alles Lebenden - auch des Menschen und seiner Hervorbringungen - die Welt in den Griff zu bekommen suchte und damit alles Unberechenbare, Abseitige als nicht-existent habe ausschließen wollen. Dem stellte Zielinski das ästhetische Ideal der »Heterologie« vor, das Sammeln und die Weitergabe ästhetisch vermittelter Erfahrungen des Am-Rande-Liegenden, Nicht-Integrierbaren, wie es z. B. Georges Bataille, Carl Einstein und Michel Leiris beschrieben hätten. Mit einem allzu kühnen Sprung - wie dem Berichtersteller schien - in die Welt der digitalisierten Kommunikationsmedien formulierte Zielinski die Sorge, daß die Arbeitsweise der Maschinen - der vernetzten Rechner - letzten Endes nur das passieren ließe, was sich den Regeln der Booleschen Logik anpasse und andere Erfahrungen nicht zuließe: Ortsgebundenes, Leidenschaft, Leere, Tod. Es bestehe die Gefahr, daß schließlich nur noch den Gebrauchswertversprechen der universalen digitalen Netze vertraut werde und damit Formen des Wissens und des Erlebens, die durch sie vermittelbar seien.

Der Informatiker Wolfgang Coy, Bremen, beschäftigte sich in seinem Vortrag »Bildschirmmedium Internet. Thesen zu zwei kulturellen Paradigmen im Zeitalter der Digitalisierung« mit der Frage, inwieweit die klassischen Kommunikationsmedien durch die miteinander vernetzten Rechner sich quasi auflösten und in eine neue Struktur eingingen. Im Netz würden nämlich die Medien der Individualkommunikation wie Briefpost, Telefon, Fax etc. mit denen der Massenkommunikation wie Flugschrift, Buch, Zeitung, Hörfunk und Fernsehen verbunden. Zerstreuung und Unterhaltung, Information und Werbung seien künftig in den unterschiedlichsten Konfigurationen und Mischungen denkbar. Im übrigen wies Coy darauf hin, daß die im Netz angebotenen Wissensbestände als »Ware« anzusehen seien. Deren Nutzung und die Zugriffsberechtigung auf sie müßten im nationalen wie internationalen Maßstab geregelt werden, wolle man nicht sich naturwüchsig etablierenden Strukturen das Wort reden.

Die anwesenden Publizistik- und Kommunikationswissenschaftler beurteilten die Auswirkungen der sich abzeichnenden Entwicklungen auf ihr Fach bzw. die Perspektiven für eine künftig breiter angelegte Medienwissenschaft vorsichtiger. Jürgen Wilke, Mainz, artikuliert nicht nur Unbehagen gegenüber den Thesen von Zielinski, sondern wollte auch in Richtung einer verstärkten Interdisziplinarität nicht so schnell die mühsam errungenen Standards der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft - wie er es formulierte - zugunsten von sich nur in vagen

Umrissen abzeichnenden »Media Studies« aufgeben. Andererseits wurde jedoch in dem Beitrag von William Uricchio, Utrecht, aus Sicht eines Filmwissenschaftlers wieder einmal deutlich, daß die Trennung zwischen einer eher kulturwissenschaftlich orientierten Produktanalyse und einer empirisch-analytischen Fernseh- (Zuschauer-)Forschung auch in den Vereinigten Staaten dazu führt, daß jeweils ganze Untersuchungsfelder ausgeblendet werden, die eigentlich für eine umfassende Analyse und Interpretation von Produktion und Rezeption des Films und des Fernsehen unerlässlich wären: Die einen beschäftigten sich im wesentlichen mit dem Publikum ohne den Zusammenhang von Publikumsinteresse und angebotenen Inhalten ausreichend beschreiben zu können, die anderen analysierten detailliert die Angebote und betrachteten das Publikumsinteresse jedoch lediglich als abstrakt bleibende Chiffre. Leider blieben die ja auch für den deutschsprachigen Raum beschreibbaren Folgen dieser Trennung zwischen den beiden Forschungsrichtungen weitgehend unerörtert. Doch räumte der Publizistikwissenschaftler Wolfgang Langenbacher, Wien, durchaus Defizite der weitgehend empirisch-analytisch arbeitenden Publizistik- und Kommunikationswissenschaft im deutschsprachigen Raum ein und sprach ausdrücklich an, daß diese es versäumt habe, sich mit Formen und Inhalten des Fernsehangebots, soweit es nicht einzelne sehr umgrenzte Felder wie die politische Kommunikation beträfe, auseinanderzusetzen: Dieses Feld habe man in der Tat der Medienphilologie überlassen. Immerhin, ein erster Schritt aufeinander zu wurde jedoch durch die Anwesenheit mehrerer Publizistik- und Kommunikationswissenschaftler und ihre Meinungsäußerungen getan.

In diesem Sinne war auch der Vortrag von Ulrich Saxer, Zürich, zu verstehen. Er näherte sich mit einem wissenschaftstheoretischen Begriffsinstrumentarium der Frage, wie eine mehrere Fächer in sich integrierende »Medienwissenschaft« aussehen müsse. Er warnte davor, daß eine lediglich verbale Integration leere Verbundenheit hervorrufe, ein zu hoher Komplexitäts- bzw. Integrationsgrad jedoch zu viele Problemstellungen ausblende. Sein medienwissenschaftliches Konzept in seiner allgemeinsten Formulierung »Medien sind komplexe institutionalisierte Systeme um organisierte Kommunikationskanäle von spezifischem Leistungsvermögen« konnte noch jegliche Form medial vermittelter Kommunikation umgreifen. Seine acht Hauptdimensionen: »Systemhaftigkeit, Intermedialität, Technizität, Organisiertheit, Funktionalität, Institutionalisiertheit, Medienwandel und Mediengesellschaft« orientierten sich jedoch wieder stark an dem klassischen Modell einer

um Organisationsformen politischer Kommunikation bemühten Publizistikwissenschaft. Andererseits kann festgehalten werden, daß es gerade diese Hauptdimensionen waren, die die »Siegener« in ihren Arbeiten oft vernachlässigten und diese darin eine notwendige Ergänzung fänden, die manchen Befund besser erklärten.

Richard Münch, Bamberg, referierte unmittelbar vor der Podiumsdiskussion über die »Perspektiven einer künftigen Medienforschung«, während der sich die derzeit im Sonderforschungsbereich besonders engagierte Generation jüngerer Wissenschaftler äußerten, über »Die dynamische(n) Prozesse der öffentlichen Kommunikation«. Diese Plazierung war in gewisser Weise kontraproduktiv, weil die Thesen des Vortrags zu stark die Diskussionen des Vormittags beherrschten, obwohl diese nur einen relativ kleinen Ausschnitt der Gesamthematik repräsentierten. Münchs Aussage lautete: Der Trend zur medialen Inszenierung des öffentlichen Lebens verstärkte sich, mit der Folge, daß immer häufiger Ereignisse erzeugt würden und die an »realen« Ereignissen orientierte Berichterstattung beginne sich aufzulösen. Das führe auch zu einer qualitativen Veränderung der Politik und Dysfunktionalisierung des politischen und des Kommunikationssystems. Ein ähnlicher Vorgang sei in der Wirtschaft zu beobachten, in der die von realen Warenströmen gelöste internationale Finanzspekulation die regionalen Märkte destabilisiere. Der systemtheoretisch inspirierte Ansatz der »Selbstreferentialität« der Medien, der durchaus einen Trend in der Fernsehentwicklung beschreibt ohne diese in toto erklären zu können, schien sich auch im Vortrag von Münch zu verselbständigen, ohne daß mit ihm erschöpfend das Ineinander von »wirklicher« Wirklichkeit und medialer vermittelter Wirklichkeit - und dazu in verschiedenen Kommunikationsmedien - ausreichend beschrieben werden könne, wie Saxer an einigen Beispielen aufzeigte. Die Auseinandersetzung darüber überlagerte leider mehr als notwendig die Schlußdiskussion.

In ihr wurden noch einmal zahlreiche auf der Tagung häufig angesprochene Fragen thematisiert, z. B. inwieweit ein neues Fach den veränderten Bedingungen gerecht werden könne bzw. müsse. Es wurde das Spannungsverhältnis diskutiert zwischen notwendigerweise rückwärts-gewandter historischer Analyse und prognosefähiger wissenschaftlicher Begleitforschung, die angesichts von durchaus als bedrohlich empfundenen Entwicklungen vonnöten sei. Es müsse aber auch - wie Langenbacher es formulierte - das »Netz« als Chiffre für alles Negative in der medialen Zukunft »entmythologisiert« werden. Insgesamt litt das Verständnis der Diskussion für den »Außenstehenden« etwas darunter, daß der

den einzelnen Beiträgen inhärente Kontext interner Kontroversen und Auseinandersetzungen des Sonderforschungsbereichs sich nicht immer leicht erschloß. Es blieb auch am Schluß offen, ob die unterschiedlichen Zugangsweisen zum Gegenstand bzw. die neuen Anforderungen an Praxisfelder der künftigen Studienabsolventen eine Integrationswissenschaft erfordern, vergleichbar dem Spannungsverhältnis der einzelnen Philologien und der Querschnittswissenschaft: allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft, wie es Kreuzer noch einmal aus der Tradition der den Sonderforschungsbereich prägenden Philologien formulierte. Es wäre auf jeden Fall wünschenswert, daß das in Siegen begonnene Gespräch über die Grenzen der einzelnen um Kommunikation und Medien sich bemühenden Fächer hinweg fortgesetzt würde.

Edgar Lersch, Stuttgart

Programm- und Rezeptionsgeschichte des Rundfunks

Ein Projekt des Südwestfunks

Wenn heute von Rundfunkgeschichte die Rede ist, wird darunter trotz aller Diskussionen über die Notwendigkeit eines breiteren Verständnisses vor allem Organisationsgeschichte der programmproduzierenden Institutionen verstanden. Daran ändert auch eine mittlerweile nicht unerhebliche Zahl an Projekten aus den anderen Bereichen der Rundfunkgeschichte (z.B. Studien zu einzelnen Aspekten der Programmgeschichte) wenig. Dieser Befund ist nicht neu. Dementsprechend sind nach wie vor massive Defizite vor allem bei der Rezeptionsgeschichte zu beklagen. Gleichzeitig ist eine andere Entwicklung in einem benachbarten Forschungszweig festzustellen. Die häufig in den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten als »Medienforschung« bezeichneten Abteilungen, die sich in erster Linie mit dem Umfang der Rundfunknutzung, in jüngerer Zeit jedoch auch mit der Programmforschung beschäftigen, erheben seit nunmehr fünf bis zehn Jahren in erheblichem Maße Daten, die zumindest für die 90er Jahre Material für eine künftig integrierte Betrachtung von Programmangebot und Medienrezeption in der Rundfunkhistoriographie bereitstellen.

Initiativen zur Programm- und Rezeptionsgeschichte

Auf dem Hintergrund dieser Ausgangslage hat ein kleiner Arbeitskreis mit Standort Baden-Baden seit Mitte September 1995 folgendes Vorhaben in Angriff genommen: Kenntnisse der aktuellen Programm- und Rezeptionsforschung sollen

in gemeinsame Vorhaben mit RundfunkhistorikerInnen eingebracht werden, um historische Programmüberlieferungen aufzubereiten. Dieses Projekt »Programm- und Rezeptionsgeschichte/Baden-Baden« baut dabei zunächst auf dem systematischen Wissen der bisher beteiligten Wissenschaftler auf. Auf diese Weise fließt Kompetenz aus den Fachrichtungen Rundfunkgeschichte, Rezeptionsforschung und Programm-analyse in einem einzigen Vorhaben zusammen.

Das Projekt wird, so eine erste Skizze, sich schwerpunktmäßig mit vier Themenbereichen befassen:

- der Programmentwicklung im Bereich Fernsehen;
- der Programmentwicklung im Bereich Hörfunk;
- der Rezeptionsentwicklung im Bereich Fernsehen und
- der Entwicklung der quantitativen Nutzung und der situativen Bedingungen der Hörfunkrezeption.

Dies ist zunächst nur die Beschreibung der relevanten Themenfelder. Es wäre vermessen anzunehmen, daß in einem einzigen Projekt diese Vorhaben angepackt und zu einem befriedigenden Ende geführt werden könnten. Gleichwohl läßt sich eine vorläufige, systematisch aufgebaute Forschungsstrategie entwerfen, die den Wandel der Inhalte und der Rezeptionsweisen des Rundfunks beschreibt und in ihren Voraussetzungen und Ursachen analysiert. Insbesondere die Fragen der Nutzung machen die Anwendung von sozialwissenschaftlichen Arbeitsmethoden notwendig: Rezeption läßt sich nach soziodemographischen Merkmalen aufschlüsseln, beim Hörfunk zusätzlich der situative Kontext der Nutzung einbeziehen. Auch die Kenntnisse zur Programmstrukturgeschichte des Rundfunks können durch das Projekt gefördert werden. Neben den klassischen Fragen nach den Anteilen von Wort- und Musikbeiträgen, Programmfunktionen und thematischer Zusammensetzung interessieren mehr und mehr der Wandel der Moderationsstile, der Zuschaueradressierung, der Programmpräsentation, der Hörerbeteiligung u.ä.

Der Standort Baden-Baden als Kristallisationspunkt des Projekts ist dabei kein Zufall. Durch die enge Kooperation der Projekts mit dem Südwestfunk steht das methodische Wissen zweier Fachabteilungen (Medienforschung und Historisches Archiv) zur Verfügung. Außerdem ist für dieses wissenschaftliche Projekt der Zugang zu dem im Südwestfunk entwickelten Verfahren der Hörfunk- und Fernsehprogramm-analyse gewährt.

Im Studienkreis Rundfunk und Geschichte ist das Projekt in die neu eingerichtete Fachgruppe »Rezeptionsgeschichte« eingebettet, die sich

den Problemen der Medienrezeption in Vergangenheit und Gegenwart widmet. Die Ergebnisse des Projekts sollen auch dort jeweils vorgestellt und diskutiert werden.

Untersuchungsmaterial

Um Programmentwicklungen in Hörfunk und Fernsehen aufzuarbeiten, wird als erstes eine Dokumentation der in den Rundfunkarchiven oder bei anderen Einrichtungen vorhandenen Programmitschnitte erstellt: eine entsprechende Umfrage läuft bereits. Die Untersuchung von Programminhalten soll möglichst von großflächig aufgezeichneten Programmdokumenten ausgehen, die den Programmablauf eines ganzen Tages oder einer ganzen Woche wiedergeben. Für spezielle Betrachtungen (z.B. der Entwicklung der Fernsehprogramme) sollen einzelne Sendungen wie Nachrichten, politische Magazine oder aus aktuellem Anlaß in das Programm genommene Features detailliert analysiert werden. Über die audiovisuell belegten Programmstrecken hinaus kann, falls nötig, auch auf die rundfunkhistorische Rekonstruktionstechnik der »quantitativen Sekundäranalyse« zurückgegriffen werden, die sich auf archivierte Schriftstücke, wie Sendemanuskripte, Protokolle, Programmzeitschriften, interne Papiere und andere Quellen stützt.¹ Daß sich das Projekt primär auf inhaltsanalytisch zu untersuchende Programmaufzeichnungen konzentriert, bedeutet innerhalb seines Kontextes nicht, die klassischen Quellen der Programmgeschichtsforschung ersetzen zu wollen, die überwiegend mit verschriftlichten Dokumenten arbeitet. Diese soll vielmehr durch quantitative bzw. empirisch-analytische Verfahren ergänzt werden. Mit anderen Worten: »Sofern überlieferte Aufzeichnungen in methodisch erforderlichen Arten und Umfängen vorhanden sind«,² sollen diese auch zur Einordnung publizistischer Leistungen der Programme herangezogen werden. Für den Fall, das »nur« sekundäre Quellen vorliegen, können diese immerhin noch zur Rekonstruktion der Vermittlungsstruktur der Rundfunkmedien dienen.

Suche nach Quellenmaterialien

Eines der Hauptprobleme des Projekts besteht darin, weiter zurückliegende und/oder möglichst zusammenhängende Programmstrecken der Programmanbieter in den Archiven aufzuspüren. Diese Schwierigkeit hat mehrere Ursachen. Zum einen sind Mitschnitte von größeren Programmstrecken sowohl zeit- als auch kosten- bzw. personalaufwendig. Um einen einigermaßen brauchbaren Umfang zu erreichen, muß Personal rund um die Uhr zur Verfügung stehen, um die Aufnahme zu programmieren und um die

Bänder zu wechseln. Hinzu kommen Material- und Lagerungskosten. Gleichwohl kann mit Hilfe dieser Mitschnitte die tatsächliche Abfolge von Sendungen und ihre Verknüpfungen in Gänze verfolgt werden. Dies bringt einen erheblichen, hoch einzuschätzenden Gewinn nicht nur für die historische und empirische Rundfunkforschung, sondern kann auch für die Rundfunkanstalten selbst von erheblichem Nutzen sein. Darauf hat Winfried B. Lerg innerhalb und außerhalb des Studienkreises Rundfunk und Geschichte in den 70er und 80er Jahren häufiger hingewiesen.³

Mitschnitte, die eine Aufzeichnungsdauer von mindestens einem Tag haben, sind aus mehreren Gründen nur in geringem Umfang vorhanden. Dies hat folgende Ursachen:

- Die Rundfunkanstalten zeichneten selten den Programmablauf eines kompletten Tages auf.
- Sofern sie - wie das ZDF - doch das Gesamtprogramm mitschnitten, heben sie es aus Kapazitätsgründen allenfalls für eine kurze Frist von ein paar Wochen auf.
- Hörfunkmitschnitte aus den frühen 70er Jahren liegen nur auf Speichermedien älteren Zuschnitts, z.B. als sogenannte Assmann-Mitschnitte vor,⁴ die mit der heutigen Abspieltechnik nur noch mit beträchtlichem Aufwand abgehört werden können.
- Stichtagmitschnitte, wie der ARD-weite für alle Hörfunk- und Fernsehprogramme aufgezeichnete 28. September 1989, sind bis heute leider singuläre Ereignisse geblieben, obwohl sie bleibenden zeitgeschichtlichen Wert besitzen.

Nach dem aktuellen Stand der Recherche zu Fernsehmitschnitten liegen die größten Bestände beim Institut für empirische Medienforschung (IFEM) in Köln, das seit 1985 jährliche Programmhebungen durchführt: Anfangs wurde je eine Untersuchungswoche, später - seit 1989 - dann vier Wochen je Programmanbieter mitgeschnitten. Gegenwärtig werden pro Jahr mehr als 20 Programme jeweils aufgezeichnet. Ebenfalls in großem Umfang haben seit Mitte der 80er Jahre Universitäten und private Forschungsinstitute für die Begleitforschung zu den Kabelpilotprojekten Fernsehprogramme mitgeschnitten. Leider wurde das meiste wieder gelöscht oder die Bänder wieder überspielt, teils aus Kostengründen, teils, weil man den Wert solcher Dokumente nicht richtig einschätzte, so daß heute die damals analysierten Programmwochen nur noch fragmentarisch vorliegen. Als Katalysator für die empirische Programmforschung und damit für systematisch betriebene Aufzeichnungen fungieren auch die Landesmedienanstalten, die seit 1988 in unterschiedlichem Umfang Geld für Programmforschung - bislang insgesamt 40 Projekte - bereitstellen.⁵ Unter dem Strich bleibt die Erkenntnis, daß - bezogen auf das Fernsehen -

Aufzeichnungen von längeren Programmstrecken erst etwa mit dem Beginn des dualen Rundfunksystems in nennenswertem Umfang vorhanden sind. Für den Hörfunk sieht die vorläufige Bilanz insofern besser aus, als die Tagesmitschnitte, für die in diesem Fall die Rundfunkanstalten selbst verantwortlich zeichnen, bis in die frühen 70er Jahre reichen. Insbesondere die seit 1973 jährlich an einem Stichtag aufgezeichneten Programmdokumente des Westdeutschen Rundfunks weisen kaum Lücken auf.

Parallel zur Recherche nach audiovisuellen Programmdokumentationen läuft eine Erhebung der heute noch sekundäranalytisch auswertbaren Materialien zur Hörfunk- und Fernsehnutzung. »Nutzung« ist dabei ein Synonym für alle Daten, die zur Bewertung des Umgangs mit einem Medium notwendig sind, also von quantitativen bis hin zu qualitativen Datenbeständen.

Erkenntnisinteressen

Das Unternehmen zur historischen Programm- und Nutzungsforschung legt sich zunächst bewußt keine zeitlichen, sachlichen und inhaltlichen Beschränkungen auf, indem es etwa a priori Forschungsfragen auf einzelne Programmanbieter, Zeiträume und das Aufkommen bestimmter Programmformen reduziert, die das Erkenntnisinteresse determinieren könnten. Genausowenig wartet es mit einer allumfassenden Generalhypothese auf. Das Projekt hat vielmehr den Charakter einer explorativen Studie, die den Gesamtrahmen dessen abstecken könnte, was mit Hilfe integrierter Programm- und Nutzungsforschung an Fragestellungen entwickelt und beantwortet werden könnte. Es möchte ein Sammelbecken jedoch nicht nur für historisch relevante Fragestellungen sein. Mit Blick auf das Fernsehen läßt sich z.B. die vieldiskutierte These einer Konvergenz der Systeme prüfen bzw. der häufig unterstellte Wandel vom Informations- zum Unterhaltungsmedium betrachten. Dieser Wandel kann aus mindestens drei Perspektiven analysiert werden: zum einen aus der Sicht der Erwartungen und Bedürfnisse der Zuschauer, zum anderen in bezug auf das tatsächliche Einschalt- bzw. Rezeptionsverhalten der Zuschauer und schließlich mit Hilfe einer Analyse der Inhalte der Programme selbst. Als weitere Bezugsebene können auch die einschlägigen Aussagen der Programmverantwortlichen in den vergangenen Jahrzehnten untersucht werden. Zuschauererwartungen und -bewertungen lassen sich unter anderem mit Hilfe der Langzeitstudie »Massenkommunikation« ermitteln, die Akzeptanz wurde mittels kontinuierlicher Zuschauerforschung erhoben, und das Angebot kann mit Hilfe

von Untersuchungen der Programmstruktur näher beschrieben werden.

Im Hörfunk interessieren neben Veränderungen von Inhalt und Präsentation vor allem die Programmtreue der Hörer und situative Faktoren der Rezeption. Auch der intermediäre Vergleich, der unterschiedliche Stellenwert beider Rundfunkmedien verdient Beachtung. Eine interessante Fragestellung ist auch, inwieweit Veränderungen der Strukturen und Inhalte, der Formate und Präsentationsstile, die sich ja den Rezeptionsgewohnheiten des Publikums anpassen, die Zuwendung der Nutzer zu Hörfunk oder Fernsehen steuern und steuern lassen. Lassen sich etwa auch Funktionsverschiebungen der Medien erkennen? Die Einstellung der Bevölkerung gegenüber dem Fernsehen bzw. dem Hörfunk, also zu deren Leistungen, Funktionen und deren Images können mit Hilfe vorhandener Umfrageergebnisse belegt werden, wie sie in der Langzeitstudie »Massenkommunikation« periodisch ermittelt bzw. aus dem Datenmaterial erarbeitet wurden. Deren zwischen 1964 und 1995 gelegte sieben Zeitschnitte könnten idealiter auch die Phasen sein, innerhalb derer Untersuchungen auf anderen relevanten Feldern angestellt werden sollten. Dies ist allerdings auch abhängig von den endgültigen Ergebnissen der Recherchen nach den noch vorhandenen Programmitschnitten.

Geplante methodische Vorgehensweise

Entsprechend der vorgestellten Systematik von vier Forschungsfeldern: Inhalt und Nutzung, Hörfunk und Fernsehen bedarf es einer Methodik, die alle Dimensionen des Projekts bearbeiten kann. Als Instrumente zur Untersuchung der Rundfunkangebote dienen Programmanalysen, die programmstrukturelle Faktoren und inhaltsanalytische Aspekte umfassen. Das dazu nötige methodische Know-how, die Apparate sowie die Analyseerfahrungen sind, wie erwähnt, in einer Hand, d.h. in der Abteilung Medienforschung des Südwestfunks versammelt.

Für den Hörfunk kann die etablierte Programmanalyse »Radio-Coder«, die Radioerhebung der ARD, genutzt werden, in deren Erhebungspool auch eine Vielzahl privater Hörfunkprogramme eingeht. 1995 wurden am 28. November über 73 Sender mitgeschnitten, für 60 von ihnen liegt ein Analyseauftrag vor. Mit der Programmanalyse können die Programmbestandteile Musik, Information, Moderation, Unterhaltung, Service, Jingle und Werbung sekundengenau identifiziert werden. Auf diesem Wege lassen sich beispielsweise in einem Längsschnitt Strukturveränderungen hinsichtlich der Anteile von Wort- und Musikbeiträgen nachvollziehen. Über die strukturelle Verteilung der Programm-

gattungen hinaus ermöglicht das Verfahren im Prinzip auch Analysen, die bis in die Syntax der Nachrichtensprache eindringen. Mit Hilfe eines computergestützten Verfahrens werden die aufgezeichneten VHS-Bänder zur sekundengenauen Codierung mit einem Time-Code belegt. Auch die Codierung selbst wird in der Weise von der vorhandenen Software unterstützt, daß per Mouseclick die entsprechend standardisierten Kategorien der Variablen angewählt werden können. Die auf diese Weise entstandenen Datensätze werden in eine Datenbank eingespeist, die sender- und zeitbezogene Auswertungen zuläßt. In einer Pilotstudie wurde das aktuelle Analyseinstrument auf seine Praktikabilität hinsichtlich älteren Materials - in diesem Fall eines Mitschnitts des WDR 2-Morgenmagazins aus dem Jahre 1978 - mit positivem Ergebnis geprüft.

Ohne den Rückgriff auf dokumentiertes Originalmaterial läßt sich für die Fernsehprogramm-forschung die Methode der TV-Spartencodierung einsetzen, die der Südwestfunk stellvertretend für das Erste Fernsehprogramm, die acht dritten Fernsehprogramme und 3sat durchführt. Der Codeplan wird - unter ständiger Modifizierung - seit 1992 zur kontinuierlichen, das heißt täglichen Rubrizierung und Analyse von Fernsehsendungen genutzt. Die Spartencodierung erlaubt es, alle Fernsehsendungen nach einem bestimmten hierarchisierten Klassifizierungssystem den Sparten Information, Sport, Unterhaltung, Fiktion und Werbung zuzuordnen, die wiederum in zahlreiche Untersparten gegliedert werden. Darüber hinaus wird das Programm zusätzlich nach weiteren Merkmalen wie Sendungsform, Thema, Zielgruppen, Produktionsart oder Herkunftsland differenziert. Die Anteile der Sparten am Programm und die Nutzung der Sparten durch die Zuschauer werden in einem jährlichen »Spartenbericht« niedergelegt. Eine vergleichbare Berichtsform ist im Prinzip auch im Blick zurück für Programme aus den 70er und 80er Jahre realisierbar.

Diese Spartencodierung arbeitet nach dem Muster einer Dokumentenanalyse, das heißt es werden zur Codierentscheidung Hilfsmittel wie Programmfahnen und Programmzeitschriften herangezogen. Aus diesem Grund und infolge der täglichen, kontinuierlichen Codierweise kann das Fernsehprogramm bislang nur sendungsweise analysiert werden. Um diesem Mangel Abhilfe zu schaffen, wird die Codierung künftig durch eine zunächst beitragsbezogenen, später sogar sequenzbezogen operierende TV-Programmanalyse mit dem Arbeitstitel »TV-Coder« unterstützt, die analog der Hörfunkfeinanalyse das Fernsehprogramm in kleinste Segmente zerlegt. Das Besondere an dieser Methode ist - neben dem mikroanalytischen Zugriff - eine

komplexe Filterführung bei der Variablenabfolge, die wichtige inhaltliche Merkmale, wie die Programmfunktion, losgelöst von der subjektiven Entscheidung des Codierers eruiert. Ob ein Programmbeitrag aus einem vermeintlichen Informationsmagazin das Etikett »Information« erhält, entscheidet nicht mehr die bloße Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sendungsform. Statt dessen wird über die logische Verknüpfung qualitativer Variablen wie Thema, Handlungsträger, Präsentation und Bearbeitungsniveau erst als abhängiges Ergebnis - gleichsam a posteriori - eine Funktionszuweisung vorgenommen. So wird der einzelne Codierer von der Last einer ebenso diffizilen wie folgenreichen Entscheidung entbunden, die, sofern sie unabhängig und a priori getroffen wird, meist intersubjektiv schwer nachvollziehbar ist. Der TV-Coder wird noch 1996 zum Einsatz kommen und computergestützt die Zuspiegelung von Fernsehnutzungsdaten ermöglichen.

Was verschiedene Längsschnitte angeht, die den Wandel der Hörfunk - bzw. der Fernsehrezeption belegen, so kann auf die Tagesläuferhebungen zur Radionutzung (seit 1968: Infratest und MediaAnalyse) und die kontinuierliche Fernsehnutzungsforschung (seit 1963: Infratam, Teleskopie und GfK-Fernsehforschung) zurückgegriffen werden. Die Verfahren der Hörfunk- und Fernsehnutzungsforschung arbeiten mit sehr unterschiedlicher Informationsqualität. Die aktuellen Tagesabläuferhebungen der MediaAnalyse ermitteln heutzutage die Hörfunknutzungsdaten in zwei Wellen pro Jahr.⁶ Per Fragebogen (1995: 44 226 Interviews) wird das Nutzungsverhalten nach einem Tagesablaufschemata erfaßt, das in Viertelstundenintervalle eingeteilt ist. Bezugspunkt der Befragung ist der Tag vor dem Interview. Neben der Gesamtnutzung des Mediums und der Nutzung der einzelnen Hörfunkangebote lassen sich durch das Tagesablaufschemata auch die parallel zum Radiohören ausgeübten Tätigkeiten erheben. Auf diese Weise erhält man Aufschlüsse über die individuelle Rezeptionssituation bei der Nutzung.

Die Fernsehzuschauerforschung erhebt auf der Basis ausgewählter Haushalte fortwährend die Reichweiten und Marktanteile der Anbieter und weist Daten, bezogen auf Zeitschnitte, Sendungen, Programmsparten und soziodemographische Haushalts- bzw. Personenmerkmale, aus. Die Nutzungsdaten werden also nicht auf einen bestimmten Tag bezogen, sondern kontinuierlich für jede Sekunde jedes Programms errechnet. Die Möglichkeit der präzisen, sekundengenauen Ausweisung korrespondiert mit der differenzierten Fernsehanalyse des TV-Coders, so daß je nach Bedarf einem Beitrag, einer Moderation, letztlich sogar jeder Senderkennung

und dem Abspann eine exakte Quote zugewiesen werden kann.

Erste Teilprojekte

Vermutlich werden sich nicht alle vorgestellten Ressourcen ausschöpfen lassen, und einiges an Material und einige der zur Verfügung stehenden Instrumentarien werden ungenutzt bleiben müssen. Es geht hier vor allem darum zu zeigen, was - ohne den normalerweise unerläßlichen Forschungspragmatismus - im Prinzip möglich ist. Zunächst werden aber - nun eben doch ganz pragmatisch - in den folgenden Arbeitsschritten erste Einzelprojekte realisiert. Zwei Teiluntersuchungen sollen beispielhaft die weitere Verfahrensweise verdeutlichen: Eine Analyse zum Thema Veränderungen von Hörfunkprogrammformaten über die letzten 20 bis 30 Jahre hinweg, und als zweites Projekt: Konsum des Spartenfernsehens in den 60er, 70er, 80er und 90er Jahren.

Das Projekt wurde auf der Jahrestagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte im Oktober 1995 in Baden-Baden vorgestellt. Auf Anhieb erklärten sich dort zahlreiche interessierte Fachwissenschaftler zur Mitarbeit bereit. Selbstverständlich ist das Projekt »Programm- und Rezeptionsgeschichte/Baden-Baden« mit seinen Mitgliedern Sabine Feierabend, Maria Gerhards, Ralf Hohlfeld und Walter Klingler weiterhin zugänglich und dankbar für jede Form fachlicher Unterstützung.

Ralf Hohlfeld, Baden-Baden

- 1 Vgl. Arnulf Kutsch: Die quantitative Sekundäranalyse als Methode der Programmgeschichte. In: Mitteilungen StRuG Jg. 3 (1976), H. 1, S. 17-22.
- 2 Winfried B. Lerg: Mit der Tür ins Haus der Programmgeschichte. In: Mitteilungen StRuG Jg. 3 (1976), H. 1, S. 30.
- 3 Winfried B. Lerg: Rundfunkdokumentation: Wissenschaftliche Wahrnehmung eines Mediums. In: Jo Groebel: Menschen und Medien. Zum Stand von Wissenschaft und Praxis in nationaler und internationaler Perspektive. Zu Ehren von Hertha Sturm. München u.a. 1987, S.133ff.
- 4 Assmann-Mitschnitte sind sogenannte Endlosmitschnitte, die aus Gründen der Rechtssicherung angefertigt wurden, wie sie inzwischen fast alle Landesmediengesetze zwingend vorschreiben, jedoch nur eine zeitlich befristete Aufbewahrungsdauer von einigen Wochen fordern. Dies entsprach auch der Praxis ohne gesetzliche Verpflichtung. Vgl. auch: Bericht über die Sitzung der Fachgruppe Archive und Dokumentation im Studienkreis Rundfunk und Geschichte im Oktober 1985 in Mainz. In: Mitteilungen StRuG Jg. 12 (1986), H. 1, S. 6-8.

⁵ Vgl. Christian Breunig: Programmforschung - Kontrolle ohne Konsequenzen. In: Media Perspektiven 1994, H. 12, S. 574-594.

⁶ Vgl. zuletzt Michael Keller und Walter Klingler: Hörfunk behauptet sich im Wettbewerb. In: Media Perspektiven 1995, H. 11, S. 522-534.

»Peter Huchel zum Kennenlernen« Eine Ausstellung in Potsdam

Leben und Werk des Lyrikers Peter Huchel (1903-1981) sind in Ostdeutschland wenig bekannt. Der »Dichter der Mark Brandenburg« hatte 1971, nach einem Jahrzehnt erzwungener Isolation und Leben als öffentliche Unperson in Wilhelmshorst bei Potsdam, die DDR verlassen. 1962 war er zum Rücktritt von seiner Position als Chefredakteur der Literaturzeitschrift ›Sinn und Form‹ gezwungen worden, der er seit 1949 - abseits von sozialistischen Literaturkampagnen - internationales Renomee verschafft hatte. In der nationalsozialistischen Zeit hat Huchel eine Reihe von Hörspielen geschrieben und war von 1945 bis 1948 Sendeleiter, Dramaturg und Künstlerischer Direktor am Berliner Rundfunk.

Die Ausstellung des Brandenburgischen Literaturbüros, zu sehen in Potsdam vom 11. Januar bis 11. Februar 1996, ist die erste offizielle Ehrung des einst in der Region lebenden Schriftstellers. Sie wurde mit Mitteln des Landes, der Stadt Potsdam, des SWF, des ZDF und der Akademie der Künste gefördert und wird im Februar/März auch im Schloß Rheinsberg und im April in Staufen i. Br., Huchels letztem Wohnort, zu sehen sein. Dem Besucher wird eine Mischung aus Werkwürdigung und chronologischem Überblick über die wechselvollen Lebensstationen von Peter Huchel geboten, die von einer Ausstellungsfirma in recht sparsamer Bild-Text-Kombination gestaltet wurde. Verdienstvoll, daß in Auswahl auch einige Fotos, Briefe, Dokumente und Stasi-Beobachtungsprotokolle gezeigt werden, die den schikanösen Umgang des Staates DDR mit diesem Dichter belegen.

Die große Resonanz in der Öffentlichkeit Brandenburgs und Berlin auf die unter dem Titel »Am Tage meines Fortgehns« (Anfangszeile des Gedichtes, das Huchel nach seiner DDR-Ausreise schrieb) laufende Ausstellung faßt ein Eintrag in das Besucherbuch treffend zusammen: »Huchel zum Kennenlernen. Endlich wird nachgeholt, was schon lange fällig war!«

Den Lebensumständen Huchels in der DDR ist auch der Begleitband zur Ausstellung¹ schwerpunktmäßig gewidmet, in dem ein Dokumentenanhang die vorwiegend von Freunden, Kollegen und Zeitzeugen geschriebenen Beiträge ergänzt. Der Band enthält viel Anekdotisches

und erzählt auch zum Teil sich widersprechende Begebenheiten aus der Sicht unterschiedlicher Zeitzeugen. Er umgeht allerdings »mit dem Blick auf eine an Demütigungen reiche und von Ignoranz entstellte Zeit« die Gefahr der Verklärung nicht immer. Neben den Erinnerungsbeiträgen beschreiben auch einige eher biographisch-literaturwissenschaftlich als zeithistorisch angelegte Überblicksdarstellungen den Dichter. Dabei lassen die Behandlung von Huchels Zurückgezogenheit in der Zeit des Nationalsozialismus und seine durchaus nicht geradlinige Entwicklung zum DDR-Gegner manche Fragen offen.

Peter Huchels Rundfunkzeit wird in der Ausstellung kürzer abgehandelt, als es die ohnehin dürftige Quellenlage erlaubte. Dies resultiert offensichtlich aus dem generellen Anliegen des Bekanntmachens mit dem Dichter und mit seiner unwürdigen Behandlung in der DDR, wobei Huchels Tätigkeit beim Berliner Rundfunk nach dem Kriege wohl eher als politisch unspektakulär und somit weniger wichtig eingeschätzt wurde. Heike Tauch hat zum Begleitband einen Beitrag »Der Hörspielautor Peter Huchel« beigesteuert, in dem sie einige der bis 1939 geschriebenen Hörspiele als Gratwanderung zwischen ideologischer Anpassung und Broterwerb vorstellt und beschreibt. Auf der dem Begleitband beigefügten CD kann man Huchel auch akustisch kennenlernen, jedoch nur in späten Aufnahmen ab 1972. Die wenigen Tondokumente, die sich aus der Zeit davor im Deutschen Rundfunkarchiv Berlin befinden, hätten auch Eindrücke davon vermitteln können, wie der Dichter Aufbruchsstimmung und Zeitgeist der frühen DDR-Jahre mittrug. Für Interessenten seien sie hier aufgeführt:

Hauptreferat Peter Huchel auf der Ersten Konferenz der Kulturschaffenden 1952;

Rede Peter Huchels während der Beratung der Lyriker beim IV. Deutschen Schriftstellerkongreß 1956;

Befragung von Schriftstellern zu ihren Eindrücken, u.a. Peter Huchel, während des IV. Deutschen Schriftstellerkongresses 1956;

Sendung »Zeitgenössische Lyrik« am 14. Oktober 1962, es spricht u.a. Peter Huchel.

Ingrid Pietrzynski, Berlin

¹ Peter Walther (Hrsg.): Am Tage meines Fortgehns. Peter Huchel (1903-1981). Begleitband zur Ausstellung des Brandenburgischen Literaturbüros. München 1996, 336 und 46 Seiten Dokumente. Auch erschienen ohne Dokumentenanhang und CD unter dem Titel: Peter Huchel. Leben und Werk in Texten und Bildern. Frankfurt am Main 1996.

Gesetz für Rundfunk und Fernsehen in Ungarn

Der Umbau kann beginnen: Nach langem politischen Tauziehen und zähen Verhandlungen trat das neue Rundfunk- und Fernsehgesetz (Mediengesetz) Ungarns, vom Parlament gebilligt, am 1. Februar 1996 in Kraft. Damit ist im ehemaligen Ostblockland, gut fünf Jahre nach der politischen Wende, das Zeitalter des staatlichen Rundfunks vorbei. Für die elektronischen Medien gilt künftig auch in Ungarn das duale System. Nicht nur die Befürworter privaten Rundfunks, sondern auch jene, die den ungarischen »Medienkrieg« vor drei Jahren noch in Erinnerung haben,¹ können jetzt aufatmen.

In den elektronischen Medien wird in der nächsten Zeit einiges in Bewegung geraten, aber es dürfte noch eine Weile dauern, bis der Umbau der Rundfunk- und Fernsehlandschaft beendet ist. Die »alten« staatlichen Sendeanstalten müssen in öffentlich-rechtliche umgewandelt werden, die teils schon bestehenden kommerziellen Sender müssen auf die neue, diesmal abgesicherte gesetzliche Grundlage verpflichtet werden. Mit neuen landesweiten kommerziellen Sendern ist jedoch frühestens 1997 zu rechnen: Zuerst muß noch das oberste Rundfunkorgan, das über neue Frequenzen und Kanäle entscheidet, die »Landeskörperschaft für Rundfunk und Fernsehen« Országos Rádió-Televízió Testület (ORTT) berufen werden.

Verhältnismäßig reibungslos wird wohl nur die Privatisierung vonstatten gehen. Hier steht neben der Vergabe neuer Frequenzen die Privatisierung des Danubius-Radio, eines vormals staatlich kontrollierten, aber kommerziell arbeitenden Rundfunksenders an. Beim Fernsehen werden die Frequenzen von MTV2, des zweiten staatlichen Fernsehprogramms, privaten Anbietern überlassen. Das Programm von MTV2 wird jedoch erhalten, wobei noch unentschieden ist, ob es künftig per Satellit und/oder per Kabel verbreitet wird. Ein weiterer fetter Brocken, der außerdem noch veräußert werden soll, stammt aus der Hinterlassenschaft der sowjetischen Besatzungsmacht: ein Fernsehkanal, der ehemals als Relaisstation für die Versorgung der russischen Truppen im Budapester Ballungsgebiet diente. Er ließe sich ohne Schwierigkeiten zu einem zweiten landesweiten kommerziellen Fernsehsender ausbauen.

Schon eine ganze Reihe ausländischer Medienunternehmen hat ihr Interesse an der Privatisierung angemeldet: Aus Deutschland sind angeblich Bertelsmann, die Ferenczy-Gruppe und - durch seine ungarische Tochter MTM vertreten - der Medienmulti Leo Kirch mit im Spiel. Aber auch Franzosen (TF 1 und Canal plus) und Ame-

rikaner (Ted Turners CNN) befinden sich unter den Konkurrenten. Der Italiener Berlusconi ist interessanterweise noch nicht Sicht.

Wie das Rennen ausgehen wird, steht noch in den Sternen: Es wird nicht alles machbar sein. Das neue Mediengesetz enthält für privatrechtlich organisierte Sender umfangreiche Anti-Monopol-Klauseln. Es läßt als Eigentümer nur Konsortien zu, bei denen die Beteiligung von Einzelpersonen und Ausländern prozentuell begrenzt ist: So ist vorgeschrieben, daß mindestens 26 Prozent Eigentumsanteile eines Senders in ungarischen Händen verbleiben müssen. Außerdem dürfen sich Unternehmer, die bereits Hauptanteilseigner eines Printmediums sind, im elektronischen Bereich nur begrenzt engagieren. Die kommerziellen Sender (mit Ausnahme von Sport- und Musikkanälen) sind zur objektiven Berichterstattung verpflichtet - eine Regelung, die politische Einseitigkeit im Äther unterbinden soll. Dafür dürfen in Zukunft auch private Sender (zum Beispiel regionale Sender mit kulturellem Anspruch) für Aufgaben, die »im öffentlichen Interesse« liegen, Mittel aus einem staatlichen »Programmdienst-Fonds« beantragen.

Die Kritiker der neuen Regelung sprechen vom schwerfälligsten und zugleich sensibelsten Gesetzeswerk, das seit der Wende in Ungarn geschaffen wurde. Und in der Tat zeigt es in wesentlichen Punkten die Spuren des »Medienkriegs« und des wechselseitigen Mißtrauens, das die Politik gegenwärtig bestimmt. Die neuen organisatorischen Strukturen, die das Gesetz vorschreibt, bilden ein kompliziertes Gefüge, dessen einzelne Glieder zudem noch unterschiedliche politische Vorstellungen widerspiegeln. Ihre praktische Handhabung wird umständlich und mühsam: Schnelle Entscheidungsprozesse haben eine Reihe verfahrensmäßiger Hürden zu überwinden. Deren Bremswirkung ist aber durchaus einkalkuliert und könnte sich u.U. durchaus positiv auswirken, beispielsweise dann, wenn es jemand von außen - etwa der Staat oder die Regierung - versuchen sollte, sich in die Rundfunkangelegenheiten einzumischen. Erinnert sei nur an den »Medienkrieg« vor zweieinhalb Jahren, als die Regierung mit brutalen Eingriffen - mit Etatsperre und mit Androhung von Polizeigewalt - die Botmäßigkeit der elektronischen Medien erzwingen wollte. Damit ist es nun vorbei: Das neue Gesetz schafft eine Organisationsstruktur, die einen Eingriff in die Medien von außen praktisch ausschließt bzw. zumindest erschwert. Vom Idealbild eines Rundfunks ganz ohne politische Einflußnahme hat man allerdings auch in Ungarn Abschied nehmen müssen: Das Gesetz läßt den politischen Entscheidungsträgern ein gewisses Mitspracherecht in den verschiedenen Gremien, es sichert jedoch ein

striktes Gleichgewicht zwischen Regierungs- und Oppositionsparteien.

Als oberstes Medienorgan Ungarns fungiert künftig - wie erwähnt - die »Landeskörperschaft für Rundfunk und Fernsehen«. Sie vergibt die Frequenzen, entwirft neue Projekte, kontrolliert die Medienwirtschaft, beobachtet die Programme und nimmt Beschwerden entgegen. Ihre insgesamt sieben Mitglieder werden von den einzelnen Fraktionen des Parlaments gestellt; der Vorsitzende wird vom Regierungschef und vom Staatsoberhaupt gemeinsam ernannt. Die Landeskörperschaft ist allein dem Parlament verantwortlich, ihr Vorsitzender ist gegen Abberufung weitgehend geschützt. Die Objektivität der Mitglieder ist durch eine Reihe von Unvereinbarkeitsklauseln gesichert. Einen ähnlich hohen verfassungsmäßigen Status genießt in Ungarn nur noch das Verfassungsgericht. So könnte man ohne Übertreibung behaupten, daß in der »Landeskörperschaft für Rundfunk und Fernsehen« sich quasi eine unabhängige vierte Gewalt der elektronischen Medien institutionalisiert hat.

Für die Zukunft sind in Ungarn drei öffentlich-rechtliche Sender: der Ungarische Rundfunk, die Ungarische Television und die Duna-Television vorgesehen. Die beiden ersten stammen aus der Erbmasse des alten Regimes vor der Wende, der dritte ist Erbschaft der konservativen Antall-Regierung, gegründet als Satellitenprogramm für die im Ausland lebenden Ungarn. Für diese Sender ist eine Organisationsstruktur gefunden worden, wobei nebeneinander nach den Prinzipien von Stiftung und wirtschaftlichem Unternehmen verfahren wird. Diese Doppelstruktur spiegelt recht genau die politischen Kräfteverhältnisse in den Gremien wider: Bei den Verhandlungen favorisierte die nationalkonservative Seite die Stiftungsform, weil sie einzig darin den wirksamen Schutz gegen die »rote Gefahr« in den Medien gewährleistet sah; die Liberalen dagegen plädierten im Interesse eines finanziell konsolidierten Unternehmens für die Form der Aktiengesellschaft. Als Kompromiß kam eine Verbindung beider Organisationsformen zustande.

Eigentümer der Sender sind drei Stiftungen des öffentlichen Rechts (»Stiftung Ungarischer Rundfunk«, »Stiftung Ungarische Television«, »Stiftung Hungaria Television«) mit jeweils eigenen Kuratorien, deren Mitglieder sich aus Vertretern politischer Parteien, gesellschaftlich relevanter Gruppen (Kirche, Verbände) und der journalistischen Berufsgruppen zusammensetzen. Regierungsparteien und Opposition stellen in diesen Gremien je zur Hälfte die achtköpfigen Vorstände; ähnlich paritätisch wird die Stelle des Vorstandsvorsitzenden bzw. seines Stellvertreters besetzt. Die programmproduzierenden Sender selbst sind Aktiengesellschaften und arbeiten

nach den üblichen wirtschaftlichen Kriterien. Ihr Budget soll - nach deutschem Muster - aus Rundfunkgebühren und aus Werbeeinnahmen bestritten werden.

Kritiker des neuen Gesetzes befürchten, daß die Gremien und Kuratorien der öffentlich-rechtlichen Sender Unsummen verschlingen, während die Programme durch Sparmaßnahmen ausgezehrt werden könnten. Der Vorstand des Fernsehens, Adam Horváth, hat bereits seinen Rücktritt erklärt. Wie allerdings die Umstrukturierung der alten Sender, Personalabbau eingeschlossen, ohne Desaster, ohne Blut und Tränen zu bewerkstelligen ist, vermag noch niemand zu sagen. Eine »Stunde Null« für einen Neuanfang nach Kriterien eines wirtschaftlichen Managements kann es bei laufendem Programm nicht geben. Schmerzhafteste Einschnitte bei den Mitarbeitern, die einen zwar schlecht bezahlten, aber sicheren Status als Angestellte im öffentlichen Dienst genießen, sind kaum zu vermeiden. Sicherlich wird schon aus Existenzangst kaum einer freiwillig auf seine gewohnten, fragwürdigen »Privilegien« verzichten wollen. Damit ist nichts Ehrenrühriges gesagt. Das strukturell korrupte System des staatlichen Rundfunks zwang viele seiner durchaus anständigen Mitarbeiter dazu, neben ihrer Tätigkeit als Angestellter des Senders noch ein kleines Privatunternehmen mit Nutzung rundfunkeigener Einrichtungen (wie Studios, Kameras, Schneidetische usw.) zu betreiben. Viele finden ihr finanzielles Auskommen nur durch solche Tricks. Daß es in einer Aktiengesellschaft so nicht weitergehen wird, ist jedermann klar.

Susanna Grossmann-Vendrey,
Frankfurt am Main
András Székfü, Budapest

¹ Vgl. Susanna Grossmann-Vendrey/András Székfü: Ein Lehrstück in praktischer Demokratie. Ungarns Regierung greift nach den elektronischen Medien. In: Mitteilungen StRuG Jg. 19 (1993), H. 1, S. 29-32.

Rezensionen

Die ästhetische Faszination des Nationalsozialismus Positionen und Probleme

Peter Reichel

Der schöne Schein des Dritten Reiches.
Faszination und Gewalt des Faschismus.
München, Wien: Carl Hanser Verlag 1991,
452 Seiten.

Karsten Witte

Lachende Erben, Toller Tag.
Filmkomödie im Dritten Reich.
Berlin: Verlag Vorwerk 8 1995, 276 Seiten.

Ulrich Herrmann/Ulrich Nassen (Hrsg.)

Formative Ästhetik im Nationalsozialismus.
Intentionen, Medien und Praxisformen totalitärer
ästhetischer Herrschaft und Beherrschung.
Weinheim, Basel: Beltz Verlag 1994, 250 Seiten.

Franz Dröge/Michael Müller

Die Macht der Schönheit.
Avantgarde und Faschismus oder Die Geburt der
Massenkultur (= Europäische Bibliothek, Bd. 21).
Hamburg: Europäische Verlagsanstalt 1995,
419 Seiten.

»Rundfunk und Geschichte« ist ein Thema, das nicht allzu eng gefaßt werden darf, um den Blick auf übergreifende Zusammenhänge - Stichwort Intermedialität - nicht zu versperren. Die Gefahr, dabei in modische Unverbindlichkeit abzugleiten, die dann auch weit Abliegendes und miteinander kaum noch Verbundenes unter dem Motto der Pluralität nebeneinander zu besprechen rechtfertigt, ist jedoch groß. Gerade dann bedarf es der Konzentration auf den Ausgangspunkt, der Orientierung an »Rundfunk und Geschichte«.

Auf den ersten Blick haben die vier hier zu besprechenden Bücher unter dieser Perspektive nur wenig zu bieten. Einzig Peter Reichel widmet dem Rundfunk in der nationalsozialistischen Zeit ausdrücklich ein Kapitel, das er jedoch mit Presse und Film teilen muß, so daß ihm am Ende gerade zwölf Seiten bleiben (S. 159-171). Bei genauerer Lektüre finden sich zwar noch vor allem bei Franz Dröge und Michael Müller einige Hinweise zum Rundfunk, doch handelt es sich dabei nur um Lesefrüchte aus älteren einschlägigen Arbeiten, von Pohle über Diller bis Klingler. Auf der Suche nach neuer, inhaltlicher Information zur Rundfunkgeschichte wird man also nicht fündig werden. Die Gewinne liegen statt dessen auf Seiten der Horizonterweiterung: durch interessante, möglicherweise übertragbare Hypothesen und ebensolche methodischen Ansätze, die sich mit einiger Mühe aus 1 400 Seiten denn doch herausarbeiten lassen.

Inhaltlich geht es allen Autoren vor allem darum, das Herrschaftssystem des Nationalsozialismus durch eine umfassendere Sicht besser erklären zu können. Die Gewalt, die diktatorische Seite des nationalsozia-

listischen Staates, ist zwar oft und ausführlich beschrieben worden. Wer sich darauf zu beschränkt, übersieht jedoch die breite Zustimmung, die dessen Herrschaft bis Anfang der 40er Jahre in Deutschland erfuhr. Und diese Zustimmung war nicht durch Gewalt erzwungen; das Regime bot Anreize, die vielen seine Mängel tolerabel erscheinen ließen. Das konnte nicht zuletzt deshalb funktionieren, weil die Anreize zum Teil direkt auf die bewußten Bedürfnisse der Menschen abgestimmt waren. Doch insgesamt waren sie komplex konstruiert, verwoben Rationales und Emotionales, Bewußtes und Unbewußtes, Politisches und Unpolitisches zu einer nur schwer durchschaubaren manipulativen Einheit. Die Ästhetik wurde zu einer Dimension von eigenem Gewicht, das von den Nationalsozialisten nie gering geschätzt wurde. Und mit einem Mal werden Zäsuren brüchig, die letztlich nur von der Politik her bestimmt sind; Kontinuitäten zwischen Weimarer Republik und nationalsozialistischem Staat, aber auch zwischen nationalsozialistischem Staat und den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg treten in den Blick.

Die Komplexität ästhetischer Phänomene bildet jedoch ein großes Problem für jede Analyse, insbesondere wenn nicht nur die Produkte und ihr Entstehungskontext, sondern auch noch Fragen der Rezeption und Wirkung thematisiert werden sollen. Allzu schnell wird dann häufig von der Intention auf die tatsächliche Wirkung geschlossen, die ältere Propagandaforschung ist von diesem Ansatz geradezu beherrscht.

Trotzdem ist kein Grund zur vollständigen Resignation gegeben. Wirkungsspuren lassen sich in den verschiedensten Quellen ausmachen. Nicht nur, daß die alten Quellen gleichsam gegen den Strich neu zu lesen sind; unter mentalitätsgeschichtlichem Aspekt - denn in diese Richtung weist alle auf ästhetische Fragen gerichtete Forschung - sind auch die Möglichkeiten autobiographischer Analyse noch längst nicht ausgeschöpft. Und schließlich ist es ja auch hilfreich, sich klarzumachen, daß selbst die modernen Sozialwissenschaften letztlich bislang keine definitiven Wirkungsgesetze haben aufstellen können.

Die neue Schwerpunktsetzung innerhalb der Forschung über den Nationalsozialismus ist seit rund zehn Jahren im Gange. Trotz verschiedener wichtiger Vorarbeiten war die mittlerweile fünf Jahre alte Studie Peter Reichels in gewisser Weise aber doch bahnbrechend - das zeigt nicht zuletzt ihre breite Rezeption. Obwohl methodisch völlig unspektakulär, weil einzig vorliegende Literatur sekundär verarbeitend, liegt das Verdienst des Hamburger Politologen nicht nur darin, ein gewaltiges Repertoire an Kulturgeschichtsschreibung umfassend verarbeitet zu haben, sondern aufgrund systematischer Neuordnung bekannten Materials eben das Doppelgesicht der nationalsozialistischen Diktatur mit seiner Gewalt und seiner Faszination nicht nur in einzelnen Aspekten, sondern insgesamt scharf ausgeleuchtet zu haben. Reichel bringt Phänomene auf den Begriff, ohne deren Berücksichtigung eine plebiszitäre Massenbewegung

wie der Nationalsozialismus nicht hinreichend zu analysieren ist.

Reichels Argumentation führt in die Vorgeschichte des Dritten Reiches weit zurück. Zentral erscheint ihm, daß bereits im frühen 19. Jahrhundert ein stark kulturell gefärbter Begriff von Politik immer weitere Verbreitung fand. Daran anknüpfend entwickelte sich ein breites Repertoire politischer Rituale, das bei jener strukturellen Entdifferenzierung von Kultur und Politik, die die Nationalsozialisten schließlich auf die Spitze trieben, so vorteilhaft instrumentalisiert werden konnte. Nicht die Ästhetik wurde politisiert, wie dies die Linke in den Jahren der Weimarer Republik versucht hatte, die Politik selbst wurde ästhetisiert.

Die Tragfähigkeit seiner Thesen demonstriert Reichel an vielfältigem Material. »Schöner Schein«, das ist ihm nicht nur Stichwort zur Analyse spezifisch nationalsozialistischer Politikinszenierung wie bei Reichsparteitagen, Totengedenkfeiern und SS-Zeremonien; der Politologe durchschreitet auch den ganzen Kreis alltäglichen Lebens und prüft seine Prägung durch die braunen Machthaber. Ausführlich widmet er sich Presse, Rundfunk, Film, Architektur und zeitgenössischem Produktdesign genauso wie der entstehenden, sofort durch KdF instrumentalisierten Freizeitgesellschaft und der Welt des Sports mit dem Paradigma Olympiade 1936. Daß am Ende die traditionellen Künste Literatur, Musik und Bildende Kunst nicht fehlen können, versteht sich fast von selbst.

Kein Buch kann alles behandeln, und so sind Reichels »Defizite« denn auch nur in Führungszeichen zu setzen. Ergänzungsbedürftig ist seine Studie in zweierlei Richtung: Zum einen bedarf sie intensiver empirischer Forschung - nicht zuletzt im Rundfunkbereich -, um die Tragfähigkeit der allgemeinen Thesen am Detail zu überprüfen und das Modell insgesamt zu konkretisieren. Zum anderen bedarf es jedoch auch weiterer theoretischer Diskussionen, um verschiedene, bislang noch weitgehend voneinander getrennte diskursive Felder miteinander zu verbinden. Das neue Interesse an der Ästhetik des Nationalsozialismus darf nicht übersehen, daß es eine umfangreiche Forschung zur Avantgarde des Jahrhundertbeginns gibt, die auch immer wieder das Verhältnis von Faschismus und Avantgarde thematisiert hat.

Als Konkretisierung Reichelscher Überlegungen könnte Karsten Wittes Studie über die Filmkomödie im Dritten Reich gelesen werden: Witte interessiert sich für den Massenerfolg des Nationalsozialismus und dabei wiederum für ästhetische Phänomene wie den Film und konkret: was »als unterhaltend im Faschismus gilt« (S. 42). Eine Beeinflussung durch Reichel in striktem Sinne ist dabei jedoch auszuschließen: Die Studien und Zeitungsartikel, die in Wittes Sammelband zusammengefaßt sind, erschienen bereits in den 70er und 80er Jahren. Aber die erneute Veröffentlichung dürfte durchaus im Zusammenhang mit der Aufmerksamkeit stehen, die Reichels Buch gefunden hat.

Die Auseinandersetzung mit Wittes Werk ist kompliziert. Vordergründig könnte darauf hingewiesen werden, daß sein Hauptteil aus der fast unverändert übernommenen Dissertation von 1986 besteht und ein weiterer größerer Teil aus zwei Kapiteln eines 1979 veröffentlichten Sammelbandes - beides leicht zugänglich; der Rest - sieben Zeitungs- und Zeit-

schriftenartikel - hat daneben vergleichsweise wenig Gewicht. Doch gerade letzteres könnte ganz anders gesehen werden - wie überhaupt Wittes Zugriff zu wissenschaftstheoretischen Diskussionen reizt. Und die sind nicht gerade leicht zu führen, weil eine gewisse Pietät zu wahren ist: Der gerade 51jährige Wissenschaftler, seit 1992 Professor an der Freien Universität Berlin, ist im Oktober 1995 gestorben.

Im Zentrum der Auseinandersetzung muß Wittes Frankfurter Dissertation stehen, die der Autor mit einer neuen »Vorbemerkung« versehen und ansonsten nur in vernachlässigenswertem Umfang verändert erneut vorgelegt hat. Sein Thema - die Filmkomödien im Dritten Reich - behandelt er strikt chronologisch, jedem Jahr von 1933 bis 1939 ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Dann bricht die Arbeit ab. Die Kapitel wiederum bestehen einzig und allein aus Interpretationen einzelner Filme, mehr oder minder überganglos aneinandergereiht. Wittes Arbeit könnte auf diese Weise als Filmlexikon dienen, allerdings wurde auch beim Neudruck unverständlicherweise darauf verzichtet, das Ganze durch ein Titel- und Personenregister leichter nutzbar zu machen.

Auf diese Weise artikuliert sich ein Wissenschaftsverständnis, auf das die Begrifflichkeit der Jahrhundertwende in Reinkultur anzuwenden ist. Der Heidelberger Neukantianer Wilhelm Windelband hat damals den Gegensatz von idiographischen und nomothetischen Modellen entwickelt, denen er paradigmatisch die dem Einzelfall zugewandte Geschichte und die nach gesetzmäßigen Verallgemeinerungen suchenden Naturwissenschaften zuordnete. Witte ist ein extremer Verfechter idiographischer Geschichtsschreibung, der jede explizite Verallgemeinerung seiner Thesen strikt verweigert. Diese Verweigerung ist an zwei Stellen genauso offenkundig wie obsolet: Zum einen vermag auch Witte nicht jede deutsche Filmkomödie der nationalsozialistischen Jahre zu analysieren. Er beschränkt sich auf einen Teil, je nach Jahr zwischen einem Drittel und der Hälfte der Produktion. Auswahlkriterien nennt er nicht, man ist auf das Vertrauen in die Kompetenz des Autors, schon das Aussagekräftige ausgewählt zu haben, verwiesen. Was das denn sei, wird - zum anderen - nicht expliziert; es wird nur angedeutet, denn Witte faßt zusammen und gruppiert die einzelnen Filme in deutlich voneinander getrennte Abschnitte. Die Mühe des Begriffs verweigert er jedoch auch hier; den einzelnen Einheiten fehlen Titel, sie werden nur schlicht durchgezählt.

Cineasten mag dieses Vorgehen begeistern, bekommen sie doch eine Menge interessanter Informationen zu einzelnen Filmen, die in der Regel zudem erfrischend unpräzise formuliert sind. Kulturgeschichtlich reizvoll wird das Ganze jedoch nur, wenn man entweder Anekdotisches goutiert oder die Zusammenhänge selbst herzustellen sucht. Denn übergreifende Themen arbeitet Witte genausowenig heraus, wie er etwa den sich abzeichnenden Medienverbund thematisiert. Die offensichtlichen Verbindungslinien gerade zwischen heiterer Gebrauchsdramatik und Filmkomödie werden entweder überhaupt nicht erwähnt (z. B. bei »Petermann ist dagegen«, S. 136f.) oder explizit ignoriert (z. B. bei »Straßenmusik«, S. 267, Anm. 1). Anscheinend hat Witte die Problematik seiner wissenschaftstheoretischen Position später selbst gesehen. Die knappen Thesen, die er seiner

alten Dissertation vorangestellt hat (S. 46 ff.), vermögen die angesprochenen Mängel allerdings nicht zu kompensieren.

Ausdrücklich auf den Ansatz Reichels bezieht sich der von Ulrich Herrmann und Ulrich Nassen herausgegebene Sammelband, wenn als Thema formuliert wird, »die Voraussetzungen, Praktiken und Auswirkungen der ästhetischen Inszenierung nationalsozialistischer Herrschafts- und Beherrschungspraxis an ausgewählten repräsentativen Beispielen [zu] untersuchen« (S. 9). Und die Erwartungen werden noch höher geschraubt, wenn es kurz darauf heißt, daß es um »die Aspekte der Präformierung, Sozialisierung und Instrumentalisierung von Wahrnehmung, Erleben und Verhalten« geht und »die Einsicht in die Mechanismen des Bewirkens von bestimmten Bewußtseinsformen und die Einsicht in die kognitive Struktur des Bewirkten« im Vordergrund stehen soll (S. 12).

Offensichtlich waren dies allerdings nur die Ziele, unter denen 1991 ein Symposium am Bielefelder Zentrum für interdisziplinäre Forschung abgehalten wurde, von dessen Vorträgen 16 Eingang in den Sammelband fanden, der textgleich auch als 31. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik vorgelegt wurde. Die allermeisten Autoren thematisieren nur den einen oder anderen Aspekt und noch dazu auf gänzlich unterschiedliche Weise.

Im ersten Hauptteil »Mediale Symbolisierungen und ästhetische Praxis der totalitären Herrschaft über Wahrnehmung und Bewußtsein« werden fünf Beiträge präsentiert: Martin Loiperdinger beschreibt präzise die Entstehung des ersten, als verschollen geltenden Parteitagfilms von Leni Riefenstahl »Sieg des Glaubens« und Ulrich Linse ergänzt dies durch eine Analyse des Films »Ewiger Wald«, der als filmische Umsetzung von Rosenbergs »Mythus des 20. Jahrhunderts« interpretiert werden kann. Die - allerdings nur implizite - Gegenüberstellung von zwei Typen nationalsozialistischer Kulturideologie wird fortgesetzt in den Beiträgen von Elke Harten, die sich mit dem nationalsozialistischen Regenerationsmythos in Ausstellungen und Weihehallen beschäftigt, sowie von Thomas Alkemeyer und Alfred Richartz, die die Präformierung faschistischer Körperbilder (Beispiel Olympiade 1936) durch die Jugendbewegung herausarbeiten. Thomas Balistier steuert schließlich psychoanalytisch inspirierte Überlegungen zur Gewaltfaszination der SA in der sogenannten Kampfzeit bei.

Der zweite, weit umfangreichere Teil ist unter dem Titel »Formative Ästhetik als Instrument zur mentalitären Beherrschung von Jugendlichen« dem pädagogischen Ansatz der Nationalsozialisten gewidmet. Was darunter zu verstehen ist, erläutert Ulrich Herrmann, indem er ebenso wichtige, keineswegs nationalsozialistische oder faschistoide Vorläufer vorstellt: Die Jugendlichen sollen nicht individuell, sondern in Formationen erzogen werden und dabei sollen vor allem ästhetische, nicht intellektuelle Prägungen im Vordergrund stehen. Sechs Beiträge versuchen dies mehr oder minder stringently zu konkretisieren.

Besonderer Stellenwert kommt dabei der Untersuchung Gisela Miller-Kipps zu, die sich mit dem Reichsarbeitsdienst für die weibliche Jugend beschäftigt. Methodisch hochreflektiert, nähern sich ihre Ausführungen als einzige in umfassender Weise den Zielen des gesamten Projekts: Am Detail vermag sie

nicht nur die spezifischen Intentionen des weiblichen Arbeitsdienstes nachzuzeichnen, sondern auch die psychologischen Voraussetzungen typisierend zu verdichten (»ewig junge »Arbeitsmaid«) und wichtige Überlegungen zur Wirkung anzustellen. Ihre Auswertung von authentischer Erlebnisliteratur und im nachhinein veröffentlichten Erinnerungsberichten zeigt, welche Erkenntnismöglichkeiten in dieser Hinsicht noch vorhanden sind. Denn die emotionale Prägung verrät sich gerade in Nebensächlichkeiten, die den Autorinnen kaum bewußt gewesen sein dürften.

Auch Lorenz Pfeifer stellt mit seinem Beitrag über die Militarisierung und Disziplinierung des Sportunterrichts an höheren Knabenschulen wichtige Einsichten bereit, indem er eine wesentliche Voraussetzung für den Erfolg nationalsozialistischer Maßnahmen beschreibt: eben die, gar nicht spezifisch nationalsozialistisch zu sein, sondern weit (in diesem Fall: unter der Sportlehrerschaft) verbreitete Forderungen aufzunehmen und zu verwirklichen. Harald Scholz zeigt am Beispiel der Verpflichtungsrituale für 14jährige ein Stück Heterogenität des Nationalsozialismus, Martin Kipp beschreibt eindringlich die Militarisierung der Lehrlingsausbildung beim neu entstehenden VW-Werk, Ulrich Nassen beschäftigt sich mit Arbeitsdienstliteratur für Kinder und Jugendliche, und Monika Wagner untersucht die Programmatik der Fresken im Karlsruher Helmholtz-Gymnasium.

Nicht ganz nachzuvollziehen ist, warum Friedrich Kochs Beschäftigung mit Hans Steinhoffs »Hitlerjunge Quex« nicht im Kontext mit den beiden anderen Filmanalysen präsentiert wird und warum die weit ausholenden theoretischen Überlegungen von Wolfgang Manz zu den Voraussetzungen von Arbeitsbereitschaft nicht ebenfalls ausgegliedert wurden. Der abschließende, gesondert aufgeführte Beitrag von Hans-Christian Harten über die eschatologischen Komponenten einer spezifischen Richtung des Nationalsozialismus stände dann weniger isoliert da.

Ein gewisses Theoriebedürfnis, das alle drei bislang besprochenen Bücher unbefriedigt lassen, wird durch den Band Franz Dröges und Michael Müllers mehr als befriedigt. Hat man deren Opus bewältigt, sehnt man sich förmlich wieder nach Anschaulichkeit und Empirie, denn an beidem mangelt es der extrem elaborierten Gedankenführung und Diktion. Die Autoren haben ein großes Ziel vor Augen - ihnen geht es um das Insgesamt der Kultur und seiner Entwicklung: Ihr Thema ist nichts weniger als die »Transformation der Kultur durch Avantgarde und Nationalsozialismus in die (sic!) einer Massenkultur« (S. 9). Als Vorbereitung und Einstimmung präsentieren sie deshalb eine akzentuierende, an Wolfgang Welschs Thesen orientierte Skizze ästhetischer Theorie seit Baumgarten und Kant sowie ein knappes Modell des Kulturprozesses überhaupt (Teil I).

Im folgenden geht es um dessen Entfaltung - allerdings nur um die »Darlegung der historischen Konstitution, d.h. der tatsächlich konzeptionell in sie eingehenden Bestände, nicht ihres kontingenten historischen Herausbildungsprozesses« (S. 375). In wenigen Worten läßt sich dies etwa folgendermaßen skizzieren: Die affirmative Kultur des Kaiserreichs entsprach immer weniger dessen sozioökonomischen Gegebenheiten. Immanente Reformbemühungen unterschiedlichster Spielart waren zum Scheitern ver-

urteilt (Teil II). Erst die Avantgarde im Ersten Weltkrieg wie in der Weimarer Republik war in der Lage, grundsätzliche Alternativen aufzuzeigen. Sie zielte auf eine erneute Verbindung von Kunst und Leben, auf eine grundlegende Politisierung der Kunst, auf Massenkultivierung (Teil III). Die in diesem Programm enthaltenen grundsätzlichen Ambivalenzen wurden durch die Nationalsozialisten eliminiert, der Rest übernommen - die massenkulturelle Orientierung wurde mit der Perspektive auf eine »ästhetisch luxurierende Konsumentenkultur« (S. 235) uminterpretiert und als Herrschaftsmittel instrumentalisiert. »Dieses Konzept stieß bei der Bevölkerung auf Verständnis und Begeisterung, nicht nur als Zwang, was wir von den Konzepten der Avantgarde schwerlich behaupten können. Bei aller Barbarei ist also das faschistisch interpretierte kulturelle Transformationsmodell offenkundig das akzeptanzfähigere«, müssen Dröge und Müller zugeben (S. 285) und betonen auf dieser Basis auch gleich die Kontinuität zur Nachkriegszeit - trotz des »Wechsels der Sinninstanz«: Die Massenkultur des Nationalsozialismus war prinzipiell anschlussfähig - so ihre häufig gebrauchte Vokabel -, allein »die Ökonomie rückt in die Platzhalterschaft der gestürzten Politik« (S. 264)(Teil IV).

Dröge und Müller ergänzen diese erstaunlich stringent umgesetzte große Argumentationslinie nicht nur durch eine Fülle von flankierenden Detailthesen, sondern auch durch Anflüge von Empirie. In insgesamt zehn, einzelnen Beispielen gewidmeten Abschnitten versuchen sie darzustellen, wie konkrete kulturelle Phänomene vor diesem theoretischen Hintergrund zu interpretieren sind. Als ganz unterschiedliche kaiserzeitliche Reformer präsentieren sie die Architekten Josef Hoffmann und Adolf Loos, für die Avantgarde Ferdinand Kramer und El Lissitzky. Beim Nationalsozialismus verflüchtigt sich diese Personalisierung jedoch schnell. Unter den Stichworten »Masseninszenierung«, »Medienverbund« und »Werbung für die »nivellierte Mittelstandsgesellschaft« lassen sie sich auf strukturelle Analysen ein, die sehr schnell anfechtbar werden. Umstandslos wird etwa Wahlkampf zur Vorform des Medienverbundes stilisiert, werden Einzelbeobachtungen überbewertet (beispielsweise der Stellenwert der von Alfred Rosenberg herausgegebenen Zeitschrift »Kunst im Dritten/Deutschen Reich«) oder massive Thesen ohne viel Begründung plaziert (»gibt es keinen wirklichen Bruch zwischen nationalsozialistischer und BRD-Massenkultur«, S. 371).

Es wäre nun allerdings verfehlt, den groß angelegten theoretischen Entwurf durch den Nachweis einiger empirischer Unzulänglichkeiten entwerten zu wollen. Dazu bedürfte es systematischerer Detailforschung - wenn man überhaupt geneigt ist, der nicht unumstrittenen wissenschaftstheoretischen Position der Falsifizierbarkeit von Theorien durch Empirie zuzustimmen.

Auch der Hinweis darauf, daß das theoretische Modell insgesamt so neu nun auch wieder nicht ist, wie man vielleicht vermuten könnte, darf nur am Rande erfolgen. Immerhin verblüfft es dabei aber doch, wie viele Grabenkämpfe in diesem Kontext von Dröge und Müller ausgefochten werden, wie die innerwissenschaftliche Auseinandersetzung manchmal in einer kaum noch nachvollziehbaren Weise zuge-

spitzt wird. So weit sind die Autoren am Ende bei der Bewertung der kulturellen Prozesse um Avantgarde und Faschismus von Wissenschaftlern wie Vittorio Lampugnani oder Heinrich Klotz auch wieder nicht entfernt, wie ihre Polemik glauben machen will.

Die Diskussion muß sich vielmehr auf ganz zentrale Prämissen konzentrieren. Die wichtigste ist die ausdrückliche Übernahme der aus anderen Kontexten bekannten »Sonderwegs«-These durch die beiden Autoren: Die Durchsetzung der Massenkultur sei »mit der massendemokratischen Entwicklung der westlichen Gesellschaften und mit den Prosperitätsschüben ihrer kapitalistischen Ökonomien zusammengefallen«, in Deutschland aber hätten sich die Zusammenhänge »in mannigfachen Schieflagen befunden« (S. 375). Eine solche »Schieflage« war denn zweifellos der Nationalsozialismus mit seiner spezifischen Interpretation von Massenkultur. Selbst wenn man aber nun die bereits zitierte These hinzunehmen bereit ist, daß es »keinen wirklichen Bruch zwischen nationalsozialistischer und BRD-Massenkultur« gegeben habe, muß doch das beiläufige Statement überraschen, daß »anderwärts, z.B. in den USA, (...) der ökonomische Prozeß allein freilich nahezu dasselbe Resultat gehabt« habe (S. 373). Diese Behauptung könnte sich zum Sprengsatz für den gesamten kulturwissenschaftlichen Ansatz erweisen: Einmal empirisch erhärtet, käme durch diese Betonung der ökonomischen Eigendynamik der Primat der (Kultur-)Politik erheblich ins Straucheln. Die Position des Nationalsozialismus in der deutschen Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts müßte neu bestimmt werden.

Das angesprochene Problem eröffnet weite Perspektiven, womit auch gleich der Bogen zum Anfang dieser Sammelbesprechung geschlagen werden kann. Obwohl programmatisch als »Ästhetisierung des Alltags« mehr das Produktdesign als die Massenmedien im Zentrum von Dröge und Müllers Argumentation steht, kehren sie immer wieder zum Rundfunk zurück, wenn sie die massenkulturellen Entwicklungen im Nationalsozialismus konkreter beschreiben (v.a. S. 241f., 280, 295ff.). Die bisherige empirische Forschung vermag jedoch kaum die Last ihrer theoretischen Folgerungen zu tragen. Hier ist Abhilfe zu schaffen. Dröge und Müller haben eine prägnante These formuliert, wenn sie behaupten, daß Massenkultur ein Herrschaftsmittel sei, das strukturell unempfindlich gegen den Wechsel der Sinninstanz - Politik oder Ökonomie - ist. Vielleicht haben sie ja mit ihrer Behauptung recht, daß der ökonomische Prozeß in den USA zu einem vergleichbaren Radioprogramm geführt habe wie die nationalsozialistische Diktatur in Deutschland. Der rundfunk- wie kulturgeschichtlichen Diskussion würden einige empirische Studien zu diesem Thema nur gut tun.

Konrad Dussel, Mannheim

Fernsehgeschichte, aber die Fernsehgeschichte der Bundesrepublik?

Knut Hicketier (Hrsg.)

Institution, Technik und Programm.

Rahmenaspekte der Programmgeschichte des Fernsehens (= Geschichte des Fernsehens in der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 1).

München: Wilhelm Fink Verlag 1993, 428 Seiten.

Helmut Schanze/Bernd Zimmermann (Hrsg.)

Das Fernsehen und die Künste.

(= Geschichte des Fernsehens in der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 2).

München: Wilhelm Fink Verlag 1994, 431 Seiten.

Wer in den 80er Jahren den Stand der Diskussion um den richtigen Zugang zur Geschichte des Hörfunk- und Fernsehprogramms verfolgte sowie versuchte, die wenigen und thematisch unkoordiniert angefertigten und somit weit gestreuten Einzelstudien mit Schwerpunkten in kulturell anspruchsvollen Programmsegmenten zu übergreifenden Gesamtdarstellungen zusammenzufassen, konnte den forschungsorganisatorischen Ansatz des Sonderforschungsbereichs 240 »Bildschirmmedien« der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Siegen nur begrüßen. Jetzt schien es zum ersten Mal möglich, daß in einem langfristig angelegten und mit großer Personalausstattung arbeitenden Forschungsverbund einerseits methodische Probleme einer systematisch angelegten wie historischen Programmanalyse ausführlich behandelt würden. Andererseits schien nun auch Gewähr dafür gegeben, daß der Sonderforschungsbereich mit Hilfe dieses methodischen Rüstzeugs, d.h. mit mehr oder weniger einheitlichen Fragestellungen, die in 30 bis 40 Jahren aufgelaufenen Massen an »Programmstoff« bearbeiten werde (mit dem zusätzlichen Effekt übrigens, die entwickelten analytischen Instrumentarien auch auf weitere Untersuchungsfelder, z.B. bei der Aufarbeitung der Programmgeschichte des Hörfunks, anwenden zu können). Schließlich hoffte der eine oder andere auf elaborierte Ergebnisse, die auch das Gespräch mit der Geschichtswissenschaft über die Relevanz der Medien im gesellschaftlichen Kontext erleichtern könnten.

Es fragt sich daher, ob die jetzt in fünf Bänden vorliegende »Geschichte des Fernsehens in der Bundesrepublik Deutschland« diesen Ansprüchen gerecht wird. Daß es nicht gelungen ist, den Ertrag eines so umfangreichen und personell so weitverzweigten Unternehmens »unter einen Hut zu bringen«, ist zwar bedauerlich, war aber wohl kaum zu vermeiden. Ob alle Brüche und Spannungen zwischen den Bänden und den einzelnen Beiträgen, vor allem jedoch die z.T. sehr unterschiedliche Qualität der Abhandlungen unvermeidlich waren, werden sich die Herausgeber ernsthaft fragen lassen müssen.

Noch schwerwiegender ist, daß in seiner Gesamtgliederung das Werk in eine dreibändige (Bde. 2 bis 4) Darstellung der einzelnen Fernsehgenres einerseits und in eine zweibändige Darstellung von Produktionsvoraussetzungen bzw. Folgewirkungen, d.h.

des institutionellen und - etwas hoch gegriffen formuliert - des gesellschaftlichen Zusammenhangs (Bde. 1 u. 5) zerfällt. Es wird der Ertrag der beiden letztgenannten Bände für die Einzeldarstellungen selten fruchtbar gemacht, was den Bezug der einzelnen Programm-gattungen, des Angebots bzw. dessen Entwicklung, zu den sich im Laufe der Jahre verändernden Tages- bzw. Wochenrhythmen des strukturierten Gesamt-»Programms« meist verloren gehen läßt. Wie einige gelungene Beiträge im übrigen zeigen, sind ja auch die ästhetischen und thematischen Konventionen des Programmangebots bzw. seine Veränderungen nicht sinnvoll ohne den Bezug zum Mainstream des Wandels im Ganzen denkbar, doch wird die Entwicklung der Programmstrukturen für das Gesamtwerk weitgehend folgenlos von Knut Hicketier im Bd. 1 behandelt. Dabei zeigte ein konsequentes Nachzeichnen der Änderungen in der zeitlichen Plazierung eines Genres dessen Wertigkeit im Selbstverständnis der Programm-macher bzw. seine Zuordnung zu spezifischen Nutzerkreisen an. Bezeichnenderweise wird auch die Darstellung der Fern-sehnutzung in Bd. 5 - ebenfalls verfaßt von Hicketier -, für die einzelprogrammbezogenen Beiträge nicht herangezogen. Dabei kann vermutlich unschwer nachgewiesen werden, daß sich Zuschauerquoten auch in den langen Jahren des öffentlich-rechtlichen Monopols weniger auf abrupte Veränderungen von Gestaltung und Plazierung bzw. das Auftauchen und Verschwinden einzelner Programm-gattungen bzw. Sendereihen auswirkten, diese sich vielmehr langsamer als heute und teilweise kaum bemerkbar wandelten. Erst bei umfassenderen Bestandsaufnahmen an den Zäsuren der Programm-geschichte - ein in den Bänden trotz mancher Anstrengung ungelöst gebliebenes Problem, dem man vielfach durch eine einfache Dekadengliederung zu entkommen sucht - könnte man feststellen, daß auch die beiden Monopolanbieter ARD und ZDF auf Veränderungen in der Lebensweise sowie die Bedürfnisse ihrer Zuschauer reagierten.

Bleiben also für die auf einzelne Programme bezogenen Beiträge Rahmenaspekte aus Gründen der Gesamtgliederung weitgehend folgenlos, so dispensieren sich die Herausgeber auch dezidiert davon, den zeitgeschichtlichen sowie institutionellen Kontext als relevanten Faktor der Genese und des Wandels des Fernsehprogramms näher zu untersuchen - ein Faktor, der die Qualität des Gesamtwerkes erheblich beeinträchtigt: »Ereignisse der allgemeinen Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Phänomene der allgemeinen Kulturgeschichte und Mediengeschichte [kommen] nur so weit in den Blick (...), als sie sich konkret erkennbar auf Bild und Ton der Sendungen auswirkten« (Bd. 1, S. 11). Damit wird programmatisch festgehalten, daß das Sammelwerk den Ansprüchen moderner Kommunikationsgeschichte entsagt: der ist es ja gerade um die Wechselwirkung von gesellschaftlichen und institutionellen Bedingungen einerseits und medial vermittelter Aussage andererseits zu tun.

In den Einzelbeiträgen wirkt sich dies so aus, daß für den Zusammenhang von Institution und Programm vielfach nur die teilweise zu Klischees geronnenen Versatzstücke des zeitgenössischen öffentlichen Rundfunkdiskurses reproduziert werden. Dies ist

z.B. der Fall in dem Beitrag über die Politikmagazine, wo die gegenseitigen Vorwürfe der parteipolitischen Einseitigkeit einerseits und die Forderung nach Ausgewogenheit andererseits wiederholt werden, ohne daß die Handlungs- und Aussagekontexte der betreffenden Jahre neu ausgemessen würden. Das hat auch damit zu tun, daß internes Material aus den Aktenarchiven in erster Linie der Rundfunkanstalten bzw. öffentlicher Archive, das häufig eine im Gegensatz zu den Zeitgenossen differenzierende Sicht erlaubt, fast nie herangezogen wurde; und das lag nicht nur an dem gelegentlich eingeschränkten Zugang.

Da jedoch manche Autoren auf den zeit-, sozial- und kulturhistorischen Kontext für ihre Detailanalysen nicht verzichten können und wollen, »zimmern« sie sich einen solchen für den »Eigengebrauch« zurecht. Besonders deutlich wird dies z.B. in dem Beitrag von Siegfried J. Schmidt und Renate Spieß über die Fernsehwerbung in Band 4, die ohne diesen Rahmen nicht auskommen wollen. Die zeitgeschichtlichen Durchblicke sind in der Regel unbefriedigend: Wäre da nicht ein höheres Maß an Arbeitsteilung bzw. Integration von Teilergebnissen möglich gewesen?

Exemplarisch für eine gewisse Widersprüchlichkeit in der Anlage des Gesamtwerkes und seine inneren Brüche ist z.B. auch, daß trotz der zitierten Beschränkung Joan Bleicher einen Überblick über die »Institutionengeschichte des Fernsehens« gibt (Bd. 1, S. 67ff.). Doch auch er wird gleichfalls für die weitere Darstellung nicht fruchtbar gemacht. Er kann es auch nicht - und damit beginnen wir nach der Gesamtschau mit der Detailanalyse von Bd. 1 -, da der Beitrag die vorhandene Literatur kompiliert und nicht einmal in Ansatzpunkten Kriterien für eine Zusammenschau von Institutionen- und Programmentwicklung enthält. Bleichers gelegentliche Äußerungen z.B. zu ökonomischen Aspekten von Programmveränderungen lesen sich dann etwa so: In den 70er Jahren habe die »Reorganisation des Redaktions- und Produktionsbetriebs unter dem Diktat von Effizienzsteigerungen zu Programmverflachungen« geführt (Bd. 1, S. 110). Ähnlich folgenlos bleibt der konzise technikgeschichtliche Abriss von Siegfried Zielinski (S. 135ff.).

Weitere Grundsatzfragen der Programmentwicklung werden in den Beiträgen von Monika Elsner, Thomas Müller und Peter M. Spangenberg »Zur Entstehungsgeschichte des Dispositivs Fernsehen« (S. 31ff.), Knut Hickethier »Dispositiv Fernsehen, Programm und Programmstrukturen in der Bundesrepublik Deutschland« (S. 171ff.) und Gebhard Rusch »Fernsehgattungen in der Bundesrepublik Deutschland« (S. 289ff.) behandelt. In ihnen geht es darum, das Gesamtangebot und seine Veränderungen auch aus den Impulsen der spezifischen situativen Konfiguration des Fernsehempfangs - als »Inhouse-Kino« - zu erklären. Vor allem Hickethier zeigt, wie diese spezifische Anordnung des in der Privatheit verfügbaren »Kinos« die unterschiedlichen Zuschreibungen der Funktion des Mediums durch Programmverantwortliche, Fernsehkritiker und Rundfunkpolitiker insofern konterkarierte, als sich vermittels dieser Anordnung massiv die Zuschauerinteressen durchsetzten. Das bewegte Bild auf der Mattscheibe im Wohnzimmer erforderte nicht nur eine Erweiterung des Angebots, weil es prinzipiell ständig verfügbar sein sollte -

dies geschah in den 50er Jahren analog der Entwicklung im Hörfunk der frühen 30er Jahre -, sondern auch permanent jeweils spezifische »fernsehgerechte« Ausprägungen der einzelnen Gattungen. Mag sich mit dem von Hickethier auch in anderen Veröffentlichungen mehrfach erläuterten Begriff des Dispositivs nicht alles hinreichend erklären lassen - so sind vor allem bei Detailanalysen die Ungleichzeitigkeiten der Diskurse und Zuschreibungen sorgfältig zu beachten - Hickethier präsentiert u.a. mit Hilfe des skizzierten Ansatzes eine Fernsehgeschichte »in nuce«, die die wichtigsten Trends gut zusammenfaßt und deren Aussagen den genreorientierten Beiträgen jeweils als Grundlage hätten dienen können. Ein eiliger Leser wird sich ihrer als fundierter, das gesellschaftliche und mentale Umfeld zumindest nicht aus dem Blick verlierender Gesamtdarstellung bedienen können.

Die weiteren Beiträge im ersten Band tragen, wenn sie denn überhaupt im weiteren Verlauf der Fernsehgeschichte herangezogen werden, insgesamt nur wenig zur Erklärung des Wandels im Fernsehangebot bei. Da Medienkonkurrenz bzw. -komplementarität ein wesentliches Element der jeweiligen Veränderung in den unterschiedlichen Medien gesellschaftlicher Kommunikation ist, hätte Werner Faulstichs Beitrag »Der Produktverbund mit anderen Medien: Arten, Ausmaß, Entwicklung« (S. 323ff.) sich auf diesen Gesichtspunkt konzentrieren sollen. Das statistische »Zahlenfeuerwerk« über die »Visualisierung« des Buches im Fernsehen bzw. der »Verbuchung« des televisionären Angebots bleibt im wesentlichen auf der quantitativen Ebene stehen. Faulstich stellt auch keine Verbindung zum ersten Beitrag des Folgebandes über Literatur und Fernsehen her - was sinnvoll gewesen wäre.

Das Ende der 80er Jahre konzipierte Projekt einer »Fernsehgeschichte der Bundesrepublik Deutschland« konnte die seit etwa 1991 gegebenen Möglichkeiten des Zugriffs auf die Materialien des DDR-Fernsehens nicht mehr berücksichtigen. Peter Hoff stellt in einem Überblick dar (S. 245ff.), wie sich im Spannungsfeld zwischen programmlichen und technischen Möglichkeiten sowie parteiamtlichen Vorgaben das spezifische Programmprofil des DDR-Fernsehens in Struktur und quantitativen Anteilen der einzelnen Gattungen entwickelte. Damit sind interessante Thesen aufgestellt, die Ausgangspunkt für eine detailliertere Beschäftigung mit dem DDR-Fernsehen sein könnten.

Im zweiten Band der Fernsehgeschichte steht das Fernsehen als Produzent und Vermittler von »Kultur«, d.h. nach dem Verständnis der Herausgeber von »Hochkultur« auf dem Prüfstand. Kern ist die »Wechselwirkungsgeschichte« (S. 13) des Fernsehens als neuem »audiovisuellen« Vermittlungskanal mit den ihm vorausgehenden »Medien« Literatur, Theater, Film etc. Diese werden von ihm schon allein aus Hunger nach Stoffen »ausgebeutet« - dies aber durchaus in Analogie zu den alten Künsten, die sich ähnlich verhielten, als diese ebenfalls neu waren -, und das Fernsehen paßte sie sich seinen spezifischen Verwertungsbedingungen an. Dabei wird in der Einleitung von den Herausgebern Helmut Schanze und Bernd Zimmermann nicht darüber reflektiert, was denn dies - auf einen generellen Nenner gebracht -

überhaupt sein könnte. Deplaziert erscheint in dem Band, da eigentlich keine »Vorgängerkunst« aufgreifend, der Beitrag über die Geschichte der Kunstsendungen (S. 67ff.). Die Autoren Gundolf Winter, Martina Dobbe und Christoph Schreier räumen auch ein, daß die für sie verantwortlichen Redaktionen bei der Gestaltung ihrer Sendungen gerade nicht »aus der Tradition des Kunst- und Kulturfilms schöpfen bzw. sich eine eigene ästhetische Individualität schaffen wollte[n]« (S. 76). Sie hätten sich mehr den Bildungs- und Informationsendungen verpflichtet gefühlt; demnach gehörte der Beitrag eigentlich in den dritten Band, wie auch die teilweise Berücksichtigung der Kulturmagazine belegt, die jedoch eine eigene Darstellung erfahren. Nach Einschätzung der Autoren sind die Kunstsendungen losgelöst vom »Dispositiv Fernsehen« (S. 67). Ist diese möglicherweise hinterfragbare Feststellung mit dafür verantwortlich, daß außer nicht gründlich unternommenen Recherchen z.B. in den Redaktionsarchiven die Thematisierungsstudien trotz des grob umrissenen zeitgeschichtlichen Kontextes nicht recht interpretiert werden?

Helmut Schanzes und Bernhard Zimmermanns Ausführungen über »Fernsehen und Literatur. Fiktionale Fernsehsendungen nach literarischer Vorlage« (S. 19ff.) wird durch die Darstellung der Kunstsendungen nicht nur äußerlich von den Beiträgen über »Theatersendungen«, den Spielfilmen im Fernsehen und dem Fernsehspiel getrennt. Sie erheben zwar den Anspruch, das Auf und Ab der Verwendung unterschiedlichster literarischer Stoffe, die das Fernsehen »entsprechend seinen eigenen Produktionsregeln« be- und vernutzt, zu beschreiben. Die von Schanze und Zimmermann - in nicht immer einsichtigen Dekadenschritten, die aber, wie erwähnt, mangels anderer eindeutiger Periodisierungsmöglichkeiten auch zahlreiche andere Beiträge kennzeichnen - skizzierte »Verfallsgeschichte« vom organischen Fernsehspiel in Analogie zum literarischen Hörspiel der 50er Jahre über die vornehmlich epische Stoffe ausbeutende Praxis der 60er Jahre und die weitere Entwicklung bis hin zur Serialisierung im dualen System wird eben nicht an dem Maßstab der »Produktionsregeln« gemessen. Dies wird um so deutlicher, wenn man ihre Ausführungen etwa mit dem Beitrag Hickethiers über das Fernsehspiel (S. 303ff.) vergleicht. Schanze und Zimmermann deuten nur in vagen Umrissen an, anstatt es deutlich als Arbeitshypothese zu formulieren, daß auch das Fernsehen von Anfang an, entgegen der Rhetorik seiner Hauptverantwortlichen, ein Instrument der Kulturvermittlung zu sein, sich ganz selbstverständlich in hohem Maße dem Zerstreungs- und Unterhaltungsbedürfnis des Publikums verpflichtet fühlte, und zwar analog zum Hörfunk. Geht es ihnen nicht letztlich doch darum, die »Rolle und Bedeutung bestimmter Sendungen oder »Autoren« (in einem fernsehgemäßen und nichtliterarischen Begriffsverständnis)« analog hochliterarischer Wertungskriterien zu bestimmen? Der Hinweis, daß damit die »Fernsehgeschichte auch einen Beitrag zur Kanonbildung leistet« und sich in der gewählten Form der gattungsbezogenen Vorgehensweise nicht nur die »populären Erfolge der Vergangenheit« abzeichneten, sondern auch bislang weniger Beachtetes ins historische Bewußtsein

integriert werde (so Helmut Kreuzer und Christian W. Thomsen, Bd. 1, S. 10), läßt den Verdacht aufkommen, daß Schanze und Zimmermann das Fernsehen nicht nach seinen sich zweifellos wandelnden Eigengesetzlichkeiten als populäres Massenmedium, sondern letztens danach beurteilen möchten, inwieweit es als (Hoch-)Kulturmedium bewertet werden kann.

Daß die Verhältnisse schon in der nach allgemeinem Urteil am ehesten kulturell - und kaum politisch bzw. aktuell informierend - zu kennzeichnenden ersten Phase der bundesrepublikanischen Programmgeschichte anders lagen, belegt auch der im wesentlichen programmstatistisch argumentierende Beitrag über »Theatersendungen im Fernsehen« von Doris Rosenstein, Peter Seibert und Renate Gompfer (S. 159 ff.): Von 239 Übertragungen von Bühnentheateraufführungen in den Jahren 1953 bis 1963 waren 186 Komödien und lediglich 49 literarisch anspruchsvolle Dramen (augenfällig sind hier die Parallelen zum Hörspiel der 40er und 50er Jahre, das in hohem Maße als Theaterersatz galt). Die Vermittlungsleistung des Fernsehens könne nicht als Widerspiegelung des Theatergeschehens gelten, so resümieren die Autoren, wobei - ähnlich wie bei Schanze und Zimmermann - offen bleibt, was die Auswahl von Theaterstücken durch die Redaktionen »unter dem Blickwinkel ihrer Verwendbarkeit als geeigneter Programmstoff« (S. 180) letzten Endes für den generellen Trend des Fernsehangebots aussagt.

Was in der Gesamtanlage der Fernsehgeschichte und auch in vielen Einzelbeiträgen nicht zusammen gesehen wird, versucht Irmela Schneider in ihrem Beitrag »Ein Weg zur Alltäglichkeit. Spielfilme im Fernsehprogramm« (S. 227ff.) in bezug auf das Spielfilmangebot multiperspektivisch darzustellen. Sie geht von der These aus, daß auch der Spielfilm im Fernsehen Teil der medienvermittelten Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit sei, aber in den jeweiligen Abspielorten Kino oder Fernsehen eine eigene Funktion habe. Ohne expressis verbis sich auf das Dispositiv-Modell zu beziehen, schildert sie den Weg des Spielfilms im Programmangebot der 50er bis 80er Jahre und zeigt, wie im Kräftespiel von Programmvorstellungen der Redaktionen mit ihren z.T. anspruchsvollen filmästhetischen und filmgeschichtlichen Ambitionen, von Programmkritik, Filmindustrie und den Rechteinhabern (Kirch) und damit ökonomischen Überlegungen der Rundfunkanstalten sowie den Interessen der Zuschauer das Angebot sich kontinuierlich ausdehnte, aber auch veränderte. »Wirkungen« bzw. die Akzeptanz des Spielfilmangebots, dessen Wandel übersichtliche, nach verschiedenen Kriterien sortierte Tabellen am Ende des Beitrags belegen, kann sie nur aus dem allgemeinen »kulturellen Klima« extrapolieren, nicht eigentlich empirisch belegen. Das ist ein gewisses Manko des Beitrags, dessen vielschichtiges Bild eingehender zu bewerten sich dem Nichtfachmann entzieht.

In Knut Hickethiers vergleichsweise knapper Darstellung des Fernsehspiels (S. 303ff.) werden die zeitgeschichtlichen Bezüge angedeutet sowie auch einige Verbindungen zu Entwicklungen anderer Medien hergestellt. Wie Irmela Schneider versucht auch er, den Wandel des Genres in seinen Bezügen zum Gesamtprogramm zu analysieren. Hickethier zeigt, daß sich das Fernsehspiel anfangs mit seinem ex-

pliziten Kunstanspruch als »gegen das Programm gerichteter Versuch der Sinnstiftung« zu definieren suchte und dabei einen von Film und Theater abgesetzten eigenen Inszenierungsstil entwickelte. Dieser Ansatz ließ sich aber nicht durchhalten. Im Umfeld eines im wesentlichen filmischen Mediums wurden nicht nur die spezifische Studioästhetik verlassen und filmische Verfahren angewandt. Man bemühte sich auch, die Sterilität der anfänglich häufigen Anleihen der dramatischen und epischen Literatur mit der Suche nach dem Originalfernsehspiel zu durchbrechen. Das gelang nicht, und entsprechend seinem auch inzwischen stark publizistischen Kontext bewegte sich das Fernsehspiel thematisch auf eine Auseinandersetzung mit der unmittelbaren geschichtlichen Vergangenheit wie eine Einbeziehung der Alltagswelt zu - ein Ansatz, der sich Ende der 60er Jahre auch mit dem zeitgenössischen kulturellen Umfeld deckte. Das Aufgehen des Fernsehspiels im sogenannten »amphibischen Film« im Rahmen der Filmförderungsabkommen erleichterte dann die weitgehende Einverleibung des Fernsehspiels in den allgemeinen Trend zur stärkeren Fiktionalisierung des Programms seit Aufkommen des dualen Systems, die sich in der Vermehrung der Serie manifestiert. Deren Weg durch das bundesrepublikanische Fernsehen von den ersten Familienserien (»Die Schölermanns«) bis zu den Lehrer- und Arztserien der Gegenwart wird im letzten Beitrag dieses Bandes von Günther Giesenfeld und Prisca Prugger (S. 349ff.) beschrieben.

Alles in allem wird man nach der Lektüre der ersten beiden Bände feststellen müssen, daß die eingangs geschilderten Erwartungen nur zum Teil erfüllt wurden. Dem methodisch weit ausholenden Ansatz vor allem Hickethiers entsprechen weitere Beiträge zum Rahmenkonzept im ersten Band nicht. Angesichts der beschriebenen Einschränkungen wird es auch schwerfallen, zumindest den Ertrag der Beiträge des Sammelwerks - es gibt auch zahlreiche Einzelmonographien zu einzelnen Programmattungen, für die aber möglicherweise Ähnliches gelten dürfte - für eine komplexe Geschichte der elektronischen Medien, für eine Integration der Fernsehgeschichte in eine Geschichte der Bundesrepublik Deutschland fruchtbar zu machen.

Edgar Lersch, Stuttgart

Klaus Petersen

Zensur in der Weimarer Republik.

Stuttgart/Weimar: J. B. Metzler Verlag 1995, 346 Seiten.

»Eine Zensur findet nicht statt«, dekretierte in ihrem Artikel 118 die Verfassung der Weimarer Republik. Um im darauffolgenden Nebensatz gleich eine Einschränkung hinzuzufügen: »Doch können für Lichtspiele durch Gesetz abweichende Bestimmungen getroffen werden.« Auch sollten »zur Bekämpfung der Schund- und Schmutzliteratur sowie zum Schutze der Jugend bei öffentlichen Schaustellungen und Darbietungen gesetzliche Maßnahmen zulässig« sein. Aber im gleichen Paragraphen der Reichsverfassung hieß es auch: »Jeder Deutsche hat das Recht, innerhalb der Schranken der allgemeinen Gesetze seine Mei-

nung durch Wort, Schrift, Druck, Bild oder in sonstiger Weise frei zu äußern.«

Inwieweit der hehre Anspruch, Zensur nicht zuzulassen bzw. den Anspruch des einzelnen auf Meinungsfreiheit durch die Verfassung zu schützen, auch der politischen und gesellschaftliche Realität der 20er und frühen 30er Jahre in Deutschland standhielt, hat Petersen anhand von generellen Bestimmungen und einzelnen Zensurmaßnahmen untersucht. So sind z.B. Schulbuchprüfung und -zulassung sowie die Rundfunkkontrolle für ihn Ausfluß der »kulturellen Gestaltungsmacht des Weimarer Staates« (S. 42) und damit »strukturelle Zensur«. Im einen Fall fand die Bevormundung durch den Staat ihren Rückhalt in den Verfassungsbestimmungen über die staatliche Schulaufsicht und im anderen in den auf dem Verordnungsweg zustande gekommenen Betriebskonzessionen für die privatrechtlichen Sendegesellschaften. Bei jeder Gesellschaft war ein Politischer Überwachungsausschuß mit Vertretern des Reiches und der Ländern vorgesehen zur Überwachung des (politischen) Programms mit dem Recht der Einsichtnahme in die Sendetexte vor der Ausstrahlung. Petersen schließt sich bei der Beurteilung dieser Tatsache der rundfunkhistorischen Forschung an, die sich »über den Zensurcharakter dieser Form der Überwachung weitgehend einig« sei (S. 49).

Weitere Kontroll-, Repressiv- und Strafmittel verschaffte sich die Weimarer Obrigkeit u.a. durch das Lichtspielgesetz vom 12. Mai 1920 - »das einzige Zensurgesetz im Sinne des formellen Zensurbegriffs der Verfassung« (S. 51). So unterlagen alle für eine öffentliche Vorführung vorgesehenen Filme generell einer staatlichen Genehmigung durch Reichsbehörden; die Zulassung war zu versagen beispielsweise bei Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung, Verletzung des religiösen Empfindens oder der Gefährdung des deutschen Ansehens im Ausland. Im Gegensatz zur Filmzensur ermöglichte das Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften vom 18. Dezember 1926 die Indizierung bestimmter Schriften nach deren Erscheinen. Neben der kontinuierlichen Kontrolle, die die Freiheit ganzer Medienbereiche unmittelbar beeinträchtigte, gab es noch die individuelle strafrechtliche Verfolgung einzelner, die sich an Gesichtspunkten der Ordnung und Sittlichkeit orientierten. Und es kam ab Ende der 20er Jahren - nach einem ersten Höhepunkt 1923/24 - erneut in immer größerem Umfang zum Verbot von Zeitungen, das sich auf das Notverordnungsrecht der Reichspräsidenten nach Artikel 48 der Reichsverfassung stützte.

Petersen hat durch seine materialreiche Untersuchung nachhaltig auf einen politischen und gesellschaftlichen Tatbestand aufmerksam gemacht, der vielfach in der euphorischen Beschreibung der blühenden Literatur- und Kunstlandschaft während der »goldenen Zwanziger« unterbelichtet geblieben ist: daß die Zensur allgegenwärtig war, sie zum Instrument von Zeitgenossen wurde, die damit ihren liebgewonnenen Vorurteilen und Ängsten Ausdruck verliehen, und gleichzeitig den Weg ebnete zur Suspension der wichtigsten Grund- und Freiheitsrechte durch die nationalsozialistischen Machthaber 1933.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

Klaus Winker

Fernsehen unterm Hakenkreuz.

Organisation, Programm, Personal

(= Medien in Geschichte und Gegenwart, Bd. 1).

Köln: Böhlau Verlag 1994, 527 Seiten.

Heiko Zeutschner

Die braune Mattscheibe.

Fernsehen im Nationalsozialismus.

Hamburg: Rotbuch-Verlag 1995, 175 Seiten.

Daß das Fernsehen der 30er und frühen 40er Jahre ein »Medium ohne Publikum« (Winfried B. Lerg) gewesen ist, gehört seit Jahrzehnten zur gesicherten Erkenntnis der rundfunkhistorischen Forschung. Ebenso besteht Konsens, daß es den nationalsozialistischen Machthabern nicht so sehr um die Propaganda im Fernsehen als um die Propaganda mit dem Fernsehen ankam, um Deutschlands führende Stellung als Industrienation im internationalen Vergleich zu beweisen.

Zu diesen Befunden kommen auch das voluminöse Buch von Klaus Winker, hervorgegangen aus einer Mainzer Dissertation, und der kursorische Überblick des Journalisten Heiko Zeutschner, der laut Klappentext »gegenwärtig an einer medienwissenschaftlichen Dissertation« arbeitet. Beide Autoren haben ihre Darstellungen ähnlich strukturiert: Erfindung der Lochscheibe durch Paul Nipkow 1883 als eine der Voraussetzungen für spätere Fernsehexperimente; Vorgeschichte in der Weimarer Republik; Machtübernahme durch die Nationalsozialisten in Staat und Rundfunk; übereilter Sendebeginn 1935 bei keineswegs ausgereifter Technik, um den Engländern beim Fernsehstart zuvorzukommen; Ausbau der Organisation und Entwicklung von Programmstrukturen und -sparten; Bedeutung während der Olympischen Spiele 1936; Fernsehstuben und Fernseheinheitsempfänger; Rolle des Mediums bei der Truppenbetreuung während des Zweiten Weltkriegs; Fernsehen im besetzten Paris.

Winker hat alle erreichbaren ungedruckten und gedruckten Quellen ausgewertet, vor allem im Bundesarchiv mit seinen Standorten Koblenz, Potsdam, Freiburg und Berlin sowie im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes, und einige Privatarchive herangezogen. So war er in der Lage, die Geschichte des »Fernsehens unterm Hakenkreuz« in allen seinen organisatorischen und personellen, technischen und programmlichen Verästelungen im Kontext der politischen und propagandistischen Vorgaben nachzuzeichnen. Nicht selten schießt er aber in seinem Mitteilungsdrang über das Ziel hinaus, wenn er private Affären von Mitarbeitern detailliert darstellt, die mit dem Forschungsgegenstand wenn überhaupt nur ganz am Rande etwas zu tun haben.

Besticht Winker mit soliden, auf Quellen fußenden Informationen, so ist bei Zeutschners sich ausschließlich auf die Sekundärliteratur stützenden Ausführungen Vorsicht angezeigt. Er will in seiner Studie, so der Autor in seinem Vorwort, »die Daten und Fakten aus dieser Zeit (...) zusammenfassend« darstellen und damit eine Lücke schließen. Aber wie es um die Behandlung der Daten und Fakten bestellt ist, zeigen einige Beispiele nur innerhalb eines einzigen Absatzes auf Seite 110: Der zweite Führererlaß über das

Fernsehen vom Dezember 1935 habe, laut Zeutschner, den Rückzug des Reichspost-Zentralamtes aus dem Programmbetrieb gefordert, obwohl dieses Amt mit keinem Wort im Text des Erlasses erwähnt wird. Weder war die Reichs-Rundfunk-Gesellschaft der Reichssendeleitung unterstellt, wie Zeutschner behauptet, noch hat der Postminister Ende Dezember 1935 »dem Propagandaminister einen neuen Fernsehsender zum Betrieb durch die Reichsrundfunkkommission« übergeben. Zeutschner gelingt es nicht, seinen Anspruch, eine Lücke zu schließen, auch wirklich einzulösen. Dabei braucht er sich noch nicht einmal an Winker messen zu lassen.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

¹ Ergänzend dazu vgl. Michael Rother: Fernsehsender Paris. Das deutsch-französische Besatzungsfernsehen (1942-1944). In: Wolfgang Drost u.a. (Hrsg.): Paris sous l'occupation - Paris unter deutscher Besatzung. Heidelberg 1995, S. 156 - 165.

Deutsches Rundfunkarchiv (Hrsg.)

»Hier spricht Berlin ...«.

Der Neubeginn des Rundfunks in Berlin 1945

(= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Bd. 1).

Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 1995, 199 Seiten.

Mit der Dokumentation »Hier spricht Berlin...« eröffnet das Deutsche Rundfunkarchiv Frankfurt am Main/Berlin eine neue Publikationsreihe, die im weitesten Sinne den Ergebnissen rundfunkhistorischer Forschung sowie Quellenerschließung ein Forum bietet. Der erste von mehreren Bänden, die innerhalb weniger Wochen erschienen sind, ist insofern programmatisch, als hier ein umfangreicher Nachweis von Tondokumenten und Sendemanuskripten, der Abdruck von faksimilierten Presseauschnitten, Fotos, Erinnerungsberichten und Urteilen von Zeitzeugen mit einer Übersicht über das Programm des Berliner Rundfunks 1945 verbunden sind. Dem Buch vorangestellte Zeittafeln und ein Personenregister, das durch Klammerzusätze kenntlich macht, in welcher Quellenart die aufgeführte Person zu finden ist, runden die Dokumentation ab.

Die dokumentierten Wort- und Musikbeiträge ermöglichen historisch interessierten Rundfunkredakteuren einen schnellen Zugriff auf die in Berlin-Adlershof vorhandenen Bestände und gewähren insgesamt einen umfassenden Überblick über die gedruckten und nicht gedruckten schriftlichen Unterlagen. Eine Ergänzung hätte zusätzlich der Abdruck einer im Archiv vorhandenen Zusammenstellung der 1945 vom Berliner Rundfunk ausgestrahlten Literatur- und Hörspielsendungen sein können, die den Nutzern des Archivs für die Formulierung entsprechender Fragestellungen eine große Hilfe sein kann. Dennoch ist die in ihrer Art einmalige Quelldokumentation dazu geeignet, nicht nur historisch orientierte Hörfunksendungen zu bereichern, sondern auch der zeithistorischen Forschung Anregungen zu geben, Zeugnisse des Rundfunks überhaupt bzw. stärker als bisher bei der wissenschaftlichen Arbeit zu berücksichtigen.

Vor allem für die Orientierung des historisch nur bedingt vorgebildeten Lesers sind die beiden Zeittafeln zum »Jahr 1945« mit Hinweisen zur Rundfunkentwicklung in den Westzonen sowie zum »Berliner Rundfunk und [zur] Rundfunkpolitik in der sowjetischen Besatzungszone und in Berlin« eine hinreichende Einführung. Doch einige Eintragungen sind zu vermissen, andere ungenau. So fehlen Angaben zum Ende der Sendungen des Reichssenders Berlin sowie die Erwähnung des Befehls Nr. 51 der Sowjetischen Militäradministration vom 4. September 1945, der ausdrücklich festlegt, daß die Medien einschließlich des Rundfunks vor allem russische bzw. sowjetische Kulturleistungen verbreiten und würdigen sollten. Wenn auch in den Sendungen des Berliner Rundfunks schon vor diesem Datum die Kultur der Besatzungsmacht - vor allem in Musiksendungen - eine ausschlaggebende Rolle spielten, dürfte dieser Befehl eine wichtige Grundlage für die Programmgestaltung auch über das Jahr 1945 hinaus gewesen sein. Vom 1. bis 4. Juli 1945 zogen nicht die Truppen der Westalliierten, sondern nur diejenigen der Amerikaner und Briten in Berlin ein, die Franzosen folgten nicht erst am 14., sondern bereits am 12. August. Radio Frankfurt nahm nicht am 4., sondern am 1. Juni 1945 als Sender der amerikanischen Militärregierung seinen Betrieb auf.

Den Beitrag über das Programm des Berliner Rundfunks und seine Quellenüberlieferung erarbeiteten Jörg-Uwe Fischer und Ingrid Pietrzynski, Mitarbeiter des Historischen Archivs des Deutschen Rundfunkarchivs am Standort Berlin. Den beiden Autoren gelingt eine sich auf ungedruckte wie gedruckte Materialien stützende profunde Übersicht über das Programmangebot. Dabei wird das anfängliche Suchen nach einer hörerfreundlichen Programmstruktur mit entsprechenden permanenten Änderungen deutlich. Die einzelnen Sendesparten werden beschrieben und auch Details nicht ausgelassen unter anderem die Zensureingriffe bei der Sendereihe »Tribüne der Demokratie«, die nach der Zulassung von politischen Parteien eingerichtet wurde (S. 60). Bedauerlich ist, daß die wenigen auf den Rundfunk bezogenen Dokumente, die in den Beständen des Bundesarchivs vorhanden sind, nicht berücksichtigt wurden. Aus ihnen geht zum Beispiel hervor, daß sich die Deutsche Zentralverwaltung für Volksbildung darum bemühte, die Berichterstattung über die Nürnberger Prozesse zu verbessern. Aus den Akten der amerikanischen Militärregierung hätten sich zudem Rückschlüsse über die im Beitrag nicht thematisierten Auseinandersetzungen zwischen den Alliierten um Einfluß auf den Berliner Rundfunk ergeben. Trotz der marginalen Kritikpunkte liegt ein in vielerlei Hinsicht anregendes Buch vor. Es bleibt zu hoffen, daß weitere Jahre der Berliner Rundfunkgeschichte auch unter Einbeziehung des RIAS Berlin, des NWDR-Berlin sowie des Senders Freies Berlin in gleicher umfassender Weise aufgearbeitet werden.

Wolfgang Mühl-Benninghaus, Berlin

Axel Schildt **Moderne Zeiten.**

Freizeit, Massenmedien und »Zeitgeist« in der Bundesrepublik der 50er Jahre (= Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Bd. 31). Hamburg: Hans Christians Verlag 1995, 733 Seiten.

Seit Beginn der 80er Jahre ist das allgemeine Interesse an den Gründerjahren der Bundesrepublik Deutschland erheblich gewachsen. Der Hamburger Sozialhistoriker Axel Schildt hat diese widersprüchliche Zeit unter die Lupe genommen: Auf der einen Seite herrscht eine liebevolle, fast kultische Verehrung für die Warenwelt aus den »50ern«. Auf der anderen Seite wird diese Zeit in historischen Rückblicken stark kritisiert. Die Kritik gipfelt vor allem in zwei teilweise miteinander verknüpften Thesen: Erstens habe die Aufbaugeneration schwer gearbeitet, um sowohl die jüngste Vergangenheit zu verdrängen als auch zu Wohlstand zu kommen. Zweitens sei die Entnazifizierung unter den Bedingungen des Kalten Krieges abgebrochen und eine bürgerlicher Restauration durch die konservativen alten Männer der Weimarer Republik betrieben worden, die sich zum Teil auch der Kenntnisse kompromittierter Nationalsozialisten, wie Globke und anderen, bedienten. Nicht zuletzt im Umfeld der Vereinigung beider deutscher Staaten wurde dieser Vorwurf wieder verstärkt erhoben.

Als Ergebnis seiner Untersuchungen präsentiert Schildt eines der spannendsten und umfassendsten Bücher, die bisher über die erste Dekade der Bundesrepublik geschrieben worden sind. An seinem Ende steht die Erkenntnis, daß die Ambivalenz, die die gegenwärtige historische Diskussion bestimmt, auch den »Zeitgeist« der 50er Jahre über weite Strecken beherrschte: Armut, Beengtheit, politisches Desinteresse, Wiederaufbau - der dank seiner rasanten Entwicklung bedingt auch zu einem Neuaufbau mit einem erheblichen Modernisierungsschub wurde -, Beschwingtheit und - vor allem in der zweiten Hälfte der 50er Jahre - auch ein zunehmender Optimismus durchdrangen sich gegenseitig.

Für sein Buch nutzte der Autor reiches Quellenmaterial, das auf 130 eng gedruckten Seiten im Anhang zusammengestellt ist. Um zu klären, welches Verständnis von Freizeit in den 50ern vorherrschte und wie vor allem Hörfunk und Fernsehen genutzt wurden, hat Schildt Meinungsumfragen und andere soziologische Erhebungen akribisch ausgewertet. Den »Zeitgeist« jener Jahre charakterisiert er überwiegend an Hand von Zitaten aus etwa 60 zeitgenössischen Zeitungen und Zeitschriften. Teilweise mit Rückgriffen auf die Weimarer Republik und die nationalsozialistische Zeit weist Schildt überzeugend nach, daß nach den ersten eineinhalb Jahrzehnten bundesdeutscher Nachkriegsgeschichte eine Epoche zu Ende ging, die nach dem Ersten Weltkrieg begann und die in den 60er Jahren in den »Strukturbruch der Moderne« mündete. Deutlich wird, daß in den 50er Jahren wirtschaftliche, soziale und mentale Entwicklungen entstanden, die die Folgezeit prägten, daß aber die Lebensformen stärkere Ähnlichkeiten zu den 30er Jahren als zur Gegenwart aufwiesen. Die Scheidelinie sieht Schildt im Jahr 1957. Im Verkehrswesen begannen Wandlungen, die SPD bereitete ihr Go-

desberger Programm vor, die Kanzlerdemokratie Adenauers stand im Zenit ihrer Macht, die Industrie versuchte durch Rationalisierung Voraussetzungen für Arbeitszeitverkürzungen zu schaffen, der freie Samstag führte zu verändertem Freizeitverhalten und der »Sputnik-Schock« bedingte Umorientierungen in der Forschungslandschaft. 1957 überstieg die Zahl der Deutschen, die im Ausland ihren Urlaub verlebten, erstmals die Zahl der Ausländer, die in Deutschland Erholung suchten. Nicht zuletzt überflügelte am Ende des Jahrzehnts die Zahl der angemeldeten Fernsehapparate die der Kinositze. Vor allem das Entstehen der Fernsehgesellschaft begünstigte Formen der Geselligkeit, bei der das Anschauen von Sport- und Unterhaltungssendungen im Mittelpunkt standen, das ihrerseits zum großen Kinosterben beitrug. Zugleich überschritt das Radiozeitalter seinen Höhepunkt, obwohl das Programmvolumen enorm zunahm und den unterschiedlichen Medienpräferenzen des Publikums besser als zuvor entsprach.

Die vom Autor ausgewerteten Umfragen zum Programmangebot des Hörfunks machen deutlich, daß Macher wie Hörer zu Beginn der 50er Jahre mit heimatischen Klängen und leichter Muse deutlich an bereits Ende der 20er Jahre bewährten Konzepten festhielten. Jazz war ebenso unbeliebt wie der in den USA entstandene Rock and Roll. Der Widerspruch zwischen dem kulturellen Auftrag des Rundfunks im Verständnis der Rundfunkhierarchie und dem Hörerwillen forderte zum Nachdenken in den Sendeleitungen heraus. »Gegen die Diktatur des Massengeschmacks« wurde (...) die Möglichkeit »einer unmerklichen und vorsichtigen Lenkung bzw. Beeinflussung des Publikums« erörtert« (S. 244). Vor allem an der Rezeption von José Ortega y Gasset's »Der Aufstand der Massen« und Hans Sedlmayers »Verlust der Mitte« weist Schildt nach, daß deren kulturpessimistische Denkhaltung in den Führungsspitzen der Funkhäuser am Beginn des Jahrzehnts einen breiten sozialen Widerhall fand. Gleichzeitig existierten gegenwartsnahe und offenere Haltungen in allen politischen und weltanschaulichen Lagern. Dies wurde unter anderem an der sich zunehmend verbreiternden Rezeption von Radio Luxemburg und AFN signifikant. Beide Sender traten vor allem beim jugendlichen Publikum in starke Konkurrenz zu den öffentlich-rechtlichen Programmen, die sich mit neuen Konzepten dem Wettbewerb um die Hörer stellten. Gleichzeitig zwang die Konkurrenz des Fernsehens zum Umdenken. Das Radio wurde in der zweiten Hälfte der 50er Jahre unter den sich verändernden Gesamtbedingungen, zu denen etwa auch die besseren Wohnverhältnisse zählten, »mehr und mehr zum Begleiter des Einzelnen - im Auto, im Schlafzimmer und auf Reisen« (S. 260).

Mit dem »Vorspiel auf dem Theater« aus Goethes »Faust« begann 1951 das reguläre Versuchsprogramm des Fernsehens. Eine Bühneninszenierung von Shakespeare »Was Ihr wollt« leitete das reguläre Programm 1954 ein. Dennoch waren es - wie mehrfach beschrieben - nicht die traditionellen Künste, die zur massenhaften Verbreitung des neuen Mediums führten, sondern die Übertragungen der Krönungsfeierlichkeiten 1953 aus Großbritannien und der Fußballweltmeisterschaft 1954 aus der Schweiz. Über-

zeugend zeichnet Schildt nach, daß sich die im Rundfunk noch über Jahrzehnte hinziehende Entwicklung im Fernsehen in relativ kurzer Zeit vollzog. Bereits am Ende der 50er Jahre dominierten die Unterhaltungssendungen, oft nach amerikanischen Vorbildern gestaltet.

Mit einer Darstellung der US-amerikanischen Einflüsse auf die Gesellschaft der frühen Bundesrepublik beschließt der Autor seine Monographie. Nochmals zeigt sich das Janusgesicht der 50er Jahre. Die kulturelle Überheblichkeit der Europäer gegenüber den Vereinigten Staaten blieb zwar bestehen, sie wich aber zunehmend der Anerkennung der amerikanischen Demokratie als politischer und sozialer Lebensform. Nicht zuletzt unter den Bedingungen des Kalten Krieges wurden die USA zum Impulsgeber der Modernisierung in der Bundesrepublik. Damit faßt Axel Schildt noch einmal zusammen, was das gesamte Buch als roter Faden durchzieht: Wiederaufbau, Beengtheit, langsamer aber unübersehbarer Abschied von elitären, nur eine Minderheit ansprechenden Hörfunk- und Fernsehsendungen und eine zunehmende Modernisierung und Demokratisierung sind zwei Seiten ein und derselben Gesellschaft, die - zunächst überkommenen Traditionen verhaftet - sich zunehmend neu orientiert.

Wolfgang Mühl-Benninghaus, Berlin

Konrad Dussel u.a.

Rundfunk in Stuttgart 1950-1959.

(= Südfunk-Hefte, Bd. 21).

Stuttgart: Süddeutscher Rundfunk 1995, 256 Seiten.

Auf den ersten Blick mag es willkürlich anmuten, ein Jahrzehnt als Abschnitt der Rundfunkgeschichte auszuweisen, pflegen sich doch historische Zäsuren nicht an die Grenzen von Dezennien zu halten. Aber im Fall des Süddeutschen Rundfunks (SDR) macht dies Sinn. In der Geschichte dieser öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalt prägten die 50er Jahre die legendäre »Ära Eberhard«, der von 1949 bis 1958 als Intendant an der Spitze stand, bis er nach einer Kampf-abstimmung im Rundfunkrat von Hans Bausch abgelöst wurde.

Die Darstellung über den SDR in den 50er Jahren, aufbauend auf früheren Veröffentlichungen des Hauses,¹ ist in drei Kapitel gegliedert. Im ersten skizziert Konrad Dussel die institutionelle Seite der »Ära Eberhard«. Fritz Eberhard, geboren 1896 als Hellmut von Rauschenplat in Dresden, in der Weimarer Republik und im Londoner Exil Funktionär des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes (ISK) und seit 1946 für die SPD im ersten württemberg-badischen Landtag, wurde 1949 zunächst für drei Jahre gewählt, und sehr bald begann ein »Kräftemessen« (S. 23) zwischen Intendant und Teilen des Verwaltungsrates sowie anderer Gremien um personelle Belange und sachliche Probleme, die nicht allein auf eine politische Lagerbildung reduziert werden können. Eberhard wurde zwar, in der Atmosphäre eines bundesdeutschen McCarthyismus Anfang der 50er Jahre, seine »sozialistische Emigranten-Vergangenheit« (S. 59) vorgehalten, aber gerade er selbst ließ sich in der Kompromißlosigkeit seines Antikommunismus nicht übertreffen. Im heftigen Streit über die Frage, ob die

westdeutschen Rundfunkanstalten Bach-Kantaten vom Leipziger Sender übernehmen sollten, trat er sogar einsam und »im Stil Kurt Schumachers« (S.37) dafür ein, keinerlei Kooperation mit dem SED-Regime zuzulassen. Dussel zitiert Eberhard mit der im Kalten Krieg typischen Dramatik: »Ob wir in den kommenden Jahren und Jahrzehnten zum abendländischen Kulturkreis gehören oder nicht, steht auf des Messers Schneide.« (S. 40) Es war offenbar nicht zuletzt seine »wenig ausgeprägte Fähigkeit, überzeugend Personalpolitik zu gestalten« (S.56), die immer wieder Anstoß erregte und schließlich dazu führte, daß Eberhard 1958 völlig überraschend bei der Neuwahl des Intendanten Hans Bausch im dritten Wahlgang knapp unterlag. Seitenblicke werden in diesem vornehmlich institutionengeschichtlichen Abriß auf den Ausbau der Rundfunkanstalt, die Stuttgarter Studieneubauten, auf die Schwetzinger Festspiele als Konzert- und Theaterunternehmen des SDR und auf die Auseinandersetzungen um die Organisation des Fernsehens geworfen.

Mit dem Hörfunkprogramm des SDR beschäftigt sich Edgar Lersch. Er profiliert es einerseits als »Freizeitmedium« (S. 93), in dem »Unterhaltung und Zerstreuung« (S. 95) eine zentrale Funktion besaßen, andererseits wurde »in hohem Maße [der] kulturelle und volkserzieherische Auftrag des Rundfunks, wie er bereits in der Weimarer Republik formuliert worden war«, betont (S. 97). Damit befand man sich in einem fortwährenden Spannungsverhältnis zu den Wünschen des Publikums, die von keiner anderen Rundfunkanstalt über einen ähnlich langen Zeitraum (von 1949 bis in die 60er Jahre) derart präzise ermittelt wurden wie vom SDR bzw. dem beauftragten Institut für Demoskopie Allensbach.

In einer Analyse der Programmstrukturen kommt Lersch zu dem Ergebnis, daß das »Programmangebot in den fünfziger Jahren weitgehend unverändert« (S. 107) blieb: ein Musikanteil von 55 bis 60 Prozent, davon wiederum mehr als zwei Drittel Unterhaltungsmusik, die mit anderen Unterhaltungssendungen vor allem die hauptsächlichsten Nutzungszeiten am Mittag und Abend bestimmte. Mit der Programmreform von 1953 paßte sich der SDR - mit großem Erfolg bei den Hörern - dem Verfahren anderer Anstalten an, anspruchsvolle Sendungen nicht zur Hauptsendezeit auszustrahlen (S. 113). Eine Alternative zum jeweiligen Beitrag bot im übrigen das zweite Programm auf UKW, das als »direkter Kontrast« (S. 121) zum ersten Programm konzipiert war. In der zweiten Hälfte der 50er Jahre bekam das Radio zunehmend Konkurrenz durch das Fernsehen. Dies galt vor allem für die Einschaltquoten der bis dahin erfolgreichsten Rundfunksendungen, die mit Quizelementen durchsetzten »Bunten Abende«, die dann auch ohne große Veränderungen vom Fernsehen übernommen werden konnten.

Besonders aufschlußreich sind die Ausführungen zum Musikgeschmack und den Versuchen einer kulturell legitimierten Gängelung des Verlangens nach Schlagerschnulzen, bis hin zum inkriminierenden Stempel »L.M.« (Lieschen Müller), der Musikstücke von der besten Sendezeit ausschloß (S. 152). Neben Unterhaltung und Information bildeten Kultur, E-Musik und Literatur die dritte Säule des Programmangebots; »wenig Neues, eher Bewährtes« (S. 173) findet

Lersch bei der Sichtung der Literatur- und Kunstsendungen, wobei der legendäre junge »Genietrupp« (S. 176) um Helmut Jedele, Martin Walser und Hans Gottschalk in der ersten Hälfte der 50er Jahre eine Ausnahmestellung einnahm, ebenso wie der von Alfred Andersch geleitete »Radio-Essay« (S. 178) in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts.

In einem kurzen Beitrag erinnert Jürgen K. Müller an die Anfänge des Fernsehens beim SDR, für das seit dem 1. Oktober 1953 Jedele als »Fernsehbeauftragter« verantwortlich zeichnete. Es wird deutlich, daß der SDR keine entscheidenden Impulse zur Entwicklung des neuen Mediums lieferte, das vom Nordwestdeutschen Rundfunk in Hamburg vorangetrieben wurde. Allerdings geben Hinweise auf einige Fernsehspiele, Unterhaltungssendungen, die »Stuttgarter Schule« der Fernsehdokumentation und schließlich die erste Aufklärungsserie über das nationalsozialistische Regime (»Das Dritte Reich«, 14 Teile, 1960/61) einen Eindruck von Stuttgarter Beiträgen zum Fernsehprogramm der ARD, die näher betrachtet werden sollten.

Die Publikation des SDR ist mit 150 Abbildungen aus dem Innenleben des SDR illustriert und bietet nicht nur einen soliden Überblick über die Geschichte dieser Sendeanstalt in den 50er Jahren, sondern ist in einigen Teilen, vor allem durch die Analyse der Programmstrukturen, als Mosaikstück einer noch zu schreibenden Sozialgeschichte des öffentlich-rechtlichen Rundfunks in der Nachkriegszeit anzusehen.

Axel Schildt, Hamburg

¹ Vgl. Eberhard Klumpp: Das erste Jahrzehnt - Der Südfunk und sein Programm 1924-1933/34. Stuttgart 1984; Edgar Lersch: Rundfunk in Stuttgart 1934-1949. Stuttgart 1990.

Heinz-B. Heller/Peter Zimmermann (Hrsg.) Blicke in die Welt:

Reportagen und Magazine des nordwestdeutschen Fernsehens in den 50er und 60er Jahren (= CLOSE UP: Schriften aus dem Haus des Dokumentarfilms, Bd. 3). Konstanz: UVK-Medien/Ölschläger 1995, 304 Seiten.

Die Auseinandersetzung mit der Genese, Theorie und Ästhetik des Fernsehdokumentarismus, gerade in den Anfängen der Nachkriegszeit, gerät allzuoft in den Hintergrund der gegenwärtigen medienwissenschaftlichen Forschungspraxis. Um so mehr Aufmerksamkeit verdient der von Heinz-B. Heller und Peter Zimmermann herausgegebene Sammelband »Blicke in die Welt«. Die Beiträge von kompetenten Autorinnen und Autoren, insbesondere von Zeitzeuginnen und -zeugen, gewähren wichtige Einsichten in die Rundfunkgeschichte nach 1945: Sie resümieren die Fernsehberichterstattung über den Wiederaufbau, das Wirtschaftswunder und den Kalten Krieg in den 50er Jahren bis zu den ersten Versuchen eines - dem politischen Establishment unliebsam-kritischen, investigativen Journalismus, beispielsweise im NDR-Magazin »Panorama«, in den 60er Jahren.

Die erste Gruppe von Beiträgen befaßt sich mit organisatorischen, produktionstechnischen und pro-

grammatischen Aspekten des frühen deutschen Fernsehens. Rüdiger Proske erörtert Voraussetzungen, Probleme und (Miß-)Erfolge beim Aufbau eines Fernsehprogramms für den NWDR, bei der Einrichtung der Hauptabteilung Zeitgeschehen im NWRV/NDR und bei der Begründung innovativer Dokumentarereien (»Auf der Suche nach Frieden und Sicherheit«, »Pazifistisches Tagebuch«) bzw. Magazinformate (»Nordschau«, »Panorama«). Carsten Diercks schildert die Entwicklung der Piloton- und der Direkt Cinema-Technik und die damit verbesserten Produktionsbedingungen für eine qualitativ hochwertige Fernsehberichterstattung sowie für neue journalistische Präsentationsformen. Max H. Rehbein beschreibt die Ausbildung und Entwicklung nichtfiktionaler Fernsehgenres von der Reportage bis hin zum halbdokumentarischen Doku-Drama. Heinz Riek widmet sich den besonderen politischen, institutionellen und programmgestalterischen Bedingungen des NWDR-Berlin, der später im SFB aufging.

Die zweite Gruppe von Beiträgen analysiert Sendereihen und Magazine in den ersten beiden Jahrzehnten des Fernsehprogramms. Heller weist auf den medienhistorischen bzw. -ästhetischen Zusammenhang von Hörfunkfeature und Fernsehdokumentarismus der 50er und 60er Jahre hin und stellt den mittels spezifischer Präsentationsmodi erzeugten »filmischen Konstruktionscharakter« des NWDR-Dokumentarismus heraus. Thilo Koch berichtet von der Entstehungsgeschichte der Senderreihe »Die rote Optik«, die sich des DDR-Fernsehens annahm, indem sie von der neuen technischen Möglichkeit des Sendungsmitchnitts Gebrauch machte. Heidemarie Schumacher untersucht die Gründung des kritischen Magazins »Panorama« und die Auswirkung von dessen investigativem Journalismus insbesondere auf die Befindlichkeit von Politikern. Peter von Zahn zeichnet mit der Geschichte der »Reporter der Windrose« die Entwicklung eines der ersten und bedeutendsten Auslandsmagazine im deutschen Fernsehen nach, das für viele nachfolgende Sendungen Wegmarken setzte. Birgit Peulings betrachtet mit »Der Polizeibericht meldet« und »Stahlnetz« des Regisseurs Jürgen Roland zwei halbdokumentarische Sendereihen mit kriminalistischen Sujets. Helga Norden erinnert sich der Entwicklung der »Nordschau«, die der Idee des Regionalprogramms verpflichtet war. Ludwig Schubert gibt eine Übersicht über Fernsehfeatures und -dokumentationen des NDR von den 60er bis zu den 80er Jahren.

Die letzte Gruppe von Beiträgen konzentriert sich auf medienhistorische Überblicke. Peter Zimmermann rekonstruiert detailliert die Genese des nordwestdeutschen Fernsehens in der Adenauer-Ära und arbeitet dabei Wechselbeziehungen zwischen Rundfunk- und Zeitgeschichte heraus. Abschließend analysiert William Uricchio akribisch die Entwicklung des Kulturfilms vor 1945, die sich nachdrücklich auf das anfängliche Fernsehen auswirkte.

Der Sammelband öffnet den Blick auf grundlegende Gesichtspunkte der Fernsehgeschichte im Nachkriegsdeutschland. Protagonistinnen und Protagonisten jener Zeit geben sehr genau Auskunft über wesentliche institutionelle, technische, ästhetische sowie programmatische Rahmenbedingungen des Fernsehens, die für die gesamte Programmgeschich-

te des Mediums von Bedeutung sein sollten. Dabei bescheiden sich die Beiträge der Autorinnen und Autoren nicht mit Darstellungen der - mehr oder weniger - geläufigen Zäsuren in der Rundfunkgeschichte, sondern sie vermögen diese mit zum Teil kaum bekannten Tatsachen zu ergänzen. Dies trifft beispielsweise zu auf die nationalsozialistische Hinterlassenschaft in den Funkhäusern und deren Bekämpfung, auf frühzeitige Versuche der Instrumentalisierung und Vereinnahmung des Rundfunks durch Politik und Interessenverbände sowie auf neue produktions-, distributionstechnische und programmkonzeptionelle Errungenschaften. Die wissenschaftlich angelegten Beiträge vermitteln darüber hinaus wichtiges Kontextwissen, da sie Zusammenhänge mit der Medienpolitik, -geschichte und -ästhetik herstellen. Der Sammelband leistet insgesamt einen wichtigen Beitrag zur rundfunkhistorischen Rekonstruktion der 50er und 60er Jahre.

Christian Filk, Köln/Siegen

Heiner Boehnke u.a. (Hrsg.) hr - 50 Jahre Rundfunk für Hessen.

Eine mediengeschichtliche Dokumentation.
Frankfurt am Main: Insel Verlag 1995, 256 Seiten.

Am 1. Juni 1945 nahm der Rundfunksender in Frankfurt seinen Betrieb wieder auf. Zwar stand der Sender von Radio Frankfurt, wie sich die von der amerikanischen Besatzungsmacht initiierten Station nannte, in der Nähe Bad Vilbels, und die Sendungen kamen aus provisorischen Studios in einer Pension in Bad Nauheim. Doch schon im Februar 1946 war das kriegszerstörte Funkhaus in der Eschersheimer Landstraße in Frankfurt so weit hergerichtet, daß der Rundfunk wieder an seinem früheren Standort präsent war. Und inzwischen war durch eine Proklamation von General Dwight D. Eisenhower am 19. September 1945 das Land Hessen gegründet worden. Diese Ereignisse vor 50 Jahren haben Mitarbeiter des Hessischen Rundfunks zum Anlaß eines Sammelbandes genommen, um in Text und Bild Rückschau zu halten auf ein halbes Jahrhundert »Rundfunk für Hessen«.

Zu den Mitarbeitern an der »mediengeschichtlichen Dokumentation« gehören auch zwei Prominente, die auf dem Titelblatt nicht genannt werden: der hessische Ministerpräsident Hans Eichel und der Intendant des Hessischen Rundfunks, Klaus Berg. Eichel nutzt sein »Grüßwort«, um daran zu erinnern, daß der Rundfunk für das Land und das Land selbst auf die amerikanische Militärregierung in Deutschland zurückgehen und die Gründung von öffentlich-rechtlichen Landesrundfunkanstalten eine Reaktion auf den Mißbrauch des Rundfunks durch die nationalsozialistische Diktatur gewesen ist. Trotz einer Vervielfachung des Informations- und Unterhaltungsangebots hat, so der Ministerpräsident, »der öffentlich-rechtliche Rundfunk als Bewahrer der kulturellen Identität einer Gemeinschaft nicht nur seine Bedeutung« (S. 12), seine Bedeutung werde noch zunehmen und damit seine Existenz auch langfristig gesichert werden können. Berg geht u.a. auf die Verabschiedung des Gesetzes über den Hessischen Rundfunk 1948 ein und darauf, daß die für das Land zuständige Rundfunkanstalt sich stets bemüht habe, hessenweit

präsent zu sein. Der Hessische Rundfunk werde in der Debatte um einen Neuzuschnitt der Rundfunkanstalten nicht aktiv, es sei, so der Intendant, aber daran zu erinnern, daß Rheinhessen historisch, landsmannschaftlich, kulturell und ökonomisch eng mit Hessen verbunden sei - und, so hätte er hinzufügen können, von 1923 bis 1945 auch über den Rundfunk verbunden gewesen ist.

Diesem rundfunkhistorischen Aspekt kann freilich auch der Marburger Historiker Rolf Messerschmidt in den einleitenden Absätzen seines Beitrags zur Rolle des Hessischen Rundfunks in den ersten Nachkriegsjahren, die dem Rundfunk in der Weimarer Republik und im Dritten Reich gewidmet sind, nichts abgewinnen. Er verkürzt den Frankfurter Rundfunk, zuständig für Südwestdeutschland, wie seiner Bezeichnung »Südwestdeutscher Rundfunk« unschwer zu entnehmen ist, auf die Standorte Frankfurt und Kassel und läßt unerwähnt, daß in diesen Jahren von ihm zeitweise Studios und/bzw. Sender in Mannheim, Trier, Freiburg, Kaiserslautern und Koblenz betrieben wurden - abgesehen von der Zuständigkeit für die Rundfunkversorgung des seinerzeit vom Völkerbund verwalteten Saargebiets. Weitere unterschiedlich lange Beiträge - manche nur als zweiseitiges Statement verfaßt - befassen sich mit der Regionalpolitik im Hörfunk- und Fernsehprogramm, der Unterhaltung, die durch die im Buch abgedruckten Interviews mit Liesel Christ und Heinz Schenk zusätzlich Farbe und Anschaulichkeit gewinnt, den vielfältigen Bemühungen um Kultur und Bildung in den verschiedenen Programmangeboten, von denen nur das in Frankfurt »erfundene« Funkkolleg hervorgehoben werden soll. Auch die vom Hessischen Rundfunk ausgehenden Impulse für die Filmkultur, das musikalische Leben und das Engagement bei Volksfesten und sonstigen öffentlichen Veranstaltungen im Land werden gestreift. Zahlreiche, bisher unbekannte Fotos illustrieren außerdem den Redaktionsalltag und halten dokumentierenswerte Programmhöhepunkte fest.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

Tamara Domentat (Hrsg.)

Coca-Cola, Jazz und AFN.

Berlin und die Amerikaner.

Berlin: Schwarzkopf & Schwarzkopf Verlag 1995, 205 Seiten.

Ende 1994 verließen die letzten alliierten Soldaten Berlin. Fast 50 Jahre herrschten und wachten sie über die Stadt. Nur wenige Monate nach ihrem Abzug begibt sich ein Buch auf die Suche nach ihren Hinterlassenschaften. Exemplarisch wählt es die der US-Amerikaner aus, der politisch und kulturell wahrscheinlich einflußreichsten Besatzungsmacht. Das Ergebnis ist ein reich bebildeter, großformatiger Band zur Rückschau auf das, was geblieben ist von fast einem halben Jahrhundert »Prägung kultureller Infrastruktur« nicht nur durch »Coca-Cola, Jazz und AFN«, sondern auch durch RIAS, Besatzungsstatut und Inseldasein.

Rund 300 oft ungewöhnliche Bilder und Illustrationen begleiten 13 längere Aufsätze und eine ganze Reihe kürzerer und kürzester Beiträge verschiedener Autoren. Die Berliner Amerikanistin Tamara Domentat

(laut Impressum die Verfasserin, faktisch aber die Herausgeberin des Bandes) zeichnet für fünf der umfangreicheren Texte verantwortlich, ebenso für viele der Miscellen. Ihre Koautoren sind Historiker, Kunstwissenschaftler, Journalisten und Zeitzeugen.

Die gewählte Form der Darstellung ist unterschiedlich: Von der wissenschaftlichen Abhandlung bis zur vergnüglichen Reminiszenz reicht das Spektrum. Insbesondere Domentats zahlreiche Beiträge überzeugen durch lebendige, versierte Darstellung, stilistische Eleganz und Detailreichtum; sie halten das Buch zusammen. Die Qualität der übrigen Texte variiert. Bryan van Sweringens exzellent recherchierter kursorischer Überblick über die Geschichte der amerikanischen Truppenpräsenz in Berlin gehört zu den lohnenswertesten. Er geht unter anderem auf die »signifikante symbolische Dimension« der Beziehung zwischen den US-Streitkräften und der »Hauptstadt des Kalten Krieges« ein. Ein kleiner Irrtum unterläuft van Sweringen: die Abkürzung AFN löst er als »American Armed Forces Radio Network« (S. 11) auf - der Sender heißt allerdings seit seiner Gründung »American Forces Network«. Joseph Hoppe befaßt sich etwas eingehender mit dem AFN, das in Berlin am 4. August 1945 auf Sendung ging und am 15. Juli 1994 seinen Betrieb in der Stadt einstellte. Es muß nicht jeder Beitrag zu einer akademischen Stilübung geraten - die Publikation wendet sich an eine breite Leserschaft -, aber Hoppes unstrukturierte, anekdotische Darstellung kratzt kaum die Oberfläche des Themas an. Nur gelegentlich in den Text eingestreute, diffuse Quellenangaben tragen nicht zur Seriosität bei. Besser nimmt sich da Andreas Borsts Beitrag »Radio Days. Der RIAS und die Reeducation 1945 - 1949« aus. Er belegt pointiert den Wandel des »Rundfunks im amerikanischen Sektor« vom personell anfangs linksliberal besetzten »demokratischen Experimentierfeld« zum (ab Herbst 1947) Verbreiter antikommunistischer Gegenpropaganda.

Weitere, zum Teil recht belanglose Texte behandeln Berlin als Spionagemetropole, den Siegszug der US-Musik und die lokale Jazz-Szene, deutsch-amerikanische Ehen, DDR-Agitation oder die undurchsichtigen Hintergründe des Anschlags auf die Diskothek »La Belle« 1986. Einige dieser Artikel dürften nur für Berliner von größerem Interesse sein, Restdeutschen aber kaum relevant erscheinen. Die dokumentierten Spuren der US-Präsenz vermitteln einiges vom Lebensgefühl der Stadt gestern und heute. Ein allzu kritischer Umgang mit den einstigen Besatzern oder ihrem (alltags-)kulturellen Erbe ist dabei nicht zu konstatieren. Hier und da schwingt ein bißchen Wehmut mit.

Eine sorgfältigere Redaktion hätte dem Band gutgetan: In vielen der Beiträge finden sich kuriose Schreibfehler (»Berli4n« etc.) und ungelenke oder völlig verunglückte Sätze, die darauf schließen lassen, daß hier die Diskette direkt in den Satz gegangen ist. Auch ein »noch heute jährlich mit einer Parade in New York gefeierter Preuße (...) Friedrich Wilhelm von Preußen« (S. 52) dürfte sich über seinen unfreiwilligen Namenswechsel posthum grämen. Die New Yorker feiern lieber ihre Steuben-Parade.

Wieso »Coca-Cola, Jazz und AFN« den Namen der berühmten koffeinhaltigen Brause aus Atlanta so prominent im Titel führt, ahnt der Leser nach einem

Blick auf die letzte Seite, die eine Werbeanzeige für das Getränk füllt. Die Edition von Bildbänden ist verlegerisch kostenintensiv.

Oliver Zöllner, Bochum

Knut Hickethier

Geschichte der Fernsehkritik in Deutschland.

(= Sigma-Medienwissenschaft, Bd. 19).

Berlin: Edition Sigma 1994, 279 Seiten.

Das Fernsehen ist heute weltweit das am meisten genutzte Medium. Dort verbreitete Produktionen erreichen ein nach Millionen zählendes Publikum. Trotz dieser Popularität führt die Kritik über das Fernsehen verbreiteter Kultur- und Kunstproduktionen (ein meist schlecht bezahltes) Schattendasein. Demgegenüber bestimmen die traditionellen Künste, wie Literatur oder bildende Kunst, nach wie vor die Feuilletonseiten der Presse und die Themen vieler Rundfunksendungen.

Die Traditionslinien deutscher Fernsehkritik von den Anfängen unter dem Hakenkreuz bis in die Gegenwart zeichnet zum ersten Mal Knut Hickethier nach. Als Mitarbeiter im Siegener Sonderforschungsbereichs der Deutschen Forschungsgemeinschaft hatte er sich des Themas angenommen und im Rahmen der fünfbandigen Fernsehgeschichte erste Ergebnisse publiziert.¹ Umfassender und detaillierter als in diesem Beitrag gelingt es dem Autor in seinem Buch, die unterschiedlichen Positionen und Konzepte vorwiegend an Hand von Personen und überregionalen Zeitungen zu verdeutlichen. Gegenüber früher erweitert er den Blick des Lesers in mehrere Richtungen: Hickethier beginnt nach einer kurzen Beschreibung des Verhältnisses von Öffentlichkeit und Kritik mit einem kursorischen Rückblick auf die Film- und Hörfunkkritik in der Weimarer Republik. Danach beschäftigt er sich mit der »Kunstbetrachtung in der NS-Zeit«, in der sich Kritiker, wie Kurt Wagenführ, als »Kollaborateure der Fernsehleute« verstanden (S. 40). Um seine These zu untermauern zitiert Hickethier Texte, die belegen, daß die Kritiker nicht nur die damalige Phraseologie mieden, sondern sich auch aus den permanenten parteipolitischen Kontroversen der führenden Fernsehmitarbeiter heraushielten.

Für die Zeit nach 1945 stellt Hickethier alle wichtigen Abschnitte der Fernsehkritik der DDR gleichberechtigt neben der der alten Bundesrepublik dar. Dies ist deshalb hervorzuheben, weil er mit sehr viel Detailkenntnis dem Leser auch aufzeigt, welche Nachrichten die Rezipienten ostdeutscher Zeitungen vor 1989 den relativ monotonen Texten entnehmen konnten. So beschreibt er etwa unter der Überschrift »Stellvertreterkämpfe in der Kritik«, wie mit Hilfe von Fernsehkritik Machtkämpfe bzw. ideologische Streitigkeiten zwischen führenden Parteifunktionären, etwa zu Beginn der 70er Jahre, zwischen dem für Agitationsfragen zuständigen Politbüromitglied Werner Lamberz und dem Chefredakteur des »Neuen Deutschland« und dem ZK-Mitglied Joachim Herrmann ausgetragen wurden (S. 148 f.).

Typisch für das gesamte Buch ist die deduktive Vorgehensweise des Autors, die sich besonders vorteilhaft für die historische Darstellung des Themas für

die Bundesrepublik erweist. In der Regel charakterisiert Hickethier Entwicklungen an Hand ausgewählter Kritiker, wie Kurt Wagenführ für die »Fernsehinformationen« oder »Ponkie« für die »Abendzeitung«, und setzt sie in Beziehung zur Geschichte des Mediums. Die Vielzahl der aufgeführten Namen liest sich wie ein »Who is who« deutscher Fernsehkritik. Die teilweise sehr langen Zitate geben darüber hinaus Auskunft über stilistische Eigenarten der Autoren. Die Darstellung verdeutlicht auch die prägende Wirkung der Fachkorrespondenzen für die Emanzipation der Fernsehkritik sowie deren Maßstäbe setzende Rolle. Zeitlich parallel wandelte sich die Rolle der Kritiker. Sie begann mit der Beschreibung technischer und formaler Entwicklungen. Ihr folgten Ende der 60er Jahre vor allem ideologisch geprägte Kritikmuster, die ihrerseits abgelöst wurden von einer subjektiven, nüchternen Beschreibung des Gesehenen. Mit Beginn des dualen Rundfunks wurden die Fachkorrespondenzen zu einer Instanz für Qualitätsfernsehen.

»Kritik will die Wahrnehmung der Zuschauer schärfen und langfristig den Boden bereiten für ein anderes Sehen. Ihr wohnt der Anspruch auf eine bessere Kunst- und Medienwirklichkeit inne, auch wenn sie ihn nicht explizit formuliert« (S. 17), behauptet Knut Hickethier als Antwort auf landläufige Vorwürfe gegen die Fernsehkritik. Den Beweis für diese kühne These bleibt er schuldig. Dennoch ist ein empfehlenswertes, spannendes Buch über einen kleinen Ausschnitt deutscher Mediengeschichte entstanden. Leider enthält es neben vielen Satzfehlern zumindest einen falschen Namen: Der gegenwärtige »Tagesspiegel«-Redakteur Huber heißt Joachim und nicht Josef (S. 241).

Wolfgang Mühl-Benninghaus, Berlin

¹ Vgl. Knut Hickethier: »Bruderschaft der geröteten Augen«. Eine kleine Geschichte der Fernsehkritik in Deutschland. In: Werner Faulstich (Hrsg.): Vom »Autor« zum Nutzer: Handlungsrollen im Fernsehen. München 1994, S. 119 - 216

Ludwig Jäger/Bernd Switalla (Hrsg.)

Germanistik in der Mediengesellschaft.

München: Wilhelm Fink Verlag, 1994, 425 Seiten.

Die nachhaltigen technischen, kulturellen, sozialen sowie ästhetischen Folgen und Konsequenzen der massenmedialen Kommunikation an der Schwelle zum 21. Jahrhundert konfrontieren eine ganze Reihe von Wissenschaften grundlegend mit der Frage nach ihrem fachlichen, gesellschaftlichen und politischen Selbstverständnis - so auch die Philologien. Der Sammelband »Germanistik in der Mediengesellschaft« von Ludwig Jäger und Bernd Switalla versammelt 19 Beiträge in erster Linie von Literatur- und Sprachwissenschaftlern - darunter leider nur eine Autorin -, die den Versuch einer programmatischen Terrain- und Identitätsbestimmung der philologischen Wissenschaft unter veränderten Bedingungen unternehmen.

In ihrer Einleitung konstatieren die Herausgeber einmütig, daß es in beiden Teildisziplinen der Germanistik, sowohl in der Literatur- als auch auch in der

Sprachwissenschaft, an eingehenden Reflexionen über die disziplinäre Funktion des Faches als philologische Wissenschaft mangelt, woraus sie den Bedarf an einer offenen, (selbst-)kritischen und interdisziplinären Diskussion hinsichtlich der gegenwärtigen Forschungsperspektiven ableiten.

Die erste Gruppe von Beiträgen konzentriert sich auf die »Literaturwissenschaft im Medienzeitalter«. Nach Jürgen Fohrmann bedarf es in der krisengeschüttelten Literaturwissenschaft eines »memorialen Prinzips« des kulturellen Gedächtnisses, welches besagt: Jede erkenntnisgeleitete Differenzierung in der Gegenwart setzt notwendig die Referenz der Vergangenheit voraus. Aufgrund der wachsenden Bedeutung der audiovisuellen Kultur fordert Hubertus Fischer neben einer grundlegenden Strukturreform der Germanistik eine stärkere Berücksichtigung der Informations- und Kommunikationstechnologien in Forschung und Lehre. Hartmut Böhme, der auf eine Mitverantwortung der Geistes- und Sozialwissenschaften an den ökologischen, sozialen und technologischen Problemen der Weltgesellschaft verweist, sieht eine große Herausforderung für die Germanistik in der kritischen Reflexion auf den durch die neuen Massenmedien und Technologien evozierten soziokulturellen Wandel. Aus Sicht einer kognitiven Psychologie (»kognitiver Konstruktivismus«) skizziert Norbert Groeben das Forschungsdesign einer empirischen Literaturwissenschaft, die mit einer Umstellung von Historie auf Aktualität bzw. Systematik, von (hermeneutischer) Interpretation auf (empirie-wissenschaftliche) Explikation und von Schriftmedien auf neue Medien den Beginn einer interdisziplinären, empirischen Kulturwissenschaft markieren könnte. Jutta Wermke konzentriert sich auf den philologischen Begriff der »Autorenschaft« und analysiert diesen - gestützt auf Interviewresultate - unter den Produktionsbedingungen des Fernsehens; dabei gewinnt sie Aufschluß über das besondere Verhältnis eines Autors zu seinem Werk, das für die Autorin unbeschadet von der Wahl des Mediums besteht. Am Beispiel postmodernistischer Konzepte einer Medien-»Ästhetik« (Florian Rötzer, Paul Virilio, Peter Weibel) destruiert Martin Seel die These: Erkenntnis sei nichts als mediale Konstruktion, indem er die Fragwürdigkeit ihrer philosophischen Prämissen herausstellt.

Die zweite Gruppe von Beiträgen fokussiert die »Sprachwissenschaft im Medienzeitalter«. Mit Blick auf die Fachgeschichte seit den 50er Jahren konturiert Günter Grewendorf die jüngsten Theorieentwicklungen der interdisziplinären, kognitiven Linguistik und analysiert deren Folgen und Konsequenzen für die sprachwissenschaftliche Germanistik, was die Organisationsform, die Forschungs- und Ausbildungspraxis sowie die wissenschaftspolitische Legitimation anbelangt. Im Zusammenhang mit der kontroversen Diskussion um das antagonistische Verhältnis des »deskriptiv-interpretierenden Verstehens« einerseits und des »nomologisch-systematisierenden Erklärens« andererseits gibt Manfred Bierwisch zu bedenken, daß die Sprachwissenschaft bei zu starker Anbindung an die technologische Entwicklung Gefahr läuft, ihr genuines Erkenntnisinteresse, die Gesetzmäßigkeiten von Sprache und Geist, zu verlieren. Aus der Sicht der Hirnforschung diskutiert Gerhard Roth

die aus der literarischen Anthropologie stammende Auffassung, wonach dem Menschen eine besondere Stellung in der Natur zukomme. Der »große Erfolg« des Menschen basiert nicht auf einer außergewöhnlichen biologischen Ausstattung, sondern auf der Kombinatorik verschiedener Charakteristika wie aufrechter Gang, Handfertigkeit, großes Gehirn und Sprachfähigkeit. Mittels eines Vergleichs der Sprachwissenschaft mit dem Management eines Unternehmens benennt Michael Giesecke einige wichtige Arbeitsfelder des Faches: der Mensch als informationsverarbeitendes System und die Welt als Ensemble informationsverarbeitender Systeme. Anhand innovativer Systementwicklungen diskutiert Burghard Rieger einige exemplarische Aufgaben- und Fragestellungen, die demonstrieren, daß sich mit Hypertext ein Konzept zu etablieren beginnt, das mit dem Potential seiner Multi-Media-Anwendungen weit über die technologischen Veränderungen der Textproduktion, -distribution und -rezeption hinausweist.

Bei dieser Bestandsaufnahme handelt es sich nicht um die erste, aber gewiß auch nicht um die letzte ihrer Art. Seit der Erweiterung des Literaturbegriffs Mitte der 60er Jahre hat das - chronisch zu nennende - Krisenphänomen der Einzelphilologien mit sich wandelnden Kristallisationspunkten ihren Niederschlag in zahlreichen Denk- und Streitschriften, Tagungs- und Konferenzbänden gefunden. Trotz unterschiedlicher Hintergründe, Ansätze und Überzeugungen zeichnen sich doch einige markante Konvergenzen in der Auseinandersetzung um die Zukunft der Germanistik ab. Als konsensfähig - in beiden Teildisziplinen - zeigt sich die explizite Aufnahme neuer Informations- und Kommunikationsmedien in den Kanon germanistischer Forschungs- und Vermittlungsgegenstände; es wird allerdings Wert auf eine differenzierte Betrachtung der einzelnen Medien und ihrer Funktionen gelegt. Weniger einheitlich aber ist die Einbeziehung empirischer Untersuchungsdesigns in die Wissenschaftspraxis der Germanistik. In diesem Zusammenhang wird für eine interdisziplinäre Kooperation mit Sozial-, Natur- und (formalen) Strukturwissenschaften geworben, beispielsweise mit der Soziologie und Psychologie, mit der Kognitionswissenschaft und Biologie sowie mit der Mathematik und Systemtheorie. Einiges davon wird bereits - ansatzweise - projiziert. Resümierend läßt sich feststellen: Von den einzelnen Beiträgen gehen - trotz konfliktträchtiger Perspektiven - durchaus innovative Impulse für eine künftige Germanistik aus. Dieser ist eine wachsende Zahl aktiver Diskutanten zu wünschen. Die nächsten Jahre werden zeigen, ob und wieweit sich angesichts der Vielfalt an Ausdifferenzierungstendenzen die Rede von der Einheit der Germanistik bewahren läßt.

Christian Filk, Köln/Siegen

Hans Bentzien

Meine Sekretäre und ich.

Berlin: Verlag Neues Leben 1995, 351 Seiten.

Die Autobiographie von Hans Bentzien, dem vorletzten Generalintendanten des DDR-Fernsehens, ist eine schwierige Lektüre. Sie fordert stets zum Widerspruch heraus und vermittelt doch innerhalb ihrer Argumentationslinien ein Verständnis für eine (Auto-)Biographie, die den Weg eines ehemaligen Wehrmatsangehörigen zu einem überzeugten Kommunisten nachzeichnet, der höchste Ämter in der DDR bekleidete und mehrfach wegen parteischädigendem Verhalten aus wichtigen Funktionen verdrängt wurde. Dennoch - diese Aussage durchzieht das gesamte Buch - ist der Autor seinen in der unmittelbaren Nachkriegszeit gewonnenen Überzeugungen bis heute treu geblieben.

Bentzien beginnt mit der Darstellung von Reflexionen während seiner Kriegsgefangenschaft in Großbritannien und seinen ersten Begegnungen mit Kommunisten in der Ostzone. Deren Vorbild führte ihn selbst in KPD und SED. Spätestens an dieser Stelle wird ein Anliegen Bentziens deutlich, wenn er schreibt: »Auf Orts-, Kreis- oder Landesebene habe ich nicht erlebt, daß irgendein ernstzunehmender Widerstand erhoben worden wäre. Es ging immer um den Abschluß einer unseligen Zeit: Nie wieder Faschismus, nie wieder Krieg. Niemals wieder sollte die deutsche Arbeiterbewegung eine Niederlage durch Zwierrat erfahren. Es ging um den Aufbau einer neuen Zeit« (S. 60). Und wenig später fährt er mit einem noch deutlicheren Bezug auf die Gegenwart fort: »Aber es scheint als politische Methode zu gelten, den Antifaschismus heute auf die kleine Schar der Autonomen, die sowieso als Bürgerschreck fungieren, zu beschränken« (S. 65).

Dieses Buch wurde nicht geschrieben, um eine Biographie nach 1945 zu rechtfertigen. Vielmehr möchte Bentzien mit Erklärungsversuchen am Beispiel seines Lebens aufzeigen, daß es sich manche gegenwärtige historische Darstellungen zu einfach machen, wenn sie die 40jährige DDR-Geschichte pauschalisierend und undifferenziert beurteilen. Seine Antwort auf diese Tendenzen ist insofern mangelhaft, als das Buch über viele Passagen dem Sprachduktus seines Autors entspricht. Vielen Stellen, etwa wenn Bentzien erzählt, wie er vergeblich versuchte, Erich Honecker in Moskau Nachhilfeunterricht in Russisch zu geben, fehlt die notwendige Distanz. Ärgerlich wird der fehlende Abstand, wenn es im Zusammenhang mit der Schilderung der persönlichen Lebenssituation am Beginn der 50er Jahre heißt: »Viele Jahre stotterten wir in 50-Mark-Portionen den Kredit ab. Solcherart waren die Privilegien, die gegenwärtig eine Rolle spielen« (S. 93). An diesen und mehreren anderen Stellen hätte ich mir mehr Reflexion gewünscht, die den Gehalt des Buches wesentlich erhöht und späteren, von gegenwärtigen Diskussionen unberührten Lesern einen besseren Zugang zu der historischen Person Hans Bentzien garantiert hätte.

Der Leser erfährt Klarnamen von hauptamtlichen oder informellen Mitarbeitern der Staatssicherheit, wenn die Personen tot sind und deren diesbezügliche Arbeit bereits bekannt ist, etwa im Fall von Franz

Fühmann. Bei den abgedruckten Texten der Gauck-Behörde beläßt er es bei den Decknamen, obwohl es sich, so ist einem kurzem Vorwort zu entnehmen, um bekannte Künstler handelt, die auch heute noch eine wichtige Rolle spielen. Von dem Arzt der Staatssicherheit, der Bentzien nach seiner Entmachtung als Kulturminister die Stimmbänder zerschnitten hat, erfahren wir nur den Anfangsbuchstaben. Die überlieferten Dokumente geben offensichtlich keinen letzten Aufschluß, ob es sich um einen ärztlichen Kunstfehler oder eine absichtliche Verstümmelung handelt, selbst wenn alles auf das letztere hindeutet.

Die Hörfunk- und Fernsehgeschichtsschreibung wird durch das Buch um einige wichtige Punkte bereichert. So bestätigt es, daß in der Hörspielabteilung des DDR-Rundfunks eine geistig freiere Atmosphäre herrschte als in den Abteilungen, die sich mit Tagespolitik beschäftigten. Am Beispiel des Verbotes einer Bearbeitung der Aitmatow-Erzählung »Der Aufstieg auf den Fudschijama« verdeutlicht Bentzien die zwiespältige Haltung der DDR-Führung zur Sowjetunion. Die Freundschaft zwischen beiden Ländern ließ sich auf allen Versammlungen immer wieder beschwören, das Politbüro der SED aber ging nicht nur nach dem XX. Parteitag der KPdSU auf Distanz, sondern immer dann, wenn die Berliner Genossen glaubten, daß geistige Erzeugnisse zwischen Bug und Pazifik nicht in die ideologische Landschaft der DDR paßten. Ohne diese Ambivalenz näher zu benennen, zeigt der Autor an Hand seiner Biographie ein Stück der ideologischen Schwierigkeiten zwischen der DDR-Führung und ihrem propagierten großen Vorbild. Die Folgen dieser Politik bestimmten auch die (Nicht-)Inhalte der Hörspielsendungen.

Auch die Vorgänge um das von Bentzien 1978 verantwortete Fernsehspiel »Geschlossene Gesellschaft« werden in ihrem Vorfeld umfassender als bisher dokumentiert: Der Autobiographie ist eine kleine Textauswahl dazu aus der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv und der Gauck-Behörde vorangestellt. Den Hintergrund für diese Dokumente liefert der Autor gegen Ende seines Buches. Das Fernsehspiel wurde mit Unterstützung des für das Fernsehen verantwortlichen Politbüromitglieds Werner Lamberz, aber gegen den Willen des Vorsitzenden des Fernsehkomitees, Heinz Adameck, produziert. Während der Dreharbeiten verunglückte Lamberz tödlich. Sein Nachfolger, Joachim Herrmann, schloß sich der Auffassung Adamecks an, der die »Geschlossene Gesellschaft« als dem Sozialismus abträglich eingestuft hatte. Die Ausstrahlung des Fernsehspiels konnten beide nicht verhindern, da die Sendung bereits in der Presse angekündigt war. Um den Zuschauerkreis möglichst klein zu halten, änderte Adameck mit Zustimmung Herrmanns den Sendeablauf. Infolgedessen wurde das Fernsehspiel zwar ausgestrahlt, aber zu einer sehr viel späteren Uhrzeit als angegeben. Diese unruhliche Zusammenarbeit zwischen dem Politbüro und dem Komiteevorsitzenden verdeutlichte vielen der Beteiligten, daß die ideologischen Einschränkungen auf Dauer zunehmen werden. Infolge der mit dem Fernsehspiel verbundenen Strafmaßnahmen verließen viele bekannte Künstler, wie Armin Müller-Stahl, Jutta Hoffmann und Klaus Poche, die DDR. In diesem Zusammenhang wird

auch erkennbar, daß zumindest unter Lamberz die Machtposition von Adameck im Politbüro zeitweise und partiell nicht unumstritten war. Außerdem lenkt Bentzien die Aufmerksamkeit des Lesers auf historische Dokumentationen, die er - ohne dies hervorzuheben - in das Fernsehprogramm brachte.

Das Buch endet mit der Berufung des Autors zum Intendanten des Fernsehfunks unter der Modrow-Regierung. Zwei kleine Begebenheiten sind hier besonders hervorhebenswert. Zum ersten Mal wird über die Absicht von Kommandeuren des Ministeriums für Staatssicherheit berichtet, ihr gegenüber dem Fernsehgelände stationiertes Regiment aufmarschieren zu lassen, um die Berichterstattung des Fernsehens im Sinne der SED zu garantieren. Zum gleichen Zeitpunkt erhielt ein Team des Jugendsenders Elf 99 eine Einladung von Angehörigen des gleichen Regiments, um eine dort stattfindende Versammlung von Angehörigen des Truppenteils zu filmen. Im Verlauf der Veranstaltung erklärten die Teilnehmer unmißverständlich, daß auch sie zum Volk gehören. Unbekannt war schließlich bisher auch, daß noch im Oktober 1989 als regimetreu geltende Personen beim DDR-Fernsehen eingestellt wurden, um, wie der Autor vermutet, die Sicherheit des Mediums im Sinne der SED-Spitze zu gewährleisten.

Die genannten und viele andere oft nur am Rande erzählte Einzelheiten machen das Buch interessant. Hans Bentzien bereichert den historischen Rückblick auf die ostdeutsche 45jährige Nachkriegsentwicklung. Für all jene, die sich für mentalitäts-, kultur- und mediengeschichtliche Fragestellungen dieser Zeit interessieren, ist sicher vieles anregend. Der Autor hat allerdings Chancen vertan, weil er dem Leser einiges vorenthält, was seine Handlungen erklärbarer gemacht hätte. So etwa fehlen Hinweise auf das Verhältnis des propagierten Neuaufbaus in der SBZ/DDR und den Wiederaufbau in der Bundesrepublik in seinem und im Denken der ihn umgebenden Genossen. Insofern ist es eine lesenswerte Autobiographie, die viele Wünsche offen läßt.

Wolfgang Mühl-Benninghaus, Berlin

Günter Herlt Sendeschluß.

Ein Insider des DDR-Fernsehens berichtet.
Mit einem Vorwort von Klaus Feldmann.
Berlin: Edition Ost 1995, 153 Seiten.

Günter Herlt, Jahrgang 1933, hat über mehrere Jahrzehnte das DDR-Fernsehen mitgeprägt und mitverantwortet. Er begann in den 50er Jahren als Reporter und Redakteur im Regionalrundfunk, war Funkhausdirektor in Schwerin, leitete in den 60er Jahren die Fernseh-Hauptabteilungen Dramatische Kunst und Unterhaltung, war Mitglied der Kommentatorengruppe der »Aktuellen Kamera«, Korrespondent in Bonn und Chefredakteur für Auslandsreportagen.

Eine solche Journalistenkarriere war in der DDR nur möglich durch »Disziplinierung und Selbstdisziplinierung im Interesse der Sache«, wie er selbst schreibt. »Die allermeisten Journalisten fügten sich in die Strukturen. Die meisten waren überzeugt, daß die neue Ordnung - alles in allem - besser war als die alte.« Herlt war Arbeiter gewesen und gehört zu der

Generation, der die DDR Ausbildung und Aufstieg ermöglichte, was vor 1945 für jemanden dieser sozialen Herkunft nicht eben üblich gewesen war. Dies bewirkte nicht nur Loyalität und Dankbarkeit, sondern auch ein ausgeprägtes Freund-Feind-Denken und die Fähigkeit, jähre Wendungen der SED-Politik mitzuvollziehen und zu vertreten. Dabei war die »Machtfrage« der Kern des vorherrschenden und verinnerlichten Journalistenselbstverständnisses, was auch Wille zur persönlichen Machtausübung einschloß, die je nach individuellem Ehrgeiz und charakterlicher Veranlagung unterschiedlich gestaltet wurde. Zwar beinhaltete solch eine Karriere auch Ärger, Zurechtweisungen und Unverständnis über bestimmte Entscheidungen von oben, nicht jedoch ernsthaften Zweifel oder nennenswerten Widerstand.

Wer in der Lage ist, diese Voraussetzungen für eine DDR-Medienkarriere relativ vorurteilsfrei als gegeben hinzunehmen, wird das Buch mit Gewinn lesen. Denn es bietet eine Fülle von Informationen darüber, wie Hörfunk und Fernsehen in der DDR gemacht wurden, mitunter mehr, als überlieferte Akten auszusagen vermögen. Das sachlich und anschaulich geschilderte Spektrum geht weit über bloße politische Indoktrination und puren Befehlsempfang hinaus und reicht von einfallsreichen Improvisationen bis hin zu engagierter Professionalität. Auch die Beschreibung der Jahre in Bonn liefert differenzierte Einblicke in den bundesrepublikanischen Umgang mit einem Korrespondenten aus dem Osten.

Bis auf wenige Ausnahmen entgeht der Autor der Gefahr anekdotischen Hinwegplauderns oder der Selbststilisierung zum Opfer. Herlt, der sich auf Zuschauerforen und in Zeitschriften auch oft über »Ziele und Methoden der Bewußtseinsmanipulation in den bürgerlichen Medien« äußerte, war kein Opportunist. Wenn er schreibt, er kenne »seinen Schuldanteil an der geistigen Kasernierung unseres Landes«, betrifft das jedoch auch sein Wirken als Chef, seine persönliche Machtausübung im Fernsehfunk. Hierüber geht er mit einigen unverbindlichen Floskeln hinweg, aufrichtige Beschreibung und Nachdenklichkeit lassen sich daraus nicht erkennen.

Auch wenn solch eine Lebensgeschichte den Lesern im Westen fremd sein muß: Die plastische Schilderung der Winkelzüge, des Taktierens und Lavierens in den Mechanismen der DDR-Medien wird sie möglicherweise an mangelnde Zivilcourage, Hierarchiedenken und Bunkermentalität in ihren eigenen Lebens- und Arbeitszusammenhängen erinnern.

Ingrid Pietrzynski, Berlin

Andreas Arthur Wernsing E- und U-Musik im Radio.

Faktoren und Konsequenzen funktionsbedingter Kategorien im Programm. Musik-Programmanalyse beim Westdeutschen Rundfunk.

Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang 1995, 244 Seiten.

E(rnst) und U(nterhaltend), die historisch gewachsene Unterteilung der Musik in unterschiedliche Bereiche und die damit zusammenhängende unterschiedliche Bewertung und Funktionszuordnung hinterläßt noch heute ihre Spuren in öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten. U- und E-Musikredaktionen haben we-

nig miteinander zu tun, in den Programmen selbst findet sich normalerweise eine klare Trennung. Lediglich der Jazz scheint sich einer eindeutigen Klassifizierung zu entziehen.

Andreas Arthur Wernsing untersucht in seiner 1994 abgeschlossenen Dissertation, inwieweit es Unterschiede in der Gestaltung zwischen E- und U-Musikprogrammen gibt. Seine Hypothese lautet: »Bei ihrem Spiel im Radioprogramm befinden sich Titel von E- und U-Musik gleichermaßen in Abhängigkeit von Einsatzkriterien, die durch die strukturellen Bedingungen von Radio verursacht werden. Ihre kategoriale Verschiedenheit wird durch die spezifischen Funktionen der Musik innerhalb des Programms kontrastiert«.

Die Studie beginnt mit einer ausführlichen Darstellung der »Entstehungs- und Geltungsbereiche der funktionellen Trennung von Musik nach den Kategorien »ernst« und »unterhaltend««. Danach werden verschiedenen Studien, die sich in unterschiedlicher Weise mit Musik im Radio auseinandergesetzt haben, kurz angesprochen.

Die zentralen Kapitel der Arbeit, die nur in einem losen Zusammenhang zu den vorherigen Abschnitten stehen, enthalten die statistische Erfassung und Auswertung verschiedener U- und E-Musikprogramme des Westdeutschen Rundfunks (WDR). Zur Klassifizierung der in den Sendeablaufplänen genannten 6 360 Titel nutzt Wernsing das in der Datenbank des WDR verwendete Kategoriensystem. Dort werden die einzelnen Musiktitel mit verschiedenen Parametern (Titel, Komponist, Interpret etc.) erfaßt. Anschließend untersucht er, welche Organisationsprinzipien für die Programmgestaltung sich anhand der vorhandenen Daten(kategorien) ermitteln lassen. Im Ergebnis kann der Autor keine wesentlichen Unterschiede zwischen dem Einsatz von U- und E-Musik feststellen, weshalb er als »zentrale Aussage« seiner Untersuchung resümiert: »Die Gepflogenheiten der Verwendung von E- und U-Musik im Radioprogramm widersprechen den Prämissen von öffentlich-rechtlichem Rundfunk«. Nach Wernsings Auffassung hat der Einsatz von E-Musik entsprechend dem Rundfunkauftrag der musikalischen Bildung, der Einsatz von U-Musik dagegen der Unterhaltung zu dienen.

Der methodische Ansatz der Arbeit rechtfertigt solche Schlußfolgerungen nicht. Allein aus der statistischen Auswertung weniger, sehr heterogener kategorialer Merkmale von Musik kann nicht schlüssig auf die Art der Musikgestaltung und noch viel weniger auf die Funktion der Programme geschlossen werden. Die von Wernsing verwendeten Kategorien dienen im WDR der Archivierung von Tonträgern und stellen im musikredaktionellen Alltag nur eine Orientierungshilfe zur Bestimmung der einzelnen Titel dar. Keinesfalls bilden sie in ihrer Gesamtheit ein System, mit dem in ausreichend differenzierter Form die ganze Bandbreite musikalischer Erscheinungsformen erfaßt werden kann. Wenn keine signifikanten Unterschiede zwischen verschiedenen Musikprogrammtypen ermittelt werden, so zeigt dies vor allem, daß das Forschungsinstrumentarium zu unscharf und zu wenig sachgerecht gewesen ist.

Wernsing macht die »strukturellen Bedingungen von Radio« dafür verantwortlich, daß es keine Unterschiede zwischen E- und U-Musik im Radio gibt. Un-

klar bleibt dabei, was er darunter versteht und in welcher Weise sie Einfluß nehmen sollen. Wesentliche Aspekte von Musik im Radio wie die dramaturgische Abfolge der Musiktitel, die Art der Moderation, die Art der Blenden werden in seiner Arbeit nicht thematisiert. Lediglich der Zusammenhang zwischen Titelauswahl und der Tageszeit des Sendeplatzes (Tagesablaufkurve) wird untersucht.

Das eigentlich Anregende dieser Arbeit liegt weniger in der Fragestellung und den Ergebnissen als in dem Versuch, neue methodische Wege zu gehen. Statistische Verfahren spielen in der Forschung über Musik im Radio bisher zu Unrecht eine untergeordnete Rolle. Es wäre schön, wenn die Arbeit von Wernsing den Anstoß zu einer verstärkten Berücksichtigung statistischer Verfahren geben würde.

Thomas Münch, Oldenburg

Rainer Fromm/Barbara Kernbach

... und morgen die ganze Welt.

Rechtsextreme Publizistik in Westeuropa.
Marburg u.a.: Schüren Presseverlag 1994,
328 Seiten.

Der Rechtsextremismus ist auf dem Vormarsch - und dies europaweit. Die nationalen und internationalen Vernetzungsbestrebungen antidemokratischer, rassistischer, militaristischer sowie nationalsozialistischer Kräfte wurde noch bis weit in die 80er Jahre hinein unterschätzt. In dem empfehlenswerten Band »... und morgen die ganze Welt« setzen sich der Journalist Rainer Fromm und die Journalistin Barbara Kernbach auf umfassende Weise mit Gruppen und Parteien am rechten Rand auseinander. Die Verfasser untersuchen sowohl die Blut- und Bodenideologeme als auch die organisatorischen und publizistischen Infrastrukturen sowie die öffentliche Agitation der westeuropäischen Rechten.

Detailliert schildern die Autoren, wie rechtsextreme Gruppen und Parteien versuchen, gestützt auf eine populistische Propaganda aus primitiven Freund-Feind-Schemata, martialischem Nationalismus und fatalem Geschichtsrevanchismus, Einfluß zu nehmen auf die Lösung der komplexen Probleme von Gegenwart und Zukunft. Dabei ist der extremen Rechten ein wachsender - wenn auch mehr als fragwürdiger - Erfolg beschieden, wovon ein Blick in die Parlamente der europäischen Demokratien zeugt. Als ein effektives Instrument zur Verbreitung rechtsextremer, proto- und neofaschistischer Doktrinen nehmen sich die einschlägigen Medien aus: Eine große Anzahl von Publikationen trägt über ausgeklügelte Distributionswege rechte und ultrarechte Weltanschauungen in verschiedene Teilöffentlichkeiten. Anhand von instruktiven Beispielen aus Belgien, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Irland, Italien, Luxemburg, den Niederlanden, Österreich, der Schweiz und Spanien verdeutlichen die Verfasser die engen personellen, organisatorischen und medialen Verflechtungen der Rechtsextremisten. Ein besonderes Augenmerk gilt hier außer der Ideologie, Struktur und Resonanz dem publizistischen bzw. dem medialen Potential der Gruppen und Parteien: Das Spektrum reicht von massenattraktiven Tageszeitungen, konspirativen Mitgliederzeitschriften, Szenemagazi-

nen, Insidermitteilungen über »nationale Infotelefone« bis zu systematischer »Reichspropaganda« in internationalen Online-Datennetzen.

Die Untersuchung vermittelt einen einzigartigen Überblick über die rechtsextreme Publizistik in Westeuropa. Fromm und Kernbach zeigen, daß es schon längst nicht mehr nur um Aufkleber, Flugblätter und Fanzine (Fan-Magazine) mit nationalsozialistischer Symbolik geht; vielmehr nutzt die Rechtsextreme zunehmend die modernen elektronischen Kommunikations- und Informationstechnologien. Dies hat zur Folge, daß die personellen, organisatorischen und programmatischen Abstimmungen perfekter werden und viele Medienangebote immer mehr Gemeinsamkeiten aufweisen. Fromm und Kernbach machen zu Recht auf die wachsende Gefahr aufmerksam, die von sogenannten »intellektuellen«, rechtskonservativen Zeitungen ausgehen, die zur Akzeptanz rechtsextremistischer Positionen in Teilen der Gesellschaft beitragen. Die Verfasser lassen keinen Zweifel daran aufkommen, daß sich der Rechtsextremismus - in seinen mannigfaltigen Ausprägungen - auch aus der Mitte der Gesellschaft und der sie repräsentierenden Parteien nährt. Das Thema ist nach wie vor - auch im sich einenden Europa - von trauriger Aktualität.

Christian Filk, Köln/Siegen

Christoph Mick

Sowjetische Propaganda, Fünfjahrplan und deutsche Rußlandpolitik 1928-1932.

Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1995, 490 Seiten.

1929 strahlte eine Moskauer Radiostation die erste deutschsprachige Sendung aus. In Deutschland wurde dieses Ereignis genau registriert. Zunächst gab es keinen Anlaß zur Beunruhigung, da sich die Sendungen auf Vorträge über die sowjetische Innenpolitik beschränkten. Doch lösten einzelne Programmbeiträge aus Moskau, die in Deutschland als Einmischung in die inneren Angelegenheiten empfunden wurden, schon bald von deutscher Seite diplomatische Schritte aus. Das Kommissariat für Auswärtige Angelegenheiten der UdSSR reagierte darauf mit dem Argument, die Radiosendungen in deutscher Sprache seien für die deutschsprachige Minderheit in der Sowjetunion bestimmt. Aber aufgrund der sich wiederholenden Beschwerden drang das Kommissariat, angewiesen von der kommunistischen Partei, auf Mäßigung bei der Auswahl der behandelten Themen. Dies wiederum führte 1931 zu Konflikten mit der Agitpropabteilung der Komintern, die sich dieser Anordnung nur widerwillig beugte. Trotzdem fanden Politiker in Berlin immer wieder Anlaß zu Kritik an einzelnen Sendungen, und der deutsche Rundfunk begann Gegenseudungen über die Lage in der Sowjetunion zu verbreiten. Dieser - wie die »Deutsche Zeitung« es im Mai 1931 nannte - »sowjetrussisch-deutsche Radiokrieg« hielt bis zum Ende der Weimarer Republik an (S. 149-155).

Die Auseinandersetzungen um die deutschsprachigen Rundfunksendungen aus Moskau sind ein vergleichsweise kleiner Ausschnitt aus den deutsch-sowjetischen Beziehungen zur Zeit des ersten Fünfjahrplans. Die deutsch-sowjetischen Beziehungen an sich sind jedoch nicht der Gegenstand des aus einer

Dissertation hervorgegangenen Buches von Christoph Mick. Sein Ziel war es vielmehr zu untersuchen, wie die Sowjetunion in Deutschland wahrgenommen worden ist, und wie sich diese Wahrnehmung auf die Politik des Auswärtigen Amtes in Berlin niederschlug (S. 9). Diese Perspektive wurde auch durch den Nichtzugang zu sowjetischen Archiven diktiert. Daß sich für die Buchfassung durch die veränderte Archivalandschaft in Moskau noch wichtige Bestände aus dem ehemaligen Parteiarchiv, dem Staatsarchiv und dem Archiv des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten einarbeiten ließen, hat die Ergebnisse der Arbeit nicht revidiert, sondern sehr bereichert. Überhaupt ist der Wert der Studie in seiner unglaublich reichhaltigen Verwendung von Quellenmaterial zu sehen. Darin liegt aber auch ein Schwachpunkt. In der Sorge, keine der aufgefundenen Quellen zu übergehen, hat Mick zu sehr die einzelnen Erkenntnisse der beteiligten Behörden referiert und dabei so manche Wiederholung zugelassen.

Die Arbeit ist dreigeteilt. Sie beginnt mit einer Beschreibung der Kanäle, durch die in Deutschland Informationen über die Sowjetunion gewonnen wurden. Neben der Presse waren dies wissenschaftliche Einrichtungen wie die »Deutsche Gesellschaft zum Studium Osteuropas«, das »Wirtschaftsinstitut für Rußland und die Oststaaten« sowie der »Rußland-Ausschuß der deutschen Wirtschaft« als Beratungsorgane für die Wirtschaft. Das Auswärtige Amt verfügte darüber hinaus durch Berichte der Moskauer Botschaft, der Konsulate sowie von Rußlandreisenden über zusätzliche Informationsquellen. Deutschland war damit nach Meinung von Mick zu dieser Zeit das über die UdSSR am besten informierte Land (S. 64).

In dem zweiten, umfangreichsten Teil werden umgekehrt die Kanäle benannt, durch die die Sowjetunion ihre Ansichten nach Deutschland transportierte. Mick unterscheidet dabei drei Zielgruppen der sowjetischen Propaganda: Arbeiterschaft, bürgerliche Intelligenz und national-konservatives Bürgertum. Detailliert werden die Versuche aufgezeigt, diese verschiedenen deutschen Gesellschaftsschichten für den Sozialismus zu gewinnen. Mittel zum Zweck waren Arbeiterdelegationen und Einzelreisen von deutschen Intellektuellen, Gesellschaften wie der »Bund der Freunde der Sowjetunion« oder das »bürgerliche« Gegenstück »Gesellschaft der Freunde des neuen Rußlands«, Kongresse, Filme oder eben Radiosendungen.

Im dritten und letzten Teil schließlich werden die beiden Kanäle zusammengeführt und mit Inhalt gefüllt. Anhand von ausgesuchten Problemfeldern für die Jahre von 1928 bis 1932 - der sowjetischen Wirtschaftspolitik, den Prozessen gegen bürgerliche Spezialisten, der »Kolonistenaffäre«, den Religionsverfolgungen und des »Russen-Geschäftes« im Zeichen der Weltwirtschaftskrise - wird die sowjetische Politik und die deutsche Reaktion darauf kenntnisreich dargeboten.

Bei diesem Blick auf die deutsch-sowjetischen Beziehungen zur Zeit des ersten Fünfjahrplans durch die Brille vor allem des deutschen Außenministeriums kommt zutage, daß weder von Deutschland noch von der Sowjetunion eine »reine« Politik betrieben werden konnte. Das Faktum eines sozialistischen Landes bestand seit 1917, und die übrigen Staaten der Welt

mußten mit diesem Faktum umgehen lernen. Sie taten es in gleicher Manier wie die UdSSR es umgekehrt auch handhabte: im Wechsel zwischen Pragmatismus, ideologischer Starrheit und althergebrachter Diplomatie. Dieses Wechselspiel detailliert aufgezeigt zu haben, ist das Verdienst von Mick. Daß bei einem solch faktengesättigten Werk ein Namensverzeichnis fehlt, ist bedauerlich. So entzieht sich mancher wertvolle Hinweis im Text oder in den Anmerkungen einem schnellen Zugriff.

Carola Tischler, Berlin

**Inventar der Befehle des Obersten Chefs
der Sowjetischen Militäradministration
in Deutschland (SMAD) 1945-1949.**

(= Texte und Materialien zur Zeitgeschichte, Bd. 8).
München u.a.: K G Saur 1995, 229 Seiten.

Im Auftrag der Potsdamer Außenstelle des Instituts für Zeitgeschichte hat Jan Foitzik die Texte der zugänglichen Befehle - es gibt daneben auch geheime und streng geheime - der mit der obersten Regierungsgewalt in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) ausgestatteten SMAD ermittelt und in einem übersichtlich angelegten Inventar annotiert. Die chronologisch angelegte Dokumentation vermittelt eindrucksvoll, wie direkt die sowjetische Besatzungsverwaltung die deutschen Behörden unter Kontrolle hielt und sie mit Weisungen für nahezu alle Bereiche des politischen und ökonomischen Lebens versahen - nicht nur auf zentraler oder Länderebene, sondern auch auf Stadt- und Landkreisebene. So erhielten nicht nur die deutsche Wirtschaftskommission, die Länderregierungen, die Führungen der Parteien und Interessengruppen, sondern auch Oberbürgermeister und Landräte, Wirtschaftsbetriebe und sogar Einzelpersonen ihre Befehle. In seiner umfangreichen Einleitung beschreibt der Bearbeiter die Organisation der SMAD, ihre Kommunikationsstrukturen, die Befehlspraxis und die Vollzugskontrolle sowie die engen Verbindungen zwischen ihr und der KPD/SED. Die mehr als 1 000 nachgewiesenen Anweisungen spiegeln die Prioritäten der Besatzungspolitik wider, wobei sich mehr als 100 Befehle auf die Landwirtschaft bezogen, gefolgt von Reglementierungen für die Versorgung und Anweisungen für die Industrie. Vergleichsweise scheinbar gering blieb die Einflußnahme auf die Medien; so wurden Filmwesen und Kino laut Sach-, Orts- und Personenregister mit neun und der Rundfunk mit fünf Befehlen bedacht, während die Presse unbehelligt blieb. So bezogen sich Befehle mit eher marginalem Inhalt auf den Sender Königswusterhausen (31.8.1945), allgemein auf den Sendebetrieb (27.9.1945), auf die Nutzung von Radios durch die deutsche Bevölkerung (29.4.1946) und auf das Funkhaus sowie den Sender in Grünau (8.7.1947 und 17.5.1948).

AD

Rainer E. Lotz u.a.

Discographie der deutschen Sprachaufnahmen.
(= Deutsche National-Discographie, Reihe 4, Bd. 1).
Bonn: Lotz 1995, 288 Seiten.

Als vierte Reihe, nach Verzeichnissen über Kleinkunst, Tanzmusik und Gesangsaufnahmen, ist nunmehr innerhalb der »Deutschen National-Discographie« (Herausgeber: Rainer E. Lotz) der erste Band einer »Discographie der deutschen Sprachaufnahmen« erschienen. Die alphabetisch nach Sprechern angeordnete Publikation enthält alle auf Schellackplatte erschienen Reden u.a. von Politikern (z. B. Bethmann-Hollweg, Breitscheid, Groener, Ribbentrop, Kaiser Wilhelm II.), Schriftstellern (Rudolf G. Binding, Feuchtwanger, Kurt Schwitters, Toller), Schauspielern (Gründgens, Moissi, Kainz, Adolf von Sonnenthal), Forschungsreisenden (Sven Hedin), Erfindern (Carl von Linde), Originalen (Wilhelm Voigt = der Hauptmann von Köpenick mit seiner Ansprache vom 17. August 1908, einen Tag nach seiner Begnadigung) - ein Potpourri aus den verschiedensten Bereichen der Schallplattenproduktionen (außer Musik).

Neben den Industrieschallplatten verzeichnet der Katalog vor allem auch die Schallplatten der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft (RRG) und die der kulturhistorisch sehr bedeutsamen »Sammlung Doegen«. Hierzu gehört z. B. die Ansprache Philipp Scheidemanns »Ausrufung der Republik« vom 9. Januar 1920, bei der Scheidemann seine berühmte Ansprache vom 9. November 1918 wortgetreu wiederholte: Bei der in historischen Rundfunkdokumentationen oft gehörten Ansprache handelt es sich also nicht um eine »Life-Aufnahme« - dies war aus technischen Gründen auch gar nicht möglich -, sondern um eine drei Jahre später aufgenommene Studioproduktion. Hier wie bei zahlreichen anderen Persönlichkeiten werden nicht nur die reinen discographischen Angaben - wie Sprecher, Titel, Plattenfirma und Matrizen-Nr., Datum und Länge der Aufnahme - angeführt, sondern auch der Text wird wortgetreu wiedergegeben (»Der Kaiser hat abgedankt, er und seine Freunde sind verschwunden. Über sie alle hat das Volk auf der ganzen Linie gesiegt.«).

WR

Bibliographie

Rundfunkbezogene Hochschulschriften aus kommunikationswissenschaftlichen Fachinstituten

Fachgebiet Kommunikationswissenschaft /
Journalistik am Institut für Sozialwissenschaften
der Universität Hohenheim
Fruwirthstraße 49
70599 Stuttgart

Diplomarbeiten
Wintersemester 1990/91 bis
Wintersemester 1994/95

Selbt, Michael: Kirche im privaten Hörfunk - dargestellt am Beispiel der »Evangelischen Rundfunkagentur« in Württemberg. (1990)

Zdiarsky, Joachim: Wirtschaftsjournalismus im öffentlich-rechtlichen Fernsehen - eine Befragung von Fernsehjournalisten und empirische Themenstrukturanalyse der Wirtschaftsmagazine Plusminus und Wiso. (1990)

Weigert, Matthias: Medieninterdependenzen: Wechselbeziehungen zwischen Radio und Zeitung. Eine Untersuchung der gegenseitigen Bezugspunkte. (1991)

Dimitriadou, Maria: Beschäftigung von Ausländern als Journalisten in ausgewählten öffentlich-rechtlichen und privaten Medien. (1992)

Nagler, Hildegard: Das Interview als Mittel. Politik massentransparent zu machen. Die SDR 3 - Sendung »Leute«. (1993)

Grabow, Hilke: Vom Landfunk zu »Land und Umwelt«. Eine Fachredaktion im Umfeld gesellschaftlicher und medienpolitischer Veränderungen. (1994)

Grandkowski, Thomas: Programmreformen und ihre Folgen für die Hörer. (1994)

Haasis, Klaus: Die Wende zum dualen Rundfunksystem in den neuen Bundesländern. (1994)

Simpfendörfer, Tove: »SDR 3. Radio für den wilden Süden«: Eine Programmreform und eine Werbekampagne als Antwort auf die private Konkurrenz. (1994)

Regine Kleeberger, Stuttgart

Zeitschriftenlese 69 (1.10. - 31.12.1995)

Aus neuem Geist. Wiederaufbau des Rundfunks 1945 bis 1949. In: ARD-Jahrbuch. Jg. 27. 1995. S. 77-98.

Zusammenstellung von Zitaten und Literaturauszügen.

Bartosch, Günter. Das drahtlose Fernkino. T. 1 - 2. In: ZDF-Kontakt. 1995. H. 10. S. 26-27, H. 11. S. 10-11.

Rückblick auf die Geschichte des Fernsehspiels.

Boelte, Hans Heiner, Gerhard Honal. Kirche und Fernsehen. Kirchliche Sendungen im Fernsehen der ARD. In: ARD-Jahrbuch. Jg. 27. 1995. S. 107-111.

Über das Verhältnis Kirche / Fernsehen anhand von Beispielen aus der deutschen Nachkriegs Rundfunkgeschichte.

Bohrmann, Hans. Die Vereinigung der deutschen Medienlandschaft. Abläufe und Ergebnisse. In: Publizistik. Beiträge zur Medienentwicklung. Konstanz. 1995. S. 275-286.

Brunner-Szabo, Eva. Die Geschichte der Arbeiter-Radio-Bewegung in Österreich. In: Radiokultur von morgen. Wien 1995. S. 194-211.

Dussel, Konrad. Die Geschichte des bundesdeutschen Fernsehprogramms. In: Neue politische Literatur. Jg. 40. 1995. H. 2. S. 266-286.

Fuchs, Wolfgang J. »Bitte machen Sie sich frei!« Ärzteserien als TV-Dauerbrenner. In: Medien und Erziehung. Jg. 39. 1995. H. 6. S. 352-353.

Zur Entwicklung der Fernseh-Arztserie seit den vierziger Jahren in den USA und Deutschland.

Haedecke, Gert. Mehr Wort denn je. Das Kulturelle Wort und sein Platz im Programm. In: ARD-Jahrbuch. Jg. 27. 1995. S. 24-30.

Aus dem Inhalt:

Anfänge: Kultursendungen seit 70 Jahren

Verklärte Erinnerung: Jahre des Wiederaufbaus

Veränderungen: Diversifizierung auf UKW

Gegenwart: Zwischen Troja und Sarajewo

Hahn, Achim. Das Ruhrgebietshörspiel in den 80er Jahren. Ein Überblick. In: Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung. 3. Paderborn, München, Wien, Zürich 1995. S. 215-239.

Hickethier, Knut. Programmforschung. Anmerkungen zu einem Forschungsbereich. In: Medienwissenschaft. Rezensionen, Reviews. Jg. 12. 1995. H. 2. S. 142-153.

Hömberg, Walter. Auswahlbibliographie Otto B. Roegele (1990 - 1995). Ein Schriftenverzeichnis zum 75. Geburtstag. In: Publizistik. Jg. 40. 1995. H. 4. S. 492-494.

Kleinsteuber, Hans J. Radio von unten - Technik von unten? Von den Anfängen der Funktechnik bis zum digitalen Hörfunk. In: Radiokultur von morgen. Wien 1995. S. 70-78.

Politische und organisatorische Geschichte der Hörfunktechnik, vor allem im deutsch-amerikanischen Vergleich.

Knorr, Peter. Metamorphosen des deutschen Humors. Ein Vortrag. In: Agenda. H. 22. 1996. S. 23-27.

Überblick über die Entwicklung humorvoller Kurzformen im deutschen Hörfunkprogramm.

Kutsch, Arnulf. Auswahlbibliographie Karl Friedrich Reimers (1961 - 1995). In: Publizistik. Jg. 40. 1995. H. 3. S. 373-381.

Kutsch, Arnulf. Einstellungen zum Nationalsozialismus in der Nachkriegszeit. Ein Beitrag zu den Anfängen der Meinungsforschung in den westlichen Besatzungszonen. In: Publizistik. Jg. 40. 1995. H. 4. S. 415-447.

Unter Berücksichtigung des (»geringen«) Einflusses, den die Medien auf die Einstellungen zum Nationalsozialismus hatten.

Kutsch, Arnulf. Winfried B. Lerg †. In: Publizistik. Jg. 40. 1995. H. 3. S. 361-364.

Kutsch, Arnulf. Karl Friedrich Reimers 60 Jahre. In: Publizistik. Jg. 40. 1995. H. 3. S. 356-359.

Leonhard, Joachim-Felix. Dokumente des Rundfunks - Zeichen der Zeit. In: Börsenblatt für den deutschen Buchhandel. Jg. 162. 1995. Nr. 100. S. 154-164.

Zur Bedeutung der Rundfunkton- und -bilddokumente als historische Quellen. Überblick anhand der deutschen Rundfunkgeschichte.

Metze, Klaus-Rüdiger. Das öffentlich-rechtliche Rundfunksystem - eine Antwort auf den totalitären Propagandaanspruch des Nationalsozialismus. In: Tagesthema ARD. Der Streit um das Erste Programm. Frankfurt am Main 1955. S. 207-220.

Müller-Adolphi, Heiner. Musikereignisse für jedermann. Klangkörper und Musikfestspiele der ARD. In: ARD-Jahrbuch. Jg. 27. 1995. S. 62-69.

Aus dem Inhalt:

Tradition - Neubeginn nach 1945

Gegenwart - Auftritte auch in Konzertsälen

Zukunftsaufgabe - Anpassung an veränderte Rahmenbedingungen

Schiwy, Peter. Eine unendliche Geschichte. Die ARD und ihre Reform. In: Publizistik. Beiträge zur Medienentwicklung. Konstanz 1955. S. 195-202.

Schriftenverzeichnis Walter J. Schütz (1980 - 1995). In: Publizistik. Jg. 40. 1995. H. 4. S. 494-502.

Schulz, Winfried. Zum 65. Geburtstag von Walter J. Schütz und zu seiner Bestellung zum Honorarprofessor. In: Publizistik. Jg. 40. 1995. H. 4. S. 487-488.

Kommunikationswissenschaftler, bis 1993 Redakteur der »Publizistik«, seit 1995 Honorarprofessor am Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung der Hochschule für Musik und Theater Hannover.

Wachtel, Karl. Vom Fernsehsessel in die weite Welt und wieder zurück. Eine Zeitreise ohne Sicherheitsgurt. In: Agenda. H. 22. 1996. S. 8-10.

Medienbiographischer Bericht über die Fernsehsozialisation des Autors und seiner Generation, der ersten Fernsehgeneration in Deutschland, von 1952 - 1995.

Weiß, Johannes. Eine fruchtbare Partnerschaft. Kirche und Radio. In: ARD-Jahrbuch. Jg. 27. 1995. S. 99-106.

Über das Verhältnis Kirche / Rundfunk anhand von Beispielen aus der Nachkriegsgeschichte des deutschen Hörfunks.

Zimmermann, Harro. Ästhetische Barbarei? Perspektiven der Radio-Kultur in Deutschland. In: Tagesthema ARD. Der Streit um das Erste Programm. Frankfurt a.M. 1955. S. 91-100.

Rudolf Lang, Köln

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte

Vorstand des Studienkreises

Durch Wahl in der Mitgliederversammlung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte e.V. am 6. Oktober 1995 in Baden-Baden und Kooptation umfaßt der Vorstand folgende Mitglieder:

Vorsitzender: Dr. Helmut Drück, Berlin

Stellvertretende Vorsitzende: Dr. Walter Klingler, Baden-Baden (Fachgruppe Rezeptionsgeschichte); Prof. Dr. Rüdiger Steinmetz, Leipzig

Schriftführer: Dr. Edgar Lersch, Stuttgart (Fachgruppe Dokumentation und Archive)

Schatzmeister: Dr. Michael Crone, Frankfurt am Main

Beisitzer: Prof. Dr. Lothar Albertin, Horn-Bad Meinberg; Dr. Ansgar Diller, Frankfurt am Main; Wolfgang Hempel, Baden-Baden (kooptiert); Prof. Dr. Friedrich P. Kahlenberg (kooptiert); Detlef Kühn, Dresden (kooptiert); Dr. Joachim-Felix Leonhard, Frankfurt am Main (Mitglied laut Satzung); Prof. Dr. Wolfgang Mühl-Benninghaus, Berlin; Dr. Marianne Ravenstein, Münster; Peter Pfirstinger, München (Fachgruppe Technik); Prof. Dr. Helmut Schanze, Siegen (kooptiert); Dr. Heiner Schmitt, Mainz (Mitglied laut Satzung); Dr. Wolfgang Sieber, Frankfurt am Main (Fachgruppe Musik); Dr. Reinhold Viehoff, Halle-Wittenberg (Fachgruppe Literatur)

Jahrestagung in Baden-Baden Sitzungen der Fachgruppen am 5. Oktober 1995

Archive und Dokumentation

Auf der Sitzung der Fachgruppe »Archive und Dokumentation« des Studienkreises wurde die Frage der »Kooperation von öffentlichen Archiven mit Programmarchiven der Rundfunkanstalten« besprochen. Seit Anfang der 80er Jahre gibt es eine Kooperation zwischen dem Südwestfunk (SWF) und dem Landeshauptarchiv Koblenz und seit 1988 zwischen dem Süddeutschen Rundfunk (SDR) und der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg. Diese Vereinbarungen mit ihren detaillierten Regelungen stand im Zentrum der beiden Kurzvorträge und der Aussprache, die Wilhelm van Kampen leitete.

In seinem Kurzvortrag ging Robert Kretschmar von der Landesarchivdirektion in Stuttgart davon aus, daß AV-Materialien unbestritten als historische Quellen anzusehen sind, die langfristig gesichert und allgemein zugänglich gemacht werden müßten. Ideal sei dafür seiner Ansicht nach eine Institution, die alle schriftlichen, audiovisuellen Unterlagen und Produktionen einer Rundfunkanstalt sichert und nutzbar macht, denen jenseits ihrer Funktion als Teil des Programmvermögens bleibender Wert als Kulturgut im weitesten Sinne beizumessen ist. Die archivistische Bewertung müsse alle Unterlagen in ihrem Beziehungsgeflecht erfassen. Die Vereinbarung mit dem SDR sei unter der Voraussetzung zustande gekommen, daß dieser eine Sicherung der landesgeschichtlich relevanten Programmbestände nicht garantieren könne. Der SDR habe sich seinerzeit auch als nicht zuständig dafür betrachtet. Die staatliche Archivverwaltung sei daher - nicht zuletzt auf Drängen des SDR selbst - subsidiär eingetreten. Zur ursprünglich angekündigten Abgabe von landesgeschichtlich bedeutsamen Altbeständen sei es aber nicht gekommen. Das im Hauptstaatsarchiv Stuttgart eingerichtete AV-Archiv habe sich folglich ganz auf Mitschnitte aktueller Sendungen bzw. Beiträge mit bleibendem Wert für die Landesgeschichte beschränkt. Die begonnene Kooperation, in deren Rahmen die landesgeschichtlich relevante Berichterstattung des SDR als Ergänzungsdokumentation beim Hauptstaatsarchiv archiviert wird, könne sinnvoll weitergeführt werden, wenn eine präzise funktionale Abgrenzung hinsichtlich der endarchivischen Verantwortlichkeiten mit den Rundfunkarchiven erfolge und die Altbestände einbezogen würden. Parallele Doppelarbeit müsse unbedingt vermieden werden. Grundsätzlich sei die staatliche Archivverwaltung Baden-Württemberg aber auch offen für andere Lösungen einer Sicherung und Zugänglichmachung der Bestände, wie der Referent ausdrücklich betonte.

Edgar Lersch, Stuttgart, kritisierte die konkrete Ausgestaltung der Kooperation als zu kurz greifend und argumentierte im wesentlichen auf einer abstrakteren, archivtheoretischen Ebene. Seine wichtigsten Einwände waren: Angesichts einer sich faktisch kaum unterscheidenden Quote bei der Entscheidung für die Aufbewahrung sowohl im SDR wie im AV-Archiv des Hauptstaatsarchivs, führe die Archivkooperation zu einer überflüssigen Doppelarchivierung und verhindere so, daß die aufgewandten, nicht un-

beträchtlichen Mittel als Beitrag der öffentlichen Hand einer nach wie vor letztlich vom »Goodwill« der Rundfunkanstalten abhängigen endgültigen Sicherung des gesamten Archivbestandes einschließlich des Schriftgutes zugute kämen. Das Kriterium der landesgeschichtlichen Relevanz der Programmüberlieferung könne sich nicht allein auf einen spezifischen Begriff von Landesgeschichte beziehen, der sich im großen und ganzen an klassischer Landespolitik und konventionellen landesgeschichtlichen Sendungen im SRD orientiere, dagegen viele landesgeschichtlich ebenfalls relevante gesellschaftliche Phänomene bzw. deren Dokumentation im Rundfunk unberücksichtigt lasse. Im übrigen müsse wohl doch davon ausgegangen werden, daß alle Eigenproduktionen des SDR als im weiteren Sinne landesgeschichtlich relevant zu bezeichnen sind. Lersch machte außerdem auf den Umstand aufmerksam, daß die SDR-Überlieferung in einem ersten Zugriff lediglich Auskunft über die Berichterstattung des SDR, seine spezifische Sichtweise der Ereignisse im Land gebe. Inwieweit diese darüber hinaus auch als Quelle zur Landesgeschichte herangezogen werden könne, sei im vorhinein gar nicht zu entscheiden. Dazu benötige man immer auch die Kontextüberlieferung, d.h. das produktionsbegleitende Schriftgut, das über die Programmroutinen und Aussageintentionen Auskunft gebe und zur Quellenkritik herangezogen werden könne. Diese Überlieferung sei aber nicht in die Kooperationsvereinbarung einbezogen worden. Im schlimmsten Fall des Verlustes der Überlieferung des SDR sei eine kritische Wertung der von der staatliche Seite gesammelten AV-Dokumente im beschriebenen Sinne nicht mehr möglich.

Lersch und Kretzschmar vertraten letzten Endes keine gegensätzlichen Standpunkte. Sie waren sich vielmehr darin einig, daß Kooperationsvereinbarungen zwischen Rundfunkanstalten und öffentlichen Archiven trotz zahlreicher vorhandener juristischer und organisatorischer Schwierigkeiten so gestaltet werden müßten, daß sich die aus den zur Zeit geltenden Verträgen ergebenden Unzulänglichkeiten und aporetischen Lösungsansätze vermieden würden.

Edgar Lersch, Stuttgart

Rezeptionsgeschichte

Die neu gegründete Fachgruppe Rezeptionsgeschichte des Studienkreises tagte zum ersten Mal. Walter Klingler, Baden-Baden, eröffnete als Moderator die Fachgruppensitzung mit dem Hinweis, das Problem der Rezeption sei bislang in der Forschung zur Rundfunkgeschichte stark unterrepräsentiert. Gerade in einer Zeit, in der allenthalben postuliert wird, das Publikum in die

Forschung einzubeziehen, sei eine Institutionalisierung notwendig geworden. Mit der neu eingerichteten Fachgruppe Rezeptionsgeschichte habe der Studienkreis nun diese Lücke schließen können.

Über die Hörfunknutzung in der Weimarer Republik informierte Carsten Lenk in seinem Vortrag zur »Implementierungsphase des neuen Mediums«. Lenk stellte seinen Ausführungen eine Warnung voran, die an ein Zitat von Winfried B. Lerg angelehnt war. Er beabsichtige »durch die methodische Tür ins Haus der Rezeptionsgeschichte« hineinzufallen. Während gegenwärtige Nutzungsforschung durch sozialwissenschaftliche Methodik abgesichert sei, müsse die Erforschung der historischen Hörfunkrezeption nach anderen Wegen suchen, um die Aneignung des Mediums Radio durch die Hörer angemessen und differenziert zu beschreiben.

Leitfaden des Referats war der Wandel des Radios von der technischen Sensation zum alltäglich genutzten Medium. In kulturwissenschaftlicher Perspektive entwickelte Lenk die These, daß diese Entwicklung aus der Dialektik einer gesellschaftlichen Bedürfnislage und der Vermittlung eines offenbar allgemeinen Bewußtseins für dieses Bedürfnis entstanden war. Der eingangs beklagte quantitative Malus historischer Rezeptionsforschung, der Verzicht auf Reichweitenerhebungen, kann, das machten Lenks Ausführungen deutlich, leicht in einen qualitativen Bonus umgewandelt werden, wenn das historische Material akribisch nach Anhaltspunkten für Nutzungsmuster durchforstet wird und die kulturellen, gesellschaftlichen und technischen Randbedingungen sinnvoll einbezogen werden. Sie geben der mühevollen Patchworkarbeit einen Rahmen, so daß das kulturgeschichtliche Gesamtbild entstehen kann. So arbeitet Lenk mit Hickethiers medientheoretischem Modell des Dispositivs, der wechselseitigen Abhängigkeit von Apparat, Zuschauer und Programm(organisation) als erscheinungsbildendem Moment der Radiogenese. Dieser Systematik folgend hat er seine Quellen ausgewertet, zu meist Programmillustrierte und -blätter, Technikzeitschriften und Jahrbücher. Besonderes Augenmerk galt auch Bildbelegen wie Reklame und Werbematerial. Lenk bewies nicht nur deren dokumentarische Tauglichkeit für die Beantwortung der Forschungsfrage, das visuelle Material illustrierte darüber hinaus den Vortrag auf angenehme Weise.

Als Ergebnis seiner Quellenforschung faßte Lenk zusammen: Die Rezeptionssituation des Hörfunks war - trotz der besonders in Städten schon weit vorangeschrittenen Ausstattung der Privathaushalte mit Rundfunkgeräten - bis zu Beginn der 30er Jahre primär an öffentlichen -

kollektiv organisierten Veranstaltungen entlehnten - Verhaltensmustern orientiert, wie sie sich im bürgerlichen Bildungsbetrieb in Konzert- und Vortragsälen manifestierten. Trotzdem fand in den folgenden Jahren, nachdem sich für die Empfangsgeräte ein »kalkulierbares Preis-Leistungs-Verhältnis« herauszubilden begann, das Radio den Weg zu seiner eigentlichen Bestimmung als »Heimmedium«, »prodesse et delectare« frei Haus, Kunstgenuß in behaglicher Umgebung, in der von Lenk so bezeichneten »Radioecke«.

Zwei zu dieser Zeit dominierende Hörmodelle konkurrierten auch länger miteinander: Auf der einen Seite das Begleitmedium, das die Hausfrau durch den Alltag der häuslichen Verrichtungen geleitete, und auf der anderen Seite der verantwortliche Umgang, das angeleitete, auf Konzentration und Bewußtsein ausgerichtete Hören, das auf der Suche nach sittlicher Erbauung dem leichtfertigen Vergnügen eine Absage erteilt. Diese Muster existierten Lenk zufolge parallel, wobei sich eine »bürgerliche« und eine »medienindustrielle« Öffentlichkeit überlagerten.

Die anschließende Diskussion des Forschungsansatzes, die im Plenum vereinzelt die Einschätzung freisetzte, endlich einmal wieder historischer Rundfunkforschung in ihrer ureigensten Gestalt teilhaftig geworden zu sein, förderte nur einen Kritikpunkt zutage, den der Referent nicht überzeugend widerlegen konnte: Rezeptionsgeschichte bedarf neben der Grundausstattung eines kulturell- und rahmenorientierten Quellenmaterials auch der Aufarbeitung der Programminhalte, und die hatte Lenk in seiner Arbeit doch etwas aus den Augen verloren.

Walter Klingler stellte in seinen Ausführungen zur Rezeption von Radioprogrammen in den 70er und 90er Jahren ein Projekt vor, das genau an dieser Stelle ansetzt. Statistische Daten zur Rundfunknutzung und empirische Rundfunkprogrammanalysen sollen verknüpft werden, um den Wandel vom Angebot- zum Nachfragemedium zu skizzieren. Entlang den zeitlichen Einschnitten der »Langzeitstudie Massenkommunikation«, die Funktionen und Images der Einzelmedien ermittelt, soll sowohl das Angebot von Hörfunk und Fernsehen als auch der Nutzungsumfang der beiden Rundfunkmedien analysiert werden. Die Forschungsinstrumente der Nutzungsforschung und Inhaltsanalyse sind in Baden-Baden vorhanden. Interessierte Fachgruppenteilnehmer wurden abschließend zur Mitarbeit an dem Baden-Badener Projekt aufgefordert. Dieses legt sich zu Beginn absichtlich keine programmatischen Beschränkungen legt, um nicht unnötig wichtiges Forschungsterrain abzutreten, dessen Bearbeitung bei entsprechendem

Engagement nicht nur möglich, sondern notwendig ist (vgl. auch S. 62).

Ralf Hohlfeld, Baden-Baden

Technikgeschichte

Die Fachgruppe Technikgeschichte des Studienkreises, letztmalig unter Leitung des scheidenden Günter Rössler, Köln, beschäftigte sich auf ihrer Sitzung mit dem technischen Wiederaufbau des Rundfunks in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg und leistete damit ihren Beitrag zum 50. Jahrestag des Kriegsendes.

Fritz Pichin, Köln, blickte zunächst auf die Zeit des Zweiten Weltkriegs und die Veränderungen des Sendernetzes infolge der deutschen militärischen Eroberungen in Europa und des späteren Rückzugs der deutschen Truppen zurück und bilanzierte dann in einer Bestandsaufnahme die noch vorhandenen technischen Einrichtungen der Funkhäuser und Senderanlagen. Da vieles zerstört oder demontiert worden war, mußte unendlich viel improvisiert, mußten z.B. die in den meisten Fällen unterbrochenen Leitungen erst wieder hergestellt werden. Eines der größten Probleme stellte die Speicherung von Tonmaterial dar, da Magnetophongeräte als Kriegsbeute überaus begehrt und somit zur Mangelware geworden waren. Pichins Bericht schloß mit einem Ausblick auf die Fernsehtechnik, mit der zu befassen die alliierten Besatzungsmächte den Deutschen bis 1948 verboten hatten.

Albrecht Häfner, Baden-Baden, zeigte am Beispiel des Südwestfunks, mit gelegentlichen Hinweisen auf parallele oder abweichende Entwicklungen bei den benachbarten Rundfunkanstalten Saarländischer bzw. Süddeutscher Rundfunk, daß die Technik sich zunächst mit den aus der Kriegs- und Vorkriegszeit vorhandenen robusten und unhandlichen Geräten abfand und an altbewährten technischen Methoden orientierte. Danach setzte eine Entwicklung ein, die zu kleineren handhabbareren und damit auch raumsparenden technischen Einheiten führte. War zunächst ein Hörfunkprogramm über Mittelwelle zu hören, so gab es durch die Einführung von UKW schnell ein zweites Hörfunkprogramm, dem das Fernsehen folgte. Die neuen Verbreitungswege und die Vermehrung der Programmangebote waren jeweils mit spezifischen Anforderungen an die Technik verbunden.

Im Referat von Werner Hinz, Bergisch-Gladbach, stand die Rundfunktechnik im Berlin der Nachkriegszeit im Mittelpunkt. Da am Schnittpunkt des Ost-West-Konflikts gelegen und wegen ihres Charakters als Vier-Sektoren-Stadt, verlief der Wiederaufbau in der ehemaligen Reichshauptstadt anders als in den vier Besat-

zungszonen - unter dem Konkurrenzdruck unterschiedlicher Rundfunkorganisationen: Berliner Rundfunk, von den Sowjets gesteuert, NWDR-Berlin, unter der Obhut der Briten, RIAS Berlin als Gründung der Amerikaner. Und mit noch einer Besonderheit hatten sich Berlin und seine Bevölkerung herumschlagen: dem Befehl des sowjetischen Stadtkommandanten, (als Reparationsleistung) ihre Rundfunkgeräte abzuliefern, noch bevor die Westalliierten im Sommer 1945 ihre Sektoren in der Stadt eingenommen hatten.

Den Vorsitz der Fachgruppe Technik des Studienkreises hat Peter Pfirstinger, München, während der Jahrestag des Studienkreises von Günter Roessler übernommen.

AD / PP

24. Doktoranden-Kolloquium des Studienkreises in Grünberg 1996

Vom 31. Mai bis 2. Juni 1996 findet das alljährliche Doktoranden-Kolloquium des Studienkreises Rundfunk und Geschichte wieder in Grünberg (Hessen) statt. Während dieser Veranstaltung haben Doktoranden, Diplomanden und Magisterkandidaten und -kandidatinnen die Möglichkeit, ihre geplanten Examensarbeiten vorzustellen und sich dabei von Kommunikationswissenschaftlern, Rundfunkpraktikern und Archivfachleuten beraten zu lassen. Die verschiedenen in Grünberg vorgestellten Themen dokumentieren deutlich, daß rundfunkbezogene Forschung nicht das Monopol einer einzelnen wissenschaftlichen Disziplin ist. Gerade die Erfahrungen der letzten Jahre zeigen, daß verschiedene universitäre Fachrichtungen ihren klassischen thematischen Kanon erweitert und sich rundfunkbezogenen Fragestellungen geöffnet haben. Eine Examensbetreuung im Rahmen des Grünberger Doktoranden-Kolloquiums bietet eine Hilfestellung an, die in dieser Form an den Fachinstituten der Hochschulen kaum geleistet werden kann. Alle Studierenden haben die Möglichkeit des Erfahrungsaustauschs mit Kommilitonen, die an vergleichbaren wissenschaftlichen Fragestellungen arbeiten.

Folgendes Programm ist vorgesehen:

Freitag, 31. Mai 1996

- 18.00 Uhr Anreise
- 18.30 Uhr Abendessen
- 19.30 Uhr Begrüßung und Vorstellung der Teilnehmer/innen
- 20.30 Uhr Michael Radtke: Medienkonzentration in Deutschland am Beispiel von Leo Kirch

Sonnabend, 1. Juni 1996

- 8.00 Uhr Frühstück
- 9.00 Uhr Bildung der Arbeitsgruppen
Gruppenarbeit
- 11.00 Uhr Kaffeepause
- 12.30 Uhr Mittagessen
- 13.30 Uhr Fortsetzung der Gruppenarbeit
- 15.30 Uhr Kaffeepause
- 18.30 Uhr Abendessen

Sonntag, 2. Juni 1996

- 8.00 Uhr Frühstück
- 9.30 Uhr Martin Grocholl: Entwicklung spezialisierter Fernsehangebote in Deutschland, Österreich und der Schweiz
- 10.30 Uhr Christian Maatje: Die Entwicklung der Hörfunkwerbung in Deutschland
- 11.30 Uhr Schlußdiskussion
- 12.30 Uhr Mittagessen und Abreise

Tagungsort ist die hessische Landessportschule in Grünberg bei Gießen. Teilnehmen können Doktoranden und Studierende im Hauptstudium, die im Rahmen einer wissenschaftlichen Abschlußarbeit ein Thema aus dem Bereich der Rundfunkforschung bearbeiten. Dies können sowohl historische wie auch gegenwartsbezogene Themen sein, mit organisationsgeschichtlichen, programmwissenschaftlichen, technikbezogenen oder rezeptionsorientierten Schwerpunkten.

An den Tagungsort Grünberg kann der Studienkreis Rundfunk und Geschichte bis zu 30 Teilnehmer und Teilnehmerinnen einladen. Anmeldeeschluß ist der 15. April 1996. Übernachtung und Verpflegung sind kostenlos. Interessenten können die Anmeldeunterlagen erhalten bei: Dr. Marianne Ravenstein, Institut für Publizistik, Bispinghof 9-14, 48143 Münster.

27. Jahrestagung des Studienkreises in Wien 1996

Die 27. Jahrestagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte findet 1996 vom 3. bis 5. Oktober auf Einladung des Österreichischen Rundfunks in Wien statt. Wie üblich werden am ersten Tag während des Nachmittags die Fachgruppen zusammentreffen, und anschließend wird es während des traditionellen Kaminabends Gelegenheit geben, mit einer führenden Persönlichkeit des Gastgebers ins Gespräch zu kommen. Am zweiten und dritten Tag sollen die deutsch-österreichischen Rundfunkbeziehungen von den 20er Jahren bis in die Gegenwart in verschiedenen Referaten thematisiert werden.

Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

Neue Buchreihe des Deutschen Rundfunkarchivs

Unter dem Titel »Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs« hat das Deutsche Rundfunkarchiv Frankfurt am Main / Berlin im Herbst 1995 eine neue Buchreihe im Potsdamer Verlag für Berlin-Brandenburg eröffnet. In ihr sollen in lockerer Folge neben Bestandsverzeichnissen und Monographien auch Dokumentationen, Sammelbände, Bibliographien und Quelleninventare erscheinen. Die Reihe bietet der Rundfunk- und damit auch zeithistorischen Forschung ein breites Publikationsforum, da in ihr sowohl die von der ARD über das Deutsche Rundfunkarchiv durch Stipendien geförderten Dissertationen als auch die mit den ungedruckten wie gedruckten Quellen des Deutschen Rundfunkarchivs erarbeiteten wissenschaftlichen Abschlußarbeiten publiziert werden sollen. Veröffentlicht werden hier auch die Arbeitsergebnisse von anderen Institutionen mitgetragener Forschungs- und Dokumentationsprojekte.

Bis Anfang 1996 sind drei Bände erschienen, die sich mit unterschiedlichen Aspekten der Rundfunkgeschichte befassen.

In der Dokumentation »Hier spricht Berlin ...« werden Quellen wie Tondokumente - Wort und Musik - und Manuskripte erschlossen sowie Presseauschnitte und Fotos zum Neubeginn des Rundfunks in Berlin bzw. in der sowjetischen Besatzungszone 1945 abgedruckt, die sich im Archiv des DDR-Rundfunks - jetzt: Deutsches Rundfunkarchiv, Standort Berlin - befinden. Ergänzt wird die Dokumentation durch Zeittafeln zur politischen und zur Rundfunkgeschichte, einen Beitrag zum Programm des Jahres 1945 sowie Aussagen und Erinnerungen von Zeitzeugen. Die Veröffentlichung will außerdem daran erinnern, daß in der Zeit des Mangels nach dem Zweiten Weltkrieg der Rundfunk ein lebensnotwendiges Informationsmedium war.

Deutsches Rundfunkarchiv (Hrsg.): »Hier spricht Berlin ...«. Die Anfänge des Rundfunks in Berlin 1945 (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Bd. 1). Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 1995, 199 Seiten. Broschiert. ISBN 3-930850-11-7.

Im Bestandsverzeichnis »Fernsehen für Kinder« werden in alphabetischer Reihenfolge rund 450 szenisch gestaltete Produktionen des Kinderprogramms des Deutschen Fernsehfunks bzw. des

Fernsehens der DDR nachgewiesen. Sie werden erschlossen durch Kurzbeschreibungen des Inhalts, Angaben der Autoren und technische Hinweise zum Material, ein chronologisches Titel- sowie alphabetische Register der Autoren, Regisseure und Darsteller. Damit stehen archivisch-dokumentarische Informationen über die Sendungen einer Programmsparte zur Verfügung, die u.a. die erzieherische Funktion des DDR-Fernsehens widerspiegelt.

Deutsches Rundfunkarchiv (Hrsg.): Fernsehen für Kinder. Ein Bestandsverzeichnis (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Bd. 2). Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 1995, 370 Seiten. Broschiert. ISBN 3-930850-13-3.

Die Monographie »Sozialistische Audiovision« von Thomas Beutelschmidt, die sich mit der »Geschichte der Medienkultur in der DDR« befaßt, ist aus einer von der ARD über das Deutsche Rundfunkarchiv durch ein Stipendium geförderten und von der Freien Universität Berlin angenommenen Dissertation hervorgegangen. In seiner kulturhistorischen Gesamtschau untersucht der Verfasser neben dem Fernsehen beispielsweise den staatlichen Filmbetrieb, die Amateurfilmbewegung, die Schmalfilmszene und das Design von Computern sowie Fernsehempfängern. Trotz der Medienlenkung durch die SED entsteht ein erstaunlich differenziertes Bild, und es wird deutlich, daß die geringen ökonomischen Möglichkeiten die DDR zwangen, den Abstand zu den in westlichen Staaten gängigen technischen Standards immer größer werden zu lassen.

Thomas Beutelschmidt: Sozialistische Audiovision. Zur Geschichte der Medienkultur in der DDR (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Bd. 3). Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 1995, 503 Seiten. Broschiert. ISBN 3-930850-14-1.

Weitere Monographien u.a. über Gewerkschaften und Rundfunk sowie zur Wirtschaftsgeschichte des Rundfunks in der Weimarer Republik, über Film- und Fernseharchive, eine Dokumentation von Rundfunkquellen zum Nürnberger Prozeß 1945/46 sowie Verzeichnisse über Tondokumente zu Judenverfolgung und jüdisches Leben und ein Lexikon der Magazine im Fernsehen der DDR werden derzeit für die neue Buchreihe vorbereitet.

CDs des Deutschen Rundfunkarchivs

Das Deutsche Rundfunkarchiv hat 1995 gemeinsam mit dem Deutschen Historischen Museum in Berlin die CD »Wir sind wieder wer« und zusätzlich in Kooperation mit der Bundeszentrale für politische Bildung in Bonn die CD »1945 - Kapitulation und Wiederaufbau« veröffentlicht.

Die CD »Wir sind wieder wer« enthält 22 Originaltonaufnahmen aus den Jahren 1949 bis 1955, von der Gründung der beiden deutschen Staaten - Bundesrepublik Deutschland und DDR - im Herbst 1949 bis zu ihrer Eingliederung in die beiden militärischen Paktsysteme - NATO und Warschauer Pakt - Mitte 1955. Neben Theodor Heuss, Konrad Adenauer, Ludwig Erhard und Kurt Schumacher als Repräsentanten der Bundesrepublik Deutschland kommen Walter Ulbricht, Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl als Vertreter der DDR zu Wort. Diese politischen Reden - zu denen auch vier O-Ton-Aufnahmen aus Ost und West zum 17. Juni 1953 gehören - werden kontrastiert durch zwei Reportagen (ARD-Hörfunk und Deutschlandsender) vom deutschen Sieg im Endspiel gegen Ungarn um die Fußball-Weltmeisterschaft in Bern 1954 sowie einer Reportage vom Sieg des populären Radrennfahrers Töve Schur auf einer Etappe der Fernfahrt Prag-Warschau-Berlin 1955. Dazwischen wurden typische Reklamespots aus den 50er Jahren eingestreut. Neben den O-Tönen tragen auch zehn Photos (vom Deutschen Historischen Museum) im Begleitheft zur Vergegenwärtigung der ersten Hälfte der 50er Jahre bei.

Die CD »1945 - Kapitulation und Wiederaufbau« enthält 21 Originaltonaufnahmen aus dem Jahr 1945, etwa je zur Hälfte aus den letzten Monaten des Zweiten Weltkrieges sowie zum beginnenden Wiederaufbau in Deutschland im Sommer und Herbst 1945. Enthalten ist z.B. die letzte Rundfunkansprache Hitlers am 30. Januar 1945, eine Aufnahme anlässlich der Befreiung des Konzentrationslagers Bergen-Belsen durch die Briten am 16. April 1945, die Rundfunkrede Stalins zur Kapitulation Deutschlands am 9. Mai 1945 sowie zwei Ansprachen auf einer Veranstaltung »Sechs Monate Berliner Magistrat« am 19. November 1945.

Auf beiden CDs wurde die Anzahl der Originaltöne bewusst beschränkt zugunsten längerer Ausschnitte - zwischen zwei und sieben Minuten Länge -, um auch die Zusammenhänge deutlich werden zu lassen. Sämtliche Dokumente stammen aus den beiden Phonotheken des Deutschen Rundfunkarchivs in Berlin und Frankfurt am Main. Für das Frühjahr 1996 ist eine weitere CD geplant, die Tonaufnahmen aus den Jahren 1930 bis 1996 zur Verfolgung der Juden in der Zeit des Nationalsozialismus bzw. Stellungnah-

men aus der Nachkriegszeit Deutschlands hierzu enthält.

Beide CDs sind vom Deutschen Rundfunkarchiv zu je DM 9,50 (zuzüglich Versandkosten) zu beziehen.

WR

Zurück nach Adlershof

Die westdeutsche »Ostaufzeichnung« im Deutschen Rundfunkarchiv Berlin

Im Fernseharchiv des Deutschen Rundfunkarchivs (DRA) am Standort Berlin-Adlershof werden die Sendungen des Fernsehens der DDR verwaltet, inhaltlich erschlossen, für die Nutzung im wissenschaftlich-kulturellen Bereich und für die Programmgestaltung der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten sowie anderer Rundfunkanbieter zur Verfügung gestellt.

In den vergangenen vier Jahren bearbeiteten die Mitarbeiter über 20 000 Videobänder, die bei der Auflösung des Deutschen Fernsehfunks in einem sogenannten Umlaufbestand ohne die notwendige Erschließung zurückblieben. So ist es gelungen, Bestandslücken aus den letzten Jahren des Deutschen Fernsehfunks zu einem großen Teil zu schließen.

Für diese Lücken können folgende Ursachen genannt werden:

- Bis Mitte der 60er Jahre wurden viele Sendungen live ausgestrahlt und nur in wenigen Fällen auf Film aufgezeichnet.
- »Aktuelle Kamera« und Magazinsendungen wurden nach der Ausstrahlung in die einzelnen Filmbeiträge getrennt, die nur zum Teil in das Archiv gelangten, da Einzelbeiträge in einer nicht geringen Anzahl gleich wieder für neue Beiträge genutzt, dem Archiv also gar nicht übergeben wurden. Bild und Ton von Nachrichten und Moderation wurden aber überhaupt nicht archiviert.
- Bis zum Jahr 1981 (Einführung der Abklammertechnik im Fernseharchiv) wurde für die Produktion neuer Beiträge unter Verwendung von Archivmaterial direkt im Original geschnitten und der entnommene Teil nicht wieder eingefügt. Dadurch entstanden große Schäden im Bestand, die nicht mehr zu beseitigen waren.

Ähnliche Probleme und Verfahrensweisen gab es auch in Archiven der ARD-Rundfunkanstalten. Daher waren z. B. »Tagesschau«, »Titel, Thesen, Temperamente« und »Report« bis zur Mitte der 70er Jahre nicht als komplette Sendungen überliefert. In den vergangenen Jahren konnte das DRA hier mit der sogenannten »Westaufzeichnung« helfen, die Lücken zu schließen. Der Grund für die Entstehung dieser Aufzeichnung des westdeutschen Fernsehens in

Adlershof war seinerzeit propagandistischer Art. Umso erfreulicher ist, daß die Beobachtung des Programms des »kapitalistischen Gegners« durch die DDR letzten Endes, freilich unbeabsichtigte, positive »Spätfolgen« gerade für jene westdeutsche Rundfunkanstalten hatte, deren Fernsehberichterstattung seinerzeit das propagandistische Angriffsziel eines Karl-Eduard von Schnitzler waren. Im Herbst 1993 wurde die »Westaufzeichnung« des DDR-Fernsehens vom DRA an einige Archive von ARD und ZDF abgegeben.

Den wenigsten ist jedoch bekannt, daß auch umgekehrt, in der Bundesrepublik, eine sogenannte »Ostaufzeichnung« entstand. Das Programm des Fernsehens der DDR wurde von verschiedenen Einrichtungen in der Bundesrepublik aufgezeichnet. Bekannt sind gegenwärtig Aufzeichnungen durch das Gesamtdeutsche Institut, die 1990 die Bundeszentrale für politische Bildung übernahm, den SFB und das ZDF. Die Mitschnitte betrafen hauptsächlich die »Aktuelle Kamera«, Magazinsendungen wie den »Schwarzen Kanak«, publizistische Einzelbeiträge und die Übertragung politischer Großveranstaltungen. Vereinzelt wurden auch Unterhaltungssendungen, Fernsehfilme/-spiele, Kinderprogramme und Sportsendungen aufgezeichnet.

Die Aufzeichnungen des SFB und des Gesamtdeutschen Instituts auf Film gingen vor einigen Jahren an das Bundesarchiv in Koblenz. Die Nutzung war wegen fehlender Erschließungsunterlagen und ungeklärter Rechte schwierig bzw. ausgeschlossen. Im September 1995 wurden diese Filmbestände auf der Basis eines Vertrages zwischen dem Bundesarchiv und dem Deutschen Rundfunkarchiv dem Fernseharchiv des DRA übergeben. Es handelt sich um ca. 15 000 Filmbüchsen, die, entsprechend ihrer Herkunft, mit zwei unterschiedlichen Nummernsystemen gekennzeichnet sind. Leider wiesen etwa 30 Prozent der Materialien einen mehr oder weniger starken Schimmelbefall auf. Da die Aufzeichnungen sich aber teilweise überschneiden, ist der Schaden durch den Schimmelbefall insgesamt gering. Ob und wie das befallene Material im Einzelfall genutzt werden kann, ist noch zu klären.

Trotz dieser Einschränkung konnte mit der Übernahme der Aufzeichnungen die erwähnte Bestandslücke für die 60er und 70er Jahre zu einem großen Teil geschlossen werden. Damit stehen für die wissenschaftliche Aufarbeitung der DDR-Geschichte und für die Programmgestaltung Materialien zur Verfügung, die nach der Ausstrahlung eigentlich nicht mehr vorhanden waren, die also niemand mehr sehen bzw. nutzen konnte.

Die ca. 3 000 Aufzeichnungen der »Aktuellen Kamera«, die vor allem aus den 60er Jahren stammen, dokumentieren eindrucksvoll, wie das DDR-Fernsehen zur Verbreitung der Tagespolitik der SED genutzt wurde. Sie stellen zu diesem Komplex das einzige überlieferte Zeugnis bewegter Bilder dar, da die DEFA-Wochenschau »Der Augenzeuge« sich weniger der Tagespolitik widmete, sondern in erster Linie vertiefende Berichte zu einzelnen Themen enthielt.

Da von Schnitzler den »Schwarzen Kanak« aus unbekanntem Gründen kaum archivieren ließ, gab es nur knapp 30 Aufzeichnungen in Adlershof. Durch die Übernahme von 400 Aufzeichnungen aus Koblenz können nunmehr die häufigen Nachfragen aus dem wissenschaftlichen Bereich zufriedengestellt werden.

Zu den Aufzeichnungen gehören außerdem:

113 »Blickpunkt« (1962 bis 1967)

132 »Telestudio West« (1958 bis 1965)

136 »Tele-BZ« (1963 bis 1970)

Diese Sendungen beschäftigten sich jeweils mit politischen Tagesfragen. Wie die Titel schon erkennen lassen, meistens mit Blick in westliche Richtung.

Erwähnt seien unter anderem auch die Aufzeichnungen vom siebten, achten und neunten Parteitag der SED (40 Bänder), von Sonderberichten zu politischen Großereignissen (20), Sendungen der und mit der KPD (35), Berichten zu kulturellen Höhepunkten und von der DDR-Werbesendung »Tausend Tele Tips«. Aufzeichnungen von Unterhaltungssendungen bzw. Ausschnitte daraus werden auch für die heutige Programmgestaltung gerne genutzt.

Sowohl von der Bundeszentrale für politische Bildung als auch vom Bundesarchiv für die Mitschnitte des SFB hat das Deutsche Rundfunkarchiv Erschließungsunterlagen erhalten. Beide Hilfsmittel müssen zwar für die elektronisch gestützte Erfassung der Sendungen überarbeitet werden, erleichtern aber eine schnelle Nutzung.

Es zeigt sich, daß das deutsch-deutsche Tauziehen um politischen Einfluß und Publikumsgunst, in dessen Kontext die wechselseitige Programmbeobachtung von West- und Ostfernsehen seinerzeit entstanden war, am Ende für alle Beteiligten äußerst positive Nachwirkungen und fruchtbare Kooperationsbeziehungen mit sich brachte.

Sigrid Ritter, Berlin

Promotionsstipendien für Dissertationen zur DDR-Rundfunkgeschichte

Die Stipendien der ARD für Förderung von Dissertationen zur Erforschung der Rundfunkgeschichte der DDR sind Anfang 1996 vergeben worden. Gefördert werden für den Zeitraum 1. Januar bis 31. Dezember 1996 mit jeweils monatlich DM 1 800,- zwei Stipendiatinnen, die vom Deutschen Rundfunkarchiv betreut werden, dessen Berliner Archivmaterialien vorrangig auszuwerten sind.

Frédérique Dantonel, Straßburg, befaßt sich in ihrer Dissertation mit »Geschichte, Erbe und Tradition im DDR-(Fernseh-)Film«. Untersucht werden sollen die Unterschiede zwischen der offiziellen DDR-Geschichtsschreibung und der in DDR-Filmen vermittelten Geschichtsauffassung anhand von Reformation und Bauernkrieg, der Geschichte Preußens und Sachsens sowie des deutschen Widerstandes gegen den Nationalsozialismus.

Simone Tippach-Schneider, Berlin, schreibt an einer »Kulturgeschichte des DDR-Werbefernsehens von 1959 bis 1976«. Auf dem Hintergrund der Auseinandersetzungen über das Menschenbild im Sozialismus und den Entwürfen von Leitbildern analysiert sie das Werbefilmangebot in bezug auf die Bewertung von Alltagsgegenständen und -situationen.

DRA

der gedruckten Fassung sind alle Tonbeispiele transkribiert und mit weiteren erläuternden Hinweisen versehen.

Der Beitrag kann einschließlich einer Tonkassette über das Deutsche Rundfunkarchiv zum Selbstkostenpreis von DM 9,80 (zzgl. Versandkosten) bezogen werden.

DRA

Dokumente des Rundfunks - Zeichen der Zeit Beitrag in der »Buchhandelsgeschichte«

Unter dem Titel »Dokumente des Rundfunks - Zeichen der Zeit« ist in der »Buchhandelsgeschichte« (Jg. 1995, H. 4, S. 154-164), einer Beilage des »Börsenblatts des Deutschen Buchhandels« (Jg. 1995, Nr. 100), in leicht veränderter Fassung der Nachdruck eines öffentlichen Vortrags des Vorstands des Deutschen Rundfunkarchivs, Joachim-Felix Leonhard, erschienen, den dieser am 12. April 1995 auf der Frühjahrstagung der Historischen Kommission des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels in Frankfurt am Main gehalten hat. Der Beitrag versteht sich als Appell an die Historiker, audiovisuellen Quellen bei der Erforschung der Geschichte des 20. Jahrhunderts mehr als bisher Beachtung zu schenken. Während des Vortrags wurden zahlreiche Tondokumente aus der Zeit vom Beginn der Tonaufzeichnung Ende des 19. Jahrhunderts bis Anfang der 60er Jahre vorgespielt und auf deren Stellenwert im Kontext des damaligen Ereignisses aufmerksam gemacht. In